Ernst Zahn's
Gesammelte Werke

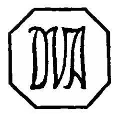
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Fünfter Band

Menschen



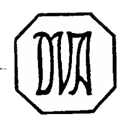
Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Menschen

Neue Erzählungen

Von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Fräulein Mina Buck

seiner Tante und Freundin

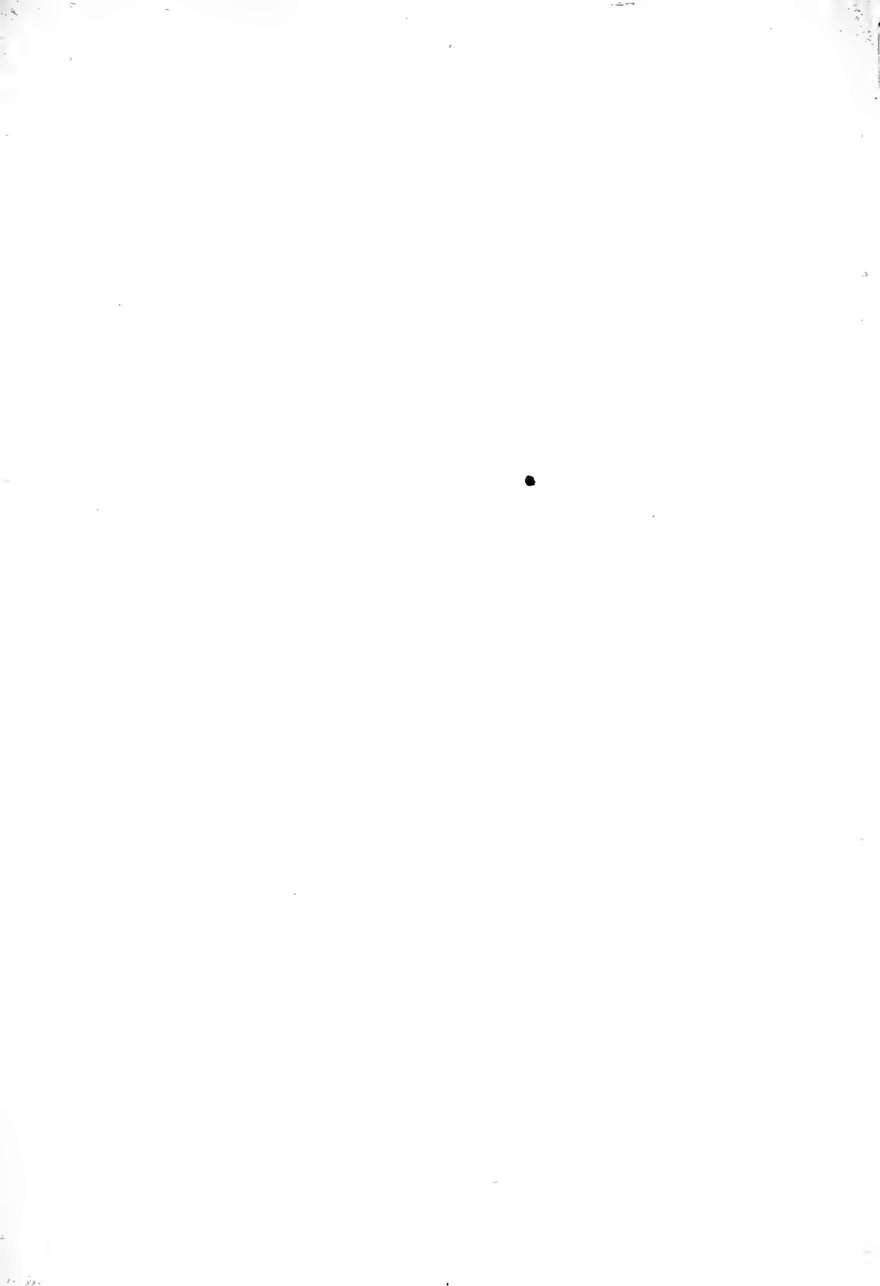
widmet dieses Buch

der Verfasser

Menschen! — Selber schreiten wir im Zug,
Den seit grauer Zeit die Erde trug.
Der, ein niemals abgewundnes Band,
Dieses Lebens Hügel überspannt!
Menschen! — Aus der Kindheit Sonnental
Steigt's herauf, hat keine Rast zumal,
Ueberklimmt den Ort in Mittagsglut,
Wo der Lebenswende Markstein ruht,
Sucht dieselbe Straße unverwandt
Talwärts in ein nachtversunknes Land.
Und wie sie da wallen Schar um Schar,
Ist kein Rücken aller Lasten bar,
Schleppen keuchend sie auf Schritt und Tritt
Ihre klein' und großen Kreuze mit! —
Menschen! — Aus dem Zug sah dann und wann
Eines Trägers Angesicht mich an;
Fest hielt ich in diesen Blättern, was
Ich aus des Genossen Antlitz las.
Und derweil ich von den Menschen schrieb,
Wurden mir die Menschen seltsam lieb.
Und mir war und ist, als sei das Los,
Ihres und das unsre, stolz und groß,
Wurde jedem doch zu zeigen Frist,
Daß er stark auch unter Lasten ist.



Inhaltsverzeichnis



Menschen

Erstes Kapitel

Ein gottgesegneter Tag! Das kleine Stück Himmel über dem Lochtal leuchtet, sein Blau ist so tief wie das Meer, wann es am stillsten ist, und scheint zu dem Walde niederzuquellen, der seine dunkeln Kronen ihm entgegenhebt. In den Lüften ist alles Glanz und Licht und Sonne, und im Walde ist Dämmerung, grüne, warme, mit Lichtfunken auf dem Blatt und jenem, mit einer weißen Blume hier und dort, die von der Sonne getroffen wie ein Lichtlein inmitten des milden Düsters steht. Ueber allem liegt ein lautloser Friede. Der Voralpbach selber ist still, oder dann sind die Stimmen seiner Sturzwasser so mit dem Tale verschmolzen, daß sie den Frieden nicht stören und nicht aus ihm hervortönen. Die Wände und Abstürze des Salbit schimmern blaugrau, manchmal, wo die Sonne auf Glimmer trifft, brennt ein silbernes Feuerlein an der Steinwand. Auf der höchsten Spitze hängt ein Schneefeld gleich weißem Scheitel über dunkelm Gesicht, es gleißt im Glanz der Sonne und tut dem Auge weh. Aber der Berg ist stiller als alles, starr und groß und gewaltig, der Wächter über dem Talfrieden.

Ueber das Dach der Lochstafelhütte quillt das

warme, sachte verschönende Sonnenlicht. Die liegt so einsam und weltverloren wie das Blockhaus auf dem Eiland des Robinson. Vom Alpweg aus sieht sie sich sauber und wohnlich an; die Sonne verheimlicht die Wurmlöcher in den braunen Wänden, die faulen Dachbalken und die Löcher im Schindeldach; selbst die zerschlagenen Fenster, an denen mehr Papierflicken als Glas sind, sehen fürnehmer aus. Und doch hockt die bittere Not auf der Schwelle der Lochstafelhütte, hockt dort seit Jahren und Jahren. —

Zwei junge Menschen sitzen in der Stube der Lochstafelhütte. Sie sitzen zum letzten Male hinter dem wurmstichigen, nicht übersauberen Tisch, der Rest eines luftgetrockneten Schafbeins liegt zwischen ihnen, und zuweilen fährt eins mit der Hand danach und sägt von dem krummen Knochen das steinharte Fleisch. Der Tag lugt durch die beiden kleinen Stubenfenster, er lugt scheel herein, denn in jedem ist nur noch ein staubgraues Scheiblein, die andern sind verklebt. Lange schmale Staubstreifen glänzen von den beiden Scheiben nieder auf den moderigen Boden; die Sonne spinnt ihren Weg in das elende Wohnloch.

„Es ist mir, ich könnte nicht fort," sagte des Lochstafelmartis Bub, der Marti. Er glotzt nach der rußschwarzen Decke und stochert mit dem Messer in den Zähnen.

Seine Schwester Hanna, das Hansi, wie sie sie ihr Lebtag genannt haben, lacht trübselig. Dann kaut sie mit den schönen weißen Zähnen an ihren kargen Bissen weiter.

„Hat er wirklich gesagt, daß wir warten müssen?" fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Ja," knurrt der Bub zurück. Seine Brauen fahren jäh zusammen, und ein halb verbissener Fluch folgt dem Ja.

Danach hocken sie wieder schweigsam einander gegenüber und essen, mehr zum Zeitvertreib und in Gedanken, als weil sie hungert. Das warme Tageslicht quillt über sie hin.

Das Schicksal der Lochstafelkinder ist nicht just außergewöhnlich, nicht einmal so, daß unten im Dorf einem eingefallen wäre, sie für elend zu halten. Hungerleider wohnen noch eine ganze Anzahl in den verstreuten Hütten. Der Martin Gerig, der Lochstäfeler, hat zu Lebzeiten so gut wie andre die paar Franken Viehauflag auf die Gemeindekanzlei zu Wicky getragen, und sein Gesicht ist jeweilen an dem Tag auch nicht viel trüber und saurer gewesen als die andrer Leidgenossen. Jetzt ist der Gerig-Marti tot, an die drei Wochen schon tot, und es hat sich seither herausgestellt, daß auch das Lotterdach nicht mehr sein gewesen ist, unter dem er seine Kinder zurückgelassen hat. Aber das kommt vor, das kommt alleweil vor im Land, die paar Reichen haben die Hand auf allem. Auf der Lochstafelhütte hat sie der Waisenvogt von Wicky, der Säger und Händler, der Truttmann-Dölfi. Den sind die Lochstafelkinder gewärtig, ehe sie abziehen.

Der Truttmann läßt auf sich warten. Das Schafbein ist abgenagt. Wie er nichts mehr zu kauen hat, legt Marti den schwarzen Kopf an die Holzwand und drückt die Augen zu, als zwinge ihn

der Schlaf. Aber heimlich lugt er durch die Lider nach der Schwester aus. Hansi hat die Hände vor sich auf den Tisch gelegt und staunt ins Leere, die dunkeln Augen und den roten, leicht aufgeworfenen Mund halb offen. Sie staunt und sinnt und merkt nicht, daß der Bruder sie beobachtet. Der ist erst zwanzig Jahre alt, nur drei Jahre älter als das Mädchen, aber er weiß viel, hat viel aufgefangen von dem, was unter den Buben zu Wicky die Rede geht, und just in dem Augenblick fällt ihm ein, daß die Hansi nicht unter die passe, also auch nicht unter das Knechtsvolk, wie es sich in jedem Dorfe herumtreibt. Irgendwie entdeckt er, daß das Mädchen schön ist, und muß dabei denken, daß es noch dumm ist in den Sachen, die es auf den Weg wissen sollte.

Das ganze Licht fällt auf das Gesicht der Hansi. Das ist weich und rund, hat ein feines Kinn und eine kleine Nase, nur der Mund blüht ein wenig allzusehr daraus auf. Die Augen sind grau, von dunkelm, heimlich leuchtendem Grau. Das Haar des Mädchens ist wirr, ungepflegt, aber es rahmt sich in seinem dunkeln Wust wohl um das helle Gesicht.

Des Martis Blick hängt mehr an dem biegsamen, sich eben nur rundenden Leibe des Mädchens, der gibt ihm zu denken. Die Dorfbuben von Wicky haben schon immer nach den runden Armen gegriffen, die jetzt die Aermel des verschossenen dünnen Kleides füllen, und ihre Augen schielen lüstern nach der Hansi, wenn sie in ihre Nähe kommt. Er, der Marti, weiß es; er ist selber nicht anders. Er läuft selber den Mädchen nach. Darum weiß er, wie's

mit der Hansi sein wird. Dabei ist ihm, als solle er sie nicht aus der Nähe lassen. Eines ist in der Lochstafelhütte gewachsen, was nicht in allen Hütten gedeiht: der Marti und die Hansi hängen aneinander — wie die Narren, hat der alte Lochstäfeler, ihr Vater, immer gesagt.

„Ich weiß noch nicht, ob ich dich fortlasse," gibt der Bub seine Zweifel plötzlich laut.

Die Hansi blinzelt schläfrig: „Bah, da wirst jetzt noch viel machen können."

„Einmal wissen will ich erst, wo du hinkommst?"

„Nun, zum Flühner nach Meyen oder zum Meyer zu Steg; mit einem wird der Truttmann wohl einig geworden sein."

In diesem Augenblick kommt der, von dem sie redet, gegen die Hütte heran aus dem Walde gestiegen. Ein langer, hagerer Mensch, dessen Oberleib vorgebeugt ist wie der Gipfel eines überlasteten Baumes. An seinen kurzen, schäbigen Hosen sieht ihm keiner seinen Reichtum an, aber daß er geizig ist, steht schon um seinen schmalen Mund geschrieben. Er hat steckiges, schwarzes Haar und einen schwarzen Schnurrbart. Wangen und Kinn sind schlecht rasiert, die schwarzen Stoppeln stehen in der grauen, harten Haut. Eine niedere, bleiche Stirn sieht unter dem zurückgeschobenen Hut hervor, unter der stehen dunkel überbraute, halb stechende, halb scheue Augen, Geizhalsaugen, in denen eine geheime Gier und eine just so heimliche Angst nebeneinander leuchten. Der Waisenvogt keucht und verschnauft, wie er den Berg überwunden hat und neben der Lochstafelhütte steht. Er fährt sich mit der Hand

über die nasse Stirn und reibt sie an der Hose wieder trocken, dann macht er sich schwerschrittig und als ob er zu einem besonders würdigen Amt den Anlauf nehme, in die Hütte. Die Tür kracht auf, man soll merken, wer ankommt, aber die Diele macht den großen Mann doch sich bücken.

„Tag," knurrt er unverständlich, als er sich den Lochstafelgeschwistern gegenüber sieht.

„Tag," geben die, nicht just freundlich, zurück.

Der Truttmann hat sich schon zu ihnen an den Tisch gesetzt. Dabei ist sein Blick auf den Schafknochen gefallen.

„Was!" fährt es ihm heraus. „Wie kommt ihr zu dem Bein da?" Und er schwingt den Knochen, den er vom Tisch genommen hat.

„Bah, woher wohl? — Es hat nur das auf dem Estrich gehangen," gibt der Marti trotzig und trocken Bescheid.

Jetzt sperrt der Waisenvogt das Maul erst recht auf.

„Hast nicht gehört, daß du hier nichts mehr anrühren sollst, Fratz, daß alles versiegelt ist?" begehrt er dann auf.

Das Blut ist dem Marti zu Gesicht gestiegen, er schiebt sich hinter dem Tisch hervor; es will ihm zu eng werden. „Essen wird man doch wohl dürfen," gibt er zurück.

„Aber nicht von dem, was noch helfen kann, deines Vaters Schulden zu zahlen!"

Marti steht am Fenster und trommelt an die brüchigen Scheiben. Er ist ein starker, gut gewachsener Bursch, nicht hoch just, aber stämmig,

Arme und Beine zeichnen ihre Muskeln an den zertragenen Kleidern ab. Der Kopf ist schwarzhaarig wie der der Schwester, auch sein Gesicht ist wohlgeformt, aber sommersprossig. Die schwarzen Haare keimen auf seiner Oberlippe. Seine Augen sind braun und schauen ehrlich; es ist schad um sie, wenn er Sonntags im Wirtshaus den schweren Welschwein über sich Herr werden läßt, zu dem selbst der Aermste Geld hat; die Augen flackern dann und sind so unstet, wie sie jetzt gerade und zutrauenerweckend sind.

Der Waisenvogt schimpft und predigt weiter in seinem Rücken; Martin trommelt nur dazu. Da kommt Truttmann endlich zum Grund seines Hierseins.

„Also, jetzt wollt ihr ausziehen?“ fragte er, als ob er es nicht wüßte.

„Wir haben nur noch auf Euch gewartet,“ gibt Hansi zaghaft Bescheid.

„Ja, ich habe dir Bericht,“ läßt Truttmann sich zahmer und gedehnt vernehmen. „Also beim Meyer zu Steg kannst eintreten. Der andre, der Flühner, hätte dich auch genommen, aber ich habe den Meyer just angetroffen und mit ihm abgemacht. Er hat eine kranke Frau und kann zwei Hände mehr brauchen bei seinem Vieh und im Haus. Ich habe auch gesagt, daß du heute kommst.“

„Dank — so — so will ich halt —“

Hansi hat sich erhoben. Sie ist bleich; der Abschied geht ihr doch nah; es sieht aus, als haste sie wegzukommen.

„Nun, so pressiert es ja nicht,“ meint der Waisenvogt. Aber das Mädchen knüpft das bunte

Nastuch um den Hinterkopf und packt den alten, abgeschossenen Regenschirm. Der Marti ist ohne ein Wort nach der Tür geschritten.

„So denn, adie, Waisenvogt, und Dank,“ zwingt Hansi noch einmal hervor und streckt dem Bauer am Tisch die Hand hin. „Oder kommt Ihr mit?“ fragt sie noch.

„Nein, ich habe noch zu tun hier,“ gibt er zurück, steht aber gleichwohl auf und tritt, das Mädchen vor sich herschiebend, in den Flur hinaus.

Dort steht Marti und bindet der Schwester gelbe Kleiderkiste auf die Gabel. Es ist ein wurmstichiger Kasten und tönt hohl, wenn er daran stößt; es ist blutwenig darin. Aber der Geiz sticht den Truttmann doch.

„Ja, halt, was traget ihr jetzt da wieder fort?“ fragte er eifrig.

Grimm faßt den Marti. Er hat eine böse Rede auf der Zunge, aber — fühlt er sich noch zu jung, oder ist ihm just nicht um Streiten — er löst den Strick mit hastigen Fingern, derweil ihm das Blut dunkel in den hageren Wangen steht. Dann schlägt er den Deckel zurück, den nur eine um einen Nagel gewundene Schnurschlinge festhält.

„Da,“ stößt er rauh heraus, „gestohlen haben wir nichts.“

Der Waisenvogt streckt die spitze Nase in den Kasten. Er kann den Vorrat von Strümpfen, Wäsche und Kleiderzeug mit einem Blick übersehen.

„Nun ja, mach zu,“ sagt er danach gnädig. Und der Marti bindet seine Last aufs neue auf. Er stellt danach die Gabel vors Haus, duckt sich

und nimmt sie auf den Rücken. Dann steht er, das Gesicht weggewandt, und wartet auf die Schwester. Die hat das Wasser in den Augen stehen. Zeit ihres Lebens ist es ihr nicht eingefallen, daß an der Lochstafelhütte etwas Schönes sei, aber jetzt — sie kann sich nicht helfen. Sie tut ein paar Schritte seitwärts an der Hüttenwand hin, so daß sie den Männern aus den Augen kommt. Dort legt sie die Hand auf das lichtwarme Schindeldach — es ist so niedrig, daß sie leicht hinauflangt — und streichelt das graue Holz. Und plötzlich muß sie sich halten, so überkommt sie jäh das Flennen. Sie tut einen einzigen lauten Schluchzer, dann schämt sie sich und meint, die andern hörten sie, schießt davon und bergab, dem Marti im Vorüberstreifen ein „Komm jetzt!" zuwerfend. Der rückt sich das Reff zurecht und beginnt ihr nachzusteigen; den Truttmann grüßt er kaum.

„Also, wenn du zurück bist, kommst zu mir!" ruft ihm der noch nach. Da gibt er ein kurzes, knurriges „Ja" zurück. Der Truttmann geht indessen des Lochstafelmartis Hütte durchsuchen, die auf die Gant soll; bei Versteigerungen läßt sich manchmal ein Geschäft machen.

Zweites Kapitel

Es ist zu Steg kein schöneres Gut als das des Peter Meyer. Und Steg ist reicher als das eine Stunde höher in den Bergen liegende Wicky. Vielleicht haben die Alten das Dorf „Steg" geheißen,

weil mitten durch dasselbe der breite Rußbach geht, den alle paar Häuser weit ein Steg überbrückt.

Des Peter Meyers „Breite" liegt außerhalb des Dorfes. Es ist eine weite, grüne Matte, die wie eine Insel mitten in einer Schlucht liegt. Das Tal verengt sich derorts; die Wildplatte erhebt ihren starren, massigen Leib gerade auf aus des reichen Bauers Land, und die dunkeln Wände des Berges schützen dasselbe vor den Westwinden. Jenseits ragt der waldige Morgenberg auf, an dessen Fuß die Landstraße sich hinzieht. Die von der „Breite" können die weiße durch die Tannenreihen herüberschimmern sehen. Zwischen Straße und Matte aber tosen die Rußbachwasser in tiefem, schachtartigem Bett, dessen zerrissene Wände zuweilen Gesträuch verbirgt, das aber, wo es freiliegt, den Namen verdient, den es trägt. Sie heißen es die Hölle.

Es dämmert leise über der „Breite". Der Wald zur einen und der Fels zur andern Seite halten das Licht um diese Herbstzeit früh schon ab. Hoch oben am Morgenberg, wo an der kahlen Spitze noch ein schmaler Schneestreifen haftet, brennt der letzte Abglanz der Sonne, die den Lochstafelgeschwistern an der heimischen Hütte zum Auszug geleuchtet hat. Die Lochstäfeler setzen erst jetzt den Fuß auf den Breiteboden. Sie haben drei Stunden an dem Wege gemacht, den man sonst in einer geht. Im Intschiwald oben, wo es still und heimelig ist, wie in der Kirche, sind sie beieinander gehockt, ohne Abrede, in gegenseitiger Uebereinstimmung, nicht um zu reden, fast nur, weil es ihnen heute zum

erstenmal in ihrem Leben Bedürfnis war, beieinander zu hocken. Jetzt steht der Marti am Breite-Mattensaum, aufrecht, das Reff auf dem Rücken, und späht nach dem Haus hinüber, von dessen rußschwarzem Kamin ein blaues Räuchlein in Ringeln sich in die wunderbar reine Luft erhebt, steht und gafft. Die Hansi hat den schmalen Steg, der von der Landstraße zur „Breite" herüberleitet, just auch hinter sich und tritt neben den Bruder.

„Da kann einer zusehen, daß er nüchtern ist, wenn er nachts hierher heim will," hat sie im Herantreten gesagt. Sie hat auf dem Holzsteg verweilt und einen scheuen, erschreckten Blick in die Tiefe der „Hölle" hinabgetan, die düsterer und wilder ist als selbst die Wände der Lochwaldfälle daheim. Der Marti gibt keinen Bescheid. Er mustert noch immer das Breitehaus. Die Hansi, die aufmerksam wird, hilft ihm danach gaffen. Breit, grobgliederig und erwachsen, wie sie sind, haben sie in diesem Augenblick mit Hänsel und Gretel im Märchen die scheue Neugier gemein, welche jene vor der Hexenhütte zögern heißt.

Das Holzhaus des Peter Meyer steht braun und schmucklos in der grünen Fläche, nicht unfern der Wildplattenwand. Es ist ein großer Bau, der mehr in die Breite denn in die Höhe geht. Eine Tür steht offen, zu deren beiden Seiten eine Reihe Fenster liegen. „Die Wohnstuben," meint die Hansi, die mit dem Finger hinüberweist. Darüber mögen Schlafkammern liegen, eine gute Anzahl, denn die eine Front zählt sechs Fenster, von denen eines auffällt, weil es unter den andern in dem

gebräunten Holzgrund sitzt gleich einem sonntäglich gekleideten Menschen unter Werktagsschaffern. Ein grünes Häglein ist zwischen die Rahmen geklemmt, hinter dem noch ein ganzer Garten späten Blusts steht.

„Du, Blumen hat es noch," raunt Hansi und stößt den Bruder an. Der hat sich inzwischen an dem Misthaufen ergötzt, der zwischen dem Haus und einem nahen Gaden sich breit macht. Auch das Schindeldach hat er gemustert, das just neu eingedeckt worden sein muß, und die Holzschichten, die der einen Hausseite nach bis ans Dach hinaufreichen.

„Man sieht schon, daß der Batzen hat," murmelt er durch die Zähne. Dann aber, als besänne er sich, daß sie schon überlang sich versäumten, nimmt er zwei mächtige Schritte und biegt in den Fußpfad ein, der an ein paar Laubbäumen vorüber stracks nach dem Hause führt. Der Hansi wird heiß, wie es nun ans Hingehen kommt, sie löst das Tuch am Kopf und nimmt es so rasch herab, daß das Haar wirr den schmalen Kopf umsteht; dann tut sie dem Bruder hastig den Weg nach. Sie überwinden schweigend die Entfernung bis zum Breitehaus. Marti biegt großschrittig um den mächtigen Holzstoß und stellt die Gabel an der Haustür ab. Derweilen tut Hansi einen scheuen Blick an der Vorderwand empor.

Kleine, saubere Vorhänge zieren die niederen Fenster; die im unteren Stock sind weiß, oben hängt buntgedruckter Kattun über die Scheiben. An der Stube mit den Blumen steht das Fenster halb offen,

der rote Vorhang hat sich verzwängt, den der Wind herausgeweht hat, und eine weiße Aster liegt abgebrochen oben auf dem Gesims.

„Jesus, du, der hat ..."

Die Hansi will dem Bruder zufahren und ihm berichten, daß der oder die da oben in der Stube wohnt, eine Totenblume vor dem Fenster liegen hat. Da geht in dem dunkeln Hausflur hinten eine Tür und tritt eine junge Frauensperson in die Helle des Eingangs.

„Guten Abend, wir sind doch recht da? beim Peter Meyer — nicht?" grüßt Marti, das Blut in den Backen.

„Ja," gibt das Mädchen kurz zurück. Die Hansi staunt es mit großen Augen an, denn es steht da, als wäre es Herrin im Haus.

„Was ist? Bist du das Mägdlein, das vom Truttmann zu Wicky kommt?" fragt die von der „Breite" und trocknet an einer rauhen Schürze die etwas hageren weißen Arme, von denen sie im Herantreten noch Seifenschaum geschüttelt hat.

„Ja," stammelt Hansi ihr zum Bescheid, halb freundlich, halb verlegen. Die andre heißt sie hereinkommen und, die gelbe Kiste bei ihrem einen Griff fassend, weist sie den Marti an, anzupacken und geht ihm vorauf, durch den Flur und eine Treppe hinan.

„Ich bin dem Peter seine Schwester," erklärt sie in klarem, ruhigem Ton, der den beiden gleich zu Anfang aufgefallen ist und der Hansi nicht gefällt, weil es ihr, wenn das Mädchen redet, immer ist, als käme ein kühler Luftzug durch den Flur ihr

in den Nacken. Aber noch im Treppaufsteigen, während die Holztritte unter Martis schweren Schuhen krachen, werden die drei heimischer. Des Bauern Schwester gibt an, daß sie Regine heißt und läßt sich sagen, daß der Marti der Bruder der Magd ist, die ins Haus kommt. Nachdem sie zwei Treppen überstiegen haben, stehen sie auf einem weiten Flur, auf den an die sechs Türen gehen. Der Flur ist schmucklos, er hat vertäfelte, unbemalte Wände, eine niedere Holzdecke und eine Hühnerstiege im Hintergrunde, die zum Estrich führen mag. Die Regine macht die Tür auf, die der Stiege am nächsten ist, sie hat die Kiste zu Boden gelassen und die beiden, die in dem dämmerigen Flur nicht Bescheid wissen, stehenbleiben heißen. Jetzt fällt ein heller Lichtschein aus der geöffneten Kammer, und die Lochstäfeler greifen ihre Kiste auf und schaffen sie hinüber. Aber dort steht die Regine, hoch und schlank und blond, und Hansi, die zuerst durch die Tür will, schaut erstaunt an ihr hinauf, wie sie ihr jetzt auf der Schwelle den Weg versperrt. Doch schon hat die andre die Finger in ein Weihwassergefäß, das am Türpfosten hängt, gesteckt und legt die feuchten der Hansi auf die Stirn.

„Segne der Herrgott dein Herkommen."

Hansi hat alles Blut im Gesicht, die Art des Mädchens scheint ihr fremd und sonderbar, sie blickt dasselbe wiederum scheu und von der Seite an und wundert sich, daß dasselbe jung ist.

Die Regine ist jung. Wie sie jetzt dasteht und zusieht, wie die Geschwister die Kiste herein und in

eine Ecke des Raumes schaffen, fällt das Licht der kleinen Scheiben voll auf ihre Gestalt, die in einem alten braunen Rock und kurzärmeliger Jacke steckt. Das Gewand ist bäurisch, auch die Hände sind groß und rauh vom Schaffen, wie sie die Bauern haben, nur daß die nackten Arme von der Sonne nicht gebräunt sind. Aber das Gesicht paßt nicht ganz in die Bauernstube, das — der Marti, der die Lehrschwestern zu Wicky kennt, denkt so bei sich selber — das stände einer Nonnenkapuze wohl an. Und wiederum wäre es schade darum. Es ist bleich, und blaue Adern scheinen durch die weiße Haut an den Schläfen und auf der Stirn, um die das weiche blonde Haar sich in wenigen Ringeln schmiegt. Die Züge haben ebenmäßige Linien, nur der Mund ist zu schmallippig und zusammengelegt, so daß, wenn die Regine nicht spricht, von seinen beiden Winkeln ein kurzer scharfer Strich sich in die Wange gräbt, der dem Gesicht einen Ausdruck früher, noch lange nicht dazu gehöriger Strenge gibt. Etwas wie Strenge liegt auch in den klaren, großen blauen Augen, die dem, mit dem die Regine spricht, immer gerade ins Gesicht sehen.

„So, und jetzt will ich wieder," sagt der Marti, der, nachdem er die Kiste versorgt hat, einen Augenblick dumm und linkisch dagestanden hat. Dabei reicht er Regine die Hand hin.

„Ihr werdet wohl ein Glas Wein trinken vor dem Heimgehen," sagt diese. Aber der Bub wehrt sich im Hinaustreten mit „Nein, Dank!" und „ich will nicht!"

So gehen sie zusammen treppab bis wieder in

den Hausflur. Dort faßt Marti die Hansi bei der Hand. Das Flennen will sie ankommen, nun der Abschied nah ist.

„So, adie! Leb gesund und . . ."

Der Marti weiß selber nicht, was er noch hat sagen wollen. Er läßt ihre Hand fallen. Zärtlichtun kennt er nicht. Aber unter der Tür wendet er sich noch einmal um, in seinen Augen leuchtet etwas warm auf. „Habet Sorge zu dem Mädchen!" sagt er ernsthaft zu Regine und fügt hinzu: „Euer — der Peter Meyer ist — nicht da, denk'?"

„Er ist zu Markt gefahren," erwidert Regine, die merkt, daß er dem Meister die Magd noch selber anempfehlen will, „aber lugen werden wir schon zu Eurer Schwester, habet keinen Kummer!"

Ihre Rede klingt, als habe er sie mit Mißtrauen beleidigt, und doch ist kein Zorn darin, nur eine stille, überlegene Würde. Der Marti wendet sich darauf. Er ist verlegen und froh, daß er gehen kann. Er nimmt den Weg hastig unter die Füße. Und während er allein bergan streicht, muß er dem sonderbaren Bauernmädchen nachsinnen, das da auf der „Breite" sitzt. Das ist eines, wie im ganzen Oberland keines herumläuft!

Von der Breithaustür hat ihm Hansi mit schwimmenden Augen und heimlich zuckenden Lippen nachgesehen.

„Ihr steht gut zusammen, ihr zwei," sagt auf einmal Regine hinter ihr.

Hansi nickt nur.

„Das ist recht," fährt die andre fort, „es ist nicht immer friedlich zwischen Geschwistern."

Und wieder muß Hansi über das seltsame, altkluge Reden staunen.

Dann heißt Regine sie in die Stube treten. „Es wird bald gegessen. Du kannst jetzt da hereinsitzen und dich der Schwägerin zeigen, nachher, wenn gegessen ist, kannst mir an der Arbeit helfen."

Damit schiebt sie sie sacht in die Tür zur Linken. „Das ist das Mädchen, das der Truttmann schickt," redet sie über ihre Schultern in die Stube hinein, dann schließt sie die Tür zwischen sich und der Magd.

Hansi steht drinnen und hat ein verlegenes „Guten Abend" gesagt. Zuerst ist ihr ganz schwindelig vor Scheu. Dann sieht sie vor sich einen schweren Eichentisch, wie sie schon zu Wicky in Großbauernstuben gesehen hat. An dem Tisch stehen mehrere Stabellen und ein altmodischer, harter Lehnenstuhl, in dem ein Haufen Menschenfleisch hockt. Wenig anders sieht des Peter Meyers Weib aus. Hansi erschrickt, als sie das Weib ansieht, von dem sie gehört hat, daß es seit Jahren krank sei. Die Meyerin hat einen schweren Leib. Sieben Jahre sitzen und liegen, dazu gut essen und viel trinken — so kann sich eines schon mästen. Und wenn Hansi die Arme ansieht, die sich auf die Holzlehnen des Sessels stützen, dann muß sie trotz aller Scheu das Lachen verbeißen. Das Fleisch hängt in Ringen aus dem Aermel der grauen Flanelljacke, der Oberkörper der vor sieben Jahren vom Schlage getroffenen und gelähmten Frau hängt vornüber, ihr Gesicht ist schwammig und zeigt jene blaue Haut und die verzogenen Züge, wie sie schlag-

süchtigen Trinkern eigen sind. Blaue, wässerige Augen quellen aus dem Gesicht und haben einen halb dummen, halb frechen Schein. Um den schweren und wie auf schwachem Halse unsicher haftenden Kopf hält ein Netz das gelichtete, blonde, schweißfeuchte Haar fest. Das ist des Peter Meyers Weib.

Hansi ist zusammengefahren, wie das Weib seinen Gruß erwidert. Es will ihr erst nicht zu Kopf, daß aus diesem zerstörten Körper die Rede, wenn auch schleppend, so doch verständlich kommt, nur in sonderbar tiefen Lauten, als redete ein Mann.

„Sitz ab," hat die Meyerin sie geheißen. Sie greift die erste beste Stabelle und setzt sich nieder, legt die Hände in den Schoß und weiß sich vor Unbehagen nicht zu helfen.

„Dem Lochstafelmarti hast gehört?" quält die Bäuerin die Rede weiter herfür.

„Ja," antwortet Hansi.

Dann ist es eine Weile still, bis die Kranke die Worte herausarbeitet: „Ich habe den Marti schon gekannt in seinen jungen Jahren, er ist einmal Knecht gewesen bei meinem Vater hier zu Steg selber."

Hansi hört zu und hört doch nicht. Ihre Gedanken sind zerstreut. Sie mustert die neue Umgebung und fragt sich zwischenhinein, wie es mit dem Hierleben und Dienen werden solle. Ihre Augen wandern durch die große, niedere Stube. Wände und Diele sind getäfelt wie überall dazuland, an den ersteren hängen ein paar Heiligen-

bilder, von der letzteren zwei Petrollampen. Ein grauer Gültsteinofen steht in einer Ecke, und Bänke umlaufen ihn. Bänke stehen auch da und dort an den Wänden, der Lehnstuhl der Kranken ist das bequemste Möbel, das die Stube hält. Dem Lochstafelmädchen fällt es auf, daß die Wohnstube nicht viel vor der eignen früheren Wohnstatt voraus hat, nur daß sie und ihr weißgescheuerter Boden sauberer sind und daß weiße kurze Vorhänge an den vier Fenstern sie heimelig machen.

„Nun, warum redest nichts, du?" stört die Stimme der Meyerin plötzlich die Sinnende. Diesmal tönt es giftig und unwirsch, wie Kranke reden, wenn sie ungeduldig sind.

Hansi verbeißt einen Seufzer und nimmt alle Sinne zusammen, damit ihr etwas einfalle, was sie sagen könne. Aber es will ihr nichts einfallen. In diesem Augenblick kommt die Regine wieder herein, und ihr auf dem Fuße folgt ein Mann mit einem Buben. Hansi meint den Bauern vor sich zu sehen und ist aufgestanden. Aber die Regine redet:

„Sagt euch ‚Tag', ihr!" sagt sie, „das ist das neue Mägdlein. Das ist der Ambros, unser Knecht!"

Der alte Mann, der in schlechten Stallkleidern ist, Weste und Hemd offen hat, so daß die dürre Brust herausschaut, streckt die erdbraune, knochige Hand aus, und Hansi schlägt ein und sieht ihn an. Er gefällt ihr, weil er alt ist und der Knecht, wie sie die Magd. Und sie drückt seine harten Finger. Er hat auch ein stilles, friedliches Gesicht. Grauer,

kurzer Bart umsteht ihm Wangen und Kinn, auf der Oberlippe hat er nur Stoppeln. Sein Haupthaar ist noch voll und wollig, und da es fast weiß ist, sieht er beinahe ehrwürdig aus. Seine Augen sind trüb und tief in Runzeln versteckt, wie Alteleutaugen sind, aber sie schauen freundlich, als er Hansi grüßt. Irgendwie ist dieser, als wäre sein Gruß ihr erster rechter Willkommen am Orte. Inzwischen ist auch der Bub herangekommen, der der Meyerin die Hand gereicht hat und sie „Mutter" heißt. Er ist schlank und mager, aber gerade gewachsen und mag seine zehn Jahre zählen. Er sagt ein ernsthaftes „Gut Tag", stellt sich vor Hansi hin und staunt sie einen Augenblick mit seinen tiefen, blaugrauen Augen an. Das Mädchen meint noch nie schönere Augen gesehen zu haben, noch nie einen schöneren Bubenkopf. Er hat welliges, kohlschwarzes Haar und ein Gesicht, in dem kein Tropfen Blut ist. Nur über die feine, kurze Nase laufen ein paar Laubflecken. In dem Gesicht die Augen! Hansi muß noch einmal hinsehen, so fremd kommt ihr der Bub vor. Er könnte ein „Herrenbub" sein, denkt sie sich, wenn er nicht barfuß und in dem Bauerngerust ginge, wie ihn landauf, landab die Buben tragen.

„Andres, komm!" sagt da Regine.

Sie hat die eine Lampe angezündet und in raschem Hin- und Wiedergehen den Abendimbiß zurechtgestellt. Eine Schüssel mit Suppe, Brot und ein paar Kässtücke. Die Schüssel steht inmitten des Tisches, fünf Löffel liegen darin, nur die Kranke hat einen Teller vor sich stehen.

Der Bub ist neben die Mutter getreten, ihm gegenüber steht Regine an ihrer Stabelle. Auch Ambros, der Knecht, hat sich an den Tisch gemacht. Wie Hansi sieht, daß es ans Essen geht, will sie sich niederlassen. Aber die hellen Augen der Regine sind mit einem strafenden Blick auf ihr, jene hat die Hände auf die Stabellenlehne gelegt und beginnt laut zu beten. Hansi errötet und faltet hastig die Finger. Die Stimme der andern geht klar und laut durch die Stube, so laut, daß Hansi auf- und nach ihr hinschauen muß, mag sie wollen oder nicht. Alle haben die Köpfe geneigt, selbst die Meyerin, die halblaut etwas in sich hineinlallt. Nur die Regine hat die Augen aufgeschlagen. Und das Lochstafelmädchen hört nicht mehr, daß sie betet; es muß vor dem Ausdruck staunen, der über jener Gesicht liegt. Die leibhaftige Mutter Gottes kann nicht mehr Inbrunst in ihren reinen Zügen haben wie die Regine, während sie betet. Der Tischgruß ist bald gesprochen. Er ist aber kaum zu Ende, so läßt die Meyerin sich mit ihrer schweren Stimme keifend vernehmen:

„Bekomm' ich auch noch zu essen heute?"

Hansi wundert sich, wie rasch ihre Laune gewechselt hat, denn just noch hat sie fromm und zahm geschienen. Regine hat nur ganz leise die Lippen zusammengepreßt und beginnt dann der Schwägerin Teller aus der Schüssel zu füllen. Der Knecht und der Bub fahren danach mit ihren Löffeln in die Suppe, und Hansi tut es ihnen nach. Derweilen speist die Regine die Kranke. Hansi darf nicht hinschauen, wie die ißt; sie hört sie

schlürfen und schnalzen und dazwischen ungeduldige Reden führen. Und die Regine gibt ihr schweigend und geduldig ihre Mahlzeit. Ihre eigne ist danach das, was die drei andern Esser für sie in der Schüssel gelassen. Mit der gleichen stillen Art löffelt sie den Suppenrest aus und geht an das Abräumen des Tisches. Hansi trägt ihr ungeheißen die leere Schüssel hinaus und läßt sich in der dunkeln rauchschwarzen Küche, die mit einem Fenster an die Wildplattenwand schaut, weisen, wie sie das Geschirr sauber zu machen hat.

In der Stube sitzt der Knecht Ambros mit einer Pfeife am Ofen, der Bub hat einen Kalender herfürgekramt und hockt damit dem Ambros zu Füßen, das kranke Weib dämmert vor sich hin, ein trauriges Häuflein lebendigen Todes.

Peter Meyer, der Bauer, ist noch immer nicht vom Markte zurück. Hansi wundert sich, wo er bleibt, und hätte fragen mögen, aber sie wagt sich mit ihrer Neugier nicht an die Regine. So muß sie sich eine Stunde danach in ihrer Kammer legen, ohne den künftigen Meister gesehen zu haben.

Drittes Kapitel

Das Lochstafelmädchen ist früh auf. Es vermeint ehrlich und gut zu dienen und will rechtzeitig in den Stuben sein und Ordnung schaffen. Dennoch hantiert Regine schon unten, wie es ankommt.

„Tag," grüßte die Magd kurzatmig; hätte sie noch früher sein sollen?

Regine wendet sich und sieht sie mit einem sonderbaren, forschenden Blick an. „Bist schon da? Das ist brav. So komm, ich zeige dir, was zu tun ist.“

Sie schaffen danach in Küche und Flur und Stuben. Draußen ist es noch Nacht, sie gehen mit dem Licht von Raum zu Raum. Wie sie in der Stube sind, schallt vom Nebenzimmer ein schwerer Atem, ein Blasen und Schnarchen. Dort liegt die Meyerin. Ein paar Augenblicke später hört Hansi einen schweren Tritt draußen über die Holztreppe niedersteigen. Er klappert herab, durch den Flur und zur Haustür hinaus. Das muß der Bauer sein. So ist der alte Knecht nicht geschritten, so — daß das Haus schüttert.

„Nimm die Becken aus dem Genterli*) und leg Brot und Besteck auf den Tisch,“ heißt sie die Regine. Die geht nach der Küche. Und Hansi tut wie ihr geheißen. Derweilen schlüpft der Bub zur Tür herein, sie hat auch ihn über die Treppe kommen hören, wie vorhin den andern.

„Tag,“ grüßt er, und wie sie ihm den Gruß abnimmt und sich nach ihm umdreht, schiebt er die Hand in ihre, die just nach Besteck greifen will, und lacht sie vertraulich an. Er wird rot dabei und läuft auch gleich aus der Stube und dem Haus, aber er hat dem blutarmen Ding mit seinem linkischen Schmeicheln eine große Barmherzigkeit getan.

Eine Stunde danach lugt der graue Tag durch die Scheiben. Nebel stehen noch über dem Ruß-

*) Kleiner Wandschrank.

bachbett, die „Breite“ ist weiß von Reif, und am Morgenbergwald, der aus den Nebeln taucht, hängt es wie Gespinst weißen Haares. Einzig um die kahle Spitze des Morgenberges, wo die in den kaltblauen Himmel sticht, zuckt ein heimlicher Goldschein.

In der Breitehausstube sitzen sie am Morgenbrot. Die Regine und der Bub, Ambros und Hansi. Die Bäuerin fehlt, die steht spät auf. Und der Bauer läßt auf sich warten. ‚Er mag es so gewohnt sein,‘ denkt Hansi, ‚der erste bei der Arbeit, der letzte bei Tisch!‘ Sie hat gehört, daß der Peter Meyer ein Schaffiger ist. Keine zwei Atemzüge später knarrt der Flur unter seinen Holzschuhen. Und dann tritt er durch die Tür, eine gelöschte Laterne in der Hand. Er ist im schmutzigen Ueberhemd und bringt Stalluft mit sich herein, aber Hansi erschrickt fast vor seiner Erscheinung. Erst jetzt fällt ihr ein, daß sie sich zu dem kranken Weibe einen ebenso übel anzusehenden Mann gedacht hat. Der Bauer — der hat sich bücken müssen, wie er über die Schwelle getreten ist, und in der Stube streift sein schwarzes Haupthaar die Diele. Er muß die Höhe genau kennen, daß er den Kopf so aufrecht tragen mag. Den Kopf muß die Hansi anstaunen wie am Abend vorher den des Buben. Es ist in beiden viel Aehnlichkeit. Der Peter Meyer mag den Vierzigen nahe sein. Sein Gesicht ist gebräunt, wetterhart, und jede Linie darin ist fest wie mit stählernem Griffel gerissen, die Falten in der gegen das volle Haar weißer werdenden Stirn, die unter den Augensäcken, das ist alles wie aus Stein

geschlagen. Die Nase steht gerade und mit starkem Rücken unter den vollen schwarzen Brauen. Wangen, Oberlippe und Kinn tragen einen tiefschwarzen Bart, der bis an die Brust hinabreicht, und aus dem Gesicht von Braun und Schwarz schauen dieselben heimlich leuchtenden blaugrauen Augen wie bei dem Bub. Droben in Wicky, im ganzen Bergtal überhaupt, haust ein stämmiges Geschlecht, die Männer sind alle kräftig und mit Gliedern, die die Granithärte ihrer Berge haben. Peter Meyer überragt sie alle an Mächtigkeit, und einen solchen Tellenkopf trägt keiner auf den Schultern.

„Tag," hat der Bauer beim Eintreten gegrüßt.

„Tag," ist ihm das Echo vom Tisch gekommen.

Inmitten des Milchschlürfens der andern ist Hansi aufgestanden, irgendwie ist ihr, daß sie nicht sitzenbleiben darf, sie steht scheu und verwirrt da und wartet, daß eines rede.

„Aha," sagt der Bauer und nickt ihr zu, „dich hat der Truttmann geschickt. Es ist recht. Tag!"

Und er streckt ihr flüchtig die schwere Hand hin, ehe er sich neben seinem Buben niederläßt. Seine Stimme ist gedämpft, wie sie alle leise geredet haben, der Kranken wegen, die nebenan noch schnarcht.

Der Peter Meyer gibt seiner Magd kein weiteres Wort; es dünkt die Hansi wenig, und sie hat an den letzten Bissen ihres Morgenbrotes würgen müssen, sie weiß nicht, warum sie mehr Freundlichkeit von dem Bauern erwartet hat. Sie und der Knecht sind die ersten, die Tisch und Stube verlassen. Der Bub packt seine Schulsachen zusammen und geht eine Weile danach aus dem Hause.

Regine und der Bauer sind wortlos einander gegenübergesessen. Wie die Stube leer geworden ist, merken sie erst, wie still sie beide sind, und beiden zugleich wird das Schweigen lästig. Der Bauer räuspert sich und schöpft hastiger die Brocken aus seinem Becken. Dem Mädchen ist eine dünne Röte ins Gesicht gestiegen. Und doch redet sie nicht. Die Regine erhebt sich dann, greift ihre Tasse und geht hinaus. Der Bauer kann sie in der Küche mit dem Geschirr hantieren hören. Er hebt den Kopf, derweil er langsamer weiterißt, und schaut sinnend an die nächste Wand. Er weiß, was zwischen ihm und der Schwester ist und was der im Kopf herumgeht; er schnauft tief auf, und der Atemzug zittert gegen das Ende gleich einem tiefen Seufzer. Dann vollendet er sein Frühstück rascher und steht auf. Er reckt sich. Dabei hört er erst jetzt das Schnarchen aus dem Nebenzimmer, einen Ton, ihm so bekannt, daß er nicht in seine Gedanken gedrungen ist. Zuweilen sieht er nach seinem Weibe um diese Zeit; er tut einen Schritt nach ihrer Schlafstube. Dann besinnt er sich und bleibt sinnend stehen. Vor der Tür hört er Regine der neuen Magd einen Auftrag geben, der sie nach dem Gaden schickt, und hört, wie die Schwester nach ihrer Küche zurückgeht. Da zieht er den schweren Leib auf und geht zu ihr hinüber.

Die Küche ist nicht groß und düster. Ein Tisch steht darin, und ein Schrank hat in einer Ecke Platz gefunden, der das bunte Geschirr hält, wie es auf des Peter Meyer Tisch kommt. Im Herd ist noch Feuer, Scheite ragen zur Herdtüre heraus, und die roten

Flammen zucken zwischen ihnen. Von einem Wasserkessel steigt langsam der Dunst zu der geschwärzten Diele.

Regine steht am Schüttstein, wie der Bauer eintritt. Sie kennt seinen Schritt und weiß, was er will. Sie wendet sich nicht um. Er streift sie mit einem langen Blick. Sie hat ein Becken mit Wasser vor sich und wäscht das Geschirr, ihre weißen Arme leuchten von dem Dunkel ihrer Ecke ab.

„Bist fleißig," hat der Bauer im Hereintreten geredet, nun setzt er sich auf die Herdbank und legt spielend die Hand auf die brennenden Scheite.

„Bist wieder nicht zufrieden, du," sagt er plötzlich; eine leise Strenge ist in seinem Tone.

Da kehrte sie ihm das Gesicht zu.

„Nein," sagt sie einfach.

„Man möchte meinen, du wärest so etwas wie mein Vater oder sonst eine Machtperson, die schimpfen muß, wenn einer einmal später als sonst heimkommt," spottet er.

Sie sieht ihn gerade an. „Ich kann es nicht sehen, wenn der Mann bis in alle Nacht seinem Vergnügen nachgeht, der ein krankes Weib daheim hat."

Sie hat die Finger ineinander gelegt und ist einen Schritt näher zu ihm getreten. Sie redet ohne Leidenschaft, aber voll innerer Bewegung und wie von einer Herzensgewalt gedrängt.

„Weißt du denn, ob ich nicht auf dem Markt so lange zu tun gehabt habe?" fragt Peter Meyer.

„Ich weiß, wie lange der Markt dauert, und wenn dich Geschäfte versäumt hätten — sie versäumen einen nicht an vieren Sonntagen!"

Der Bauer lächelt gezwungen. „Du liesest mir die Leviten, du, so jung und grün noch bist! Ich weiß nicht, warum ich dir zulose!“

„Grün?“ Der Ton ihrer Stimme ist ein wenig höher. „Sie haben mich im Kloster auf vieles gewiesen, auf viel, viel Böses, das auf Erden ist! Und ich weiß, daß du nicht recht tust, Bruder!“

„Sie haben einen Engel aus dir machen wollen, ja, da im Kloster,“ sagt der Bauer rauh, „und sie haben dir den klaren Verstand verdreht mit ihrer Frommheit.“

Das Mädchen ist sehr bleich jetzt. Ganz nah tritt sie an ihn heran und sagt: „Verschimpf sie nur. Vielleicht — einmal weißt ihnen doch noch Dank. Ich weiß, was ich rede, und was ich tue, und was ich will. Ich will nichts als brav sein und recht, und ich will nicht, daß einer wie du vom geraden Weg abkommt! Wenn du ja nicht so einer wärest, den man so hoch hat halten müssen, den die Leute anstaunen ob seiner Bravheit und seiner Schaffigkeit und seinem guten Herzen, wenn du nicht der wärest, so würde ich wohl kaum reden, dann ließe ich halt kommen, was kommen will, aber so — so — du, du — sündigst — in Gedanken sündigst schon und — vom Denken zum Tun ist nicht mehr weit.“

„Grad wie der Kapuziner predigst,“ sagt noch immer gleichmütig der Bauer. Dann, sich einen Ruck gebend, fährt er fort: „Also, Beichtvater, so will ich mit dir reden, als wärest einer und hättest weißes Haar auf dem Kopf, und wärest voll aller Höllenstrafen. Soll das Sünde sein, wenn ich nach

zwanzig langen Jahren, die ich in einem Käfig gelebt habe, in einer Luft zum Ersticken, wieder manchmal hinausgehe, um andre Luft zu schnappen? Wenn du angebunden bist zwanzig Jahre lang, und hast nicht geklagt und nicht gemuckst, und nun ist dir der Strick ein wenig lockerer geworden, lüpfst dann nicht die Arme und probierst, ob sie noch Kraft haben, und versuchst nicht, ob du noch laufen kannst? Bah, predige mir nicht! Ich müßt' kein Mensch sein, wenn ich das Elend hier daheim nicht manchmal bis zum Halse satt bekäme! Aber recht hast, ja, ich habe so meine Gedanken, die ungehörig sind! Der Rußi-Fidel, der Langplättler, heiratet wieder! Eine junge, gesunde holt er sich zu Matten unten. Er ist sechs Jahre älter wie ich und hat sich auch ein paar Jahre mit einem kranken Weibe schleppen müssen. Er hat gejammert und geschimpft, bis er sie los geworden ist. Und da hast recht. Ich kann es nicht helfen, daß mich der blasse Neid ankommt, wenn — wenn ich an den Rußi denke und daß er seiner Last ledig geworden ist!" — —

„Still!" Die Regine glüht in heißem Zorn auf. „Weißt noch, was redest? Weißt es auch? — Herr Jesus, ist es schon so weit mit dir, so — —"

Der Bauer steht auf und stampft den Fuß zu Boden. „Laß das Herrjeseln, du! Und das Jammern! Das Denken tut keinem weh. Und ich sorge schon dafür, daß es nur beim Denken bleibt. Aber — eines muß ich dich denn jetzt doch fragen. Das siehst gar nicht, das, wie mich die Marianne quält, Tag für Tag?"

„Nur dich allein etwa?"

Er neigt den Kopf ein wenig. „Da hast recht! Dir macht sie es nicht besser. Aber es kann nicht jeder so ein Geduldsengel sein wie du!"

„Er muß es halt lernen! Mein Gott, was soll ich dir nur sagen, daß ich dir aus deiner Finsternis helfe! — Komm zum Pfarrer mit mir, Peter! Oder doch in die Kirche hinüber. Wir wollen beten zusammen nachher, und — und —"

„Hör auf zu schwatzen! Es ist noch lang kein Unglück geschehen. Und dafür bin ich immer noch da, daß ich dafür sorge, daß keines geschieht!"

Er hat mit harter Stimme geredet und will sich zur Türe wenden. Da stellt ihn die Regine noch einmal. Sie legt die Hand an den Türpfosten, wie um sich zu halten, und fragt halb atemlos:

„Hast also das — das Lochstafelmädchen auch darum ins Haus genommen?"

Er sieht sie groß und voll Staunen an. Dann verzieht er den Mund halb zum Lachen, halb zum Hohn.

„Als ob ich es je gesehen hätte vorher?"

Regine beugt den Kopf fast spähend vor. „Sie ist ein schönes," sagt sie sonderbar.

„So? Dann hast du sie schon genauer angesehen als ich."

Das kommt so ruhig und gleichgültig aus seinem Innersten heraus, daß Regine von der Tür wegtritt. Sie atmet hoch auf.

„Ich wäre dir davongelaufen, wenn das auch wahr gewesen wäre," sagt sie.

Sein Gesicht ist finster geworden. „Jetzt ist es genug, Mädchen. Einmal ist darüber geredet

worden, das erste und das letzte Mal. In Zukunft — vergiß nicht, daß ich keinen Vormund brauche, am wenigsten dich! Hier im Haus bin ich Meister, und was ich denke und tue, das verantworte ich schon selber. Dareinzureden hat niemand."

„Nun, so will ich dir nur noch eines sagen," redet das Mädchen voll Würde.

„Das wäre?"

„Vergiß deinen Buben nicht! Tag deines Lebens!"

Da bricht ein seltsames Licht aus des Peters Augen. Sein Gesicht bekommt eine leise Röte. „Siehst," sagt er ganz ruhig und ganz weich, „siehst, daß du nichts zu fürchten hast, da ist schon ein Wächter um mich herum, der mehr kann als dein ganzes Predigen!"

Damit geht er.

Die Regine schafft ihre Arbeit weiter. Sie seufzt nicht und läßt den Kopf nicht hängen. Wie ein schriller, zorniger Ruf aus der Schlafstube der Kranken kommt, da geht sie mit ruhigen Schritten hinüber, wünscht der Marianne das „Gut Tag" in alter, stiller Art und kleidet sie an, derweil das Weib ihr die Ohren mit heiseren, nur halb verstandenen Klagen füllt, daß niemand sich um sie kümmere. Sie bringt die Marianne nach der Wohnstube und richtet ihr die Morgenmilch, aber das Weib ist schlecht gelaunt und bösartig in ihrer Krankheit. Es geifert und lefzert. „Warum sie, die Regine, nicht Bescheid gebe!" „Ob sie sie foppen wolle!" „Ob sie denn solle zu Tod geschwiegen werden!"

Regine müht sich liebreich um sie, brockt ihr das

Brot in die Milch und setzt sich neben sie, sie zu speisen. Da greift Marianne die heiße Milch und wirft sie dem Mädchen ins Gesicht, daß es aufschreit vor Schmerz. Es hat die Augen geschlossen gehabt, darum ist kein weiterer Schaden getan, aber Brandmale zeigen sich in der bleichen Haut doch, und sie glüht ihr wie Feuer den ganzen Tag danach.

Vor Dunkelwerden schreitet Regine über die Breitematte und den Rußbachsteg dem Morgenbergwalde zu. Sie hat einen Rosenkranz in den Fingern und tut mit raschen Schritten ihren Gang, als hätte sie die Zeit dafür kaum erwarten können. Im Morgenbergwald hoch oben, verloren im Tannendickicht und doch landauf, landab bekannt, ist eine Wallfahrtskapelle. Sie heißen sie Sankt-Josefen. Dahin steigt die Meyer-Regine, liegt lange auf den Knien vor dem Heiligenbild und bittet, wie im Lande wenige beten. Und bittet für den Peter von der „Breite", den Braven und Hochangesehenen. Wie sie lachen würden im Tal, wenn sie wüßten, was die fromme Regine betet.

An demselben Abend, über dem Nachtessen, fällt des Breitebauers Blick zufällig auf das Gesicht der Schwester und sieht, wie die Haut sich ihr darin an drei Stellen löst.

„Was ist dir geschehen?" fragt er, daß alle es hören.

Regine errötet und redet nicht. Aber die Bäuerin fängt an zu kichern und stößt einmal über das andere ein gigelndes „Ich" durch die Lippen. Da sucht der Bauer mit den Augen die der Schwester, als wolle

er sagen: „Siehst jetzt?" Aber er redet nichts mehr. Es ist auch nichts Neues, daß die Bäuerin Schaden stiftet und bös ist, nur läßt sie sich sonst zumeist an ihrem Manne aus.

Als sie hernach den Tisch abräumen, der Knecht an seinem Ofen hockt und der Bub bei ihm, da ruft der Bauer die Hansi, die eben aus der Türe will, zurück.

„He, du, wir haben ja noch nicht geredet zusammen. Hat dir der Truttmann gesagt, wie du gedungen bist?"

Das Mädchen versteht ihn nicht recht und steht verlegen vor ihm. Es ist, als hebe sich ihr an Hals und Wangen die samtweiche Haut bei dem langsamen Aufquellen des Blutes, das ihr zu Gesicht steigt. Sie schaut den Bauern groß und zutraulich und doch fast ehrfürchtig an. Regine, die den Blick auf ihr hat, fühlt ein Herzklopfen. Aber der Bauer scheint nichts an ihr zu sehen.

„Was für Lohn, daß bekommst, mein' ich," klärt er die Hansi auf. „Fünf Franken in der Woche und bis Gallitag soll es gelten, und wenn keines etwas sagt, auch weiter! Bist einverstanden?"

„Ja, Dank! Mir ist es recht!" gibt Hansi zurück, und dabei treffen ihre Blicke die Augen des Bauern. Nur einen Atemzug lang schaut sie demütig hinein, dann geht sie. Peter Meyer aber hat seine Augen weit aufgetan und schaut sekundenlang vor sich hin auf die Stelle, wo sie gestanden ist. Es ist ihm, als steige ein heißer Quell ihm durch den Rücken, er kann es nicht hindern, aber er läßt sich nichts anmerken, er räuspert sich nur

und fährt sich von ungefähr über die Stirn und durch das volle Haar. Dann steht er auf und geht zu seinem Buben, legt ihm die Hand auf den dunkeln Kopf und spricht mit ihm und läßt seine Haare durch die Finger gleiten. Und so, als habe ihn das zu sich selbst gebracht, fängt er vom Ofen aus ein gleichgültiges Gespräch mit dem Knecht und der Schwester an. Er ist so Herr seiner selbst, daß auch die Regine nicht gemerkt hat, was in ihm vorgegangen ist.

Viertes Kapitel

Des Lochstäfelers Waise lebt sich ein in der „Breite". Es ist schon an die zwei Monate her, daß sie da dient, und sie hat nicht zu klagen. Und die andern klagen nicht über sie. Sie ist flink und willig und anstellig, und zählt wohl mit, wenn der Peter Meyer seine Arbeitskräfte zusammenstellt. Auch der Regine ist sie nahegekommen, und es ist fast eine Art Freundschaft zwischen beiden. Das macht, weil Regine in Hansi keine Gefahr mehr für den Bruder sieht. Der ist allezeit der Herr und läßt die Hansi Magd sein. Er ist rauh zu ihr, wenn viel zu tun ist und er alle rauh anfährt, und hat in der übrigen Zeit eine gleichgültige Freundlichkeit für sie. Der Regine fällt nur das auf, daß der Bruder fast nur noch Augen für seinen Buben hat, daß er, wenn er daheim ist, sobald er in die Stube kommt, immer den Andres neben sich haben will. An den langen Abenden —

es ist Winter geworden derzeit, und Schnee liegt fußhoch über der „Breite“ —, da sie alle beisammen in der warmen Stube sitzen, die Kranke und der Bauer, die Regine selber und Knecht und Magd, da hockt der Bauer mit Vorliebe am Ofen und hat den Buben zwischen den Knien, mit dem er plaudert oder über den hin er mit den andern sich unterhält.

An diesen Abenden ist der Hansi nach und nach ein Licht aufgegangen, was die Bäuerin für eine ist. Zänkisch, weinerlich, halb blödsinnig jetzt, und jetzt wieder schlau zu allen Sticheleien, bringt sie den Unfrieden in die Stube, wo sonst der lautere, heitere Friede sein könnte und müßte. Gegen ihren Mann aber ist sie zumeist, als sei er ihr böser Feind. Was sie ersinnen kann, ihn zu plagen, das tut sie. Sitzt er still, so heißt sie ihn etwas holen, steht er auf, fragt sie, warum er nicht sitzenbleibe. Kommt er früher aus dem Stall oder vom Land, jammert sie, er schaffe nicht mehr, und kommt er spät, wirft sie ihm vor, er kümmere sich um sie nicht. Peter Meyer muckst nicht dabei. Der Hansi will zuweilen der Atem stocken vor Bewunderung, wie er alles erträgt. Nie kommt ein grobes Wort über seine Lippen der Frau gegenüber, er tut, was er ihr an den Augen absehen kann. Er trägt sie auf seinen Eisenarmen sorglich zu Bett oder hebt sie mitsamt ihrem Stuhl, wohin sie gesetzt sein will, und immer und immer, das findet die Hansi vor allem heraus, sucht er die Art des bösartigen Weibes vor dem Buben zu mildern und zu vertuschen. Hansi hat nicht viel erlebt, und die paar Leute, die sie kennt,

sind auch nicht just die besten, aber der Bauer will ihr als einer erscheinen, wie braver auf der weiten Welt keiner herumläuft. Und seit sie weiß, wie sein Weib zu ihm ist, treibt sie ein kindliches Mitleid, eine angeborene Gutherzigkeit, ihm zulieb zu tun, was sie nur kann. Er merkt ihre demütige Dienstfertigkeit aus hundert kleinen Dingen und bald; aber er tut nicht dergleichen und gibt ihr nicht den geringsten Dank.

Die ruhigste Stunde ist der Hansi die geworden, wann zu Abend gebetet wird; dann schweigt auch die Bäuerin. Der Schnee klopft an die Scheiben, oder die Eisblumen krachen leise, oder der Wind singt an den Hausecken, und in der Stube hocken die von der „Breite" und haben die Hände gefaltet. Die Regine betet vor mit ihrer klaren lauten Stimme, und alle haben die Köpfe geneigt. Nur die Hansi kann nicht so fromm sein und läßt derweilen unbemerkt ihre Blicke von einem zum andern gehen, von dem häßlichen Kopf der Bäuerin zur Regine, die immer denselben heiligen Ernst im Gesicht hat, wenn es ums Beten geht, von der zu den dunkeln Häuptern des Bauern und seines Buben und zu dem schneeweißen des Ambros, des Knechtes, daneben. Und wie sie warm und sicher sitzt, wünscht Hansi nichts andres, daheim ist es ihr nicht so gut gewesen. Nur den Marti hätte sie noch da haben mögen.

Der Marti hat sie zwei-, dreimal besucht und hat ihr dabei von sich nicht viel Gutes zu melden gewußt. Der Marti hat zu Wicky nichts Schönes. Er ist bei dem Truttmann, dem Waisenvogt, daheim,

der ihm ein Bett in der Knechtskammer eingeräumt hat und ihn ums Essen schaffen läßt. Hat der Truttmann aber keine Arbeit, so geht der Marti im Taglohn aus bald zu dem, bald zu jenem Bauern, und Taglöhner essen da herum in den Bergen ein karges Brot. Er sieht auch verwahrlost aus, geht mehr in Lumpen als in Kleidern und hat wüste Reden geführt das letztemal, wie er dagewesen ist, Reden, die haben erraten lassen, daß er seinen kargen Lohn im Wirtshaus daraufgehen läßt. Hansi, die von der Bravheit der Regine gelernt hat, sorgt sich seitdem, daß der Bruder verkomme, und hat einen großen Wunsch in sich, den laut werden lassen sie aber keinen Mut hat. Der Bauer hat einmal des Abends geäußert, daß der Ambros alt werde, und daß wohl aufs Frühjahr, wenn es mehr Arbeit gebe, ein jüngerer Knecht noch her müsse. Wenn da der Marti kommen dürfte! Mit der Andacht, mit welcher das Lochstafelmädchen an dem Bauern hängt, kann sie kein höheres Glück für den Bruder sich denken, als daß er den zum Herrn bekommt. Und das nächste Mal, wie der Marti herabkommt und nach ihr sieht, da sagt sie ihm, was ihr im Sinne liegt. Aber er sagt lange nichts darauf. Nur als er hernach Abschied nimmt, fährt es ihm plötzlich und fast wider Willen heraus: „Ja, wenn — das machen könntest, daß ich daher käme — es — es wäre noch Zeit jetzt!"

Wenn die Hansi nachher an seine heftige Art denkt, wird ihr angst, und sie nimmt sich fester und fester vor, den Bauern zu bitten, daß er den Marti aufnehme. Aber die Zeit vergeht, und der Peter

Meyer läßt nichts mehr von seiner Absicht hören. Und Hansi getraut sich nicht zu reden.

So kommt Weihnachten heran. Steg ist eingedeckt mit Schnee, halb begraben darunter. Im Tal, das sonst schon still ist, herrscht ein Schweigen, das unheimlich wäre, wäre es nicht so groß, so fast heilig. Der Schnee dämpft jeden Laut, der Schnee, der alle Einsenkungen füllt, der die Hänge ebnet, die sonst von Geröll übersät sind, der das Dorf überzogen hat, daß nur die schwarzen Fensterrahmen der Hütten und des Nachts ihre Lichter daraus hervorschimmern, und der an manchen Stellen selbst den Rußbach überbrückt und versteckt. Der Bach hat wenig Wasser jetzt und rinnt wie Dachtraufenbächlein, nur heller und heimlicher dahin.

Seit zwei Wochen sind die Tage klar und still, kein Wind geht. Der Himmel ist blau und leuchtet zur Mittagsstunde, wenn die Sonne eine kurze Weile sich zeigt, heiß herab. Im Dorfe aber ist ein starrer Frost, daß die Wege gieren, wenn einer darauf schreitet, und das Eis an den Dächern sich dehnt und kreischt und wächst wie die Kristalle in den Bergleibern.

Am heiligen Abend hält in der Steger Kirche wie überall im Lande der Pfarrer eine heilige Messe. Die Steger sehen darauf, daß ihr Gotteshaus auf die Feier geschmückt ist und daß keiner dabei fehlt. Sie richten die Krippe vor dem Hochaltar auf, die nur Wände aus Pappdeckel hat, aber mit ihrem Ueberzug von Gold- und Silberpapier und ihren Transparenten noch immer stattlich aussieht. Eine eigne Andacht erfüllt die großen und kleinen Kinder

in dem frommen Bergland, wenn sie den gleichen, alten, kunstlosen Schmuck wieder ansehen, wenn die Kirche von dämmerigem Licht erfüllt ist und nur vor dem Altar die Kerzen strahlen, wenn die Transparente roten, magischen Schein ins Innere der Krippe werfen, und es gibt alte Weiblein zu Steg, die alljährlich am Christabend sich nicht helfen können, die Hände über der Brust zusammenlegen, darin der Atem stockt, und ihr „Jesus, wie schön!" stammeln müssen, als hätten sie nicht seit zwanzig und mehr Jahren dieselbe Ausschmückung, dieselbe heilige Pappdeckelkrippe gesehen.

Im Breitehaus sind die Leute am Christabend nicht zu Bett gegangen, die Bäuerin ausgenommen, die ihre weinerliche Laune gehabt hat, aus dem Flennen und Stöhnen nicht herausgekommen und deshalb mit vieler Mühe auf ihr Lager versorgt worden ist. Der Bub, der Andres, hat einen kleinen Baum bekommen mit Nüssen, Aepfeln und fünf Kerzen daran. Er steht noch auf dem Tisch, und der Bub hockt davor und staunt mit seinen großen, klugen Guckern in das Gezweig, als hänge alles Gold der Erde darin. Er staunt eigentlich mehr durch den Baum hindurch oder darüber hinweg und hat das Herz von jener unsagbaren Stimmung voll, die wundersam ist und erdenfremd und einem Heimweh nach etwas Unbestimmtem, Heiligem, Großem gleicht.

Der Bub hält die Hände über einem ganzen Reichtum von Dingen, die ihm auf dem Schoß liegen, und die die Gaben der andern sind. Und er ist reich an dem Abend, er möchte mit keinem in

ganz Steg tauschen. Der Bauer ist drüben in seiner Schreibkammer, wo die Lade mit seinen Wertschriften steht und den Dorfbüchern; denn er ist auch Verwalter zu Steg. Der Ambros hockt am Ofen und hat den Kopf auf der Brust; er schläft und soll doch Wächter sein, bis in der Kirche die Messe vorüber ist, zu der die andern alle bald hinüber wollen. Regine und Hansi sitzen nebeneinander auf einer der Bänke und drehen unter halblautem Beten ihre Rosenkränze. Die Regine hat ihr Herz bei dem Beten wie immer, die andre aber muß an den Marti denken, der heute allein ist und wer weiß wie die Christnacht feiert.

Es dauert nicht lange, dann sieht Regine nach der Uhr, die an der einen Wand tickt, steht hastig auf, weckt den Andres, der in seine stumme Seligkeit noch immer versunken ist.

„Wir müssen fort, Bub," sagte sie, denn der Bub und sie sollen früh in der Kirche sein. Der Andres soll dem Pfarrer am Altar dienen, und die Regine singt mit dem Lehrer oben an der Orgel. Und schon ist sie aus der Tür und nach ihrer Kammer geeilt.

„Wir sind spät, Andres, lauf!" ruft sie zurück. Der Bub ist ihr in ein paar Sätzen nach, und in weniger denn fünf Minuten steigen sie zum Kirchgang gerüstet selbander herab. Auch Hansi ist nach ihrer Kammer gegangen, sich warmes Winterzeug umzutun, denn es ist bitter kalt. Sie eilt aber nicht, weil das erste Läuten noch nicht herübergeklungen hat. So kommt es, daß Regine, die dem Bauer in seine Stube hinüber ein flüchtiges:

„Komm nach, du, wir gehen voraus!“ zugerufen hat, mit Andres allein das Haus verläßt und eilig vorausschreitet.

Um ein weniges später steht Hansi unter der Haustür und wundert sich, ob die andern alle voraus sind. Da tritt unversehens der Bauer in den Flur, und sie wartet unwillkürlich, damit sie zusammen gehen können. Peter Meyer hat einen dunkeln Sonntagsgerust an, der seiner breiten Gestalt etwas Vornehmes gibt; eine Pelzkappe sitzt ihm fest auf dem dichten Haar, und unter dieser und hinter dem dunkeln Bart leuchtet sein eisenfarbenes Gesicht fahler als sonst.

„Sind die andern schon fort?“ fragt er, wie er auf den verschneiten Boden hinaustritt, und hebt dann ein langsames Ausschreiten an, unbekümmert, ob das Mädchen ihm folgt. Aber ihre Tritte verraten ihm, daß sie nahe beieinander gehen.

Die Nacht ist hell und voll von geheimen Wundern. Das Land ist wie ein gewaltiges, aus blendend weißem Marbelstein geschlagenes Kunstwerk, die „Breite“ dehnt sich aus, eine leuchtende Platte, und zu ihren beiden Seiten heben sich schneeige Wände empor. Die Wildplatte trägt den dunkeln, blauschwarzen Himmel, und es ist, als könne man von ihrer flimmernden Kuppel in unendliche überirdische Lande steigen, die sich just über dem Berg auftun. Der Morgenbergwald streckt jenseits seine weißen Wipfel in die Nacht, und die Aeste und Zweige tauchen so scharf in das weiße Licht des Mondes, das aus Osten quillt, daß fast die Nadeln daran zu zählen sind.

Der Bauer und seine Magd sind am Rußbachsteg angekommen. Fast als besinne er sich, ob er das Mädchen vorausgehen lasse, wendet jener sich um, und beide schauen einander an. Nur eine Wortsilbe lang, dann geht der Bauer vorauf und hört die Hansi wieder hinter sich herstampfen. Und wie er so über den Steg schreitet, ist das Gesicht, in das er eben hineingeschaut hat, noch vor ihm, so, als wäre es auf die verschneiten Stegbretter gezeichnet. Der Bauer muß denken, daß er noch nie in seinem Leben in zwei Augen gesehen hat, in denen so mit Willen oder nicht ein demütiges Betteln ist: ‚Hab mich doch gern, du!' Und noch nie einen Mund, in den man die Zähne schlagen möchte, weil er so lockt. Peter Meyer nimmt die Hände aus den Taschen und ballt sie und gräbt die Nägel ins eigne Fleisch; und wieder steigt es ihm heiß zum Halse, und er windet sich, als wäre ihm der Hemdkragen eng. So kommen die beiden über den Steg und in den Wald. Da liegt zuerst eine heimliche Dunkelheit über der Straße, und nachher brennen da und dort bald höher bald tiefer die weißen Feuer des Mondes zwischen den Tannen. Der Schnee flirrt und die Eiskristalle glimmen wie mildfarbige Funken. Inmitten der geheimnisvollen Lichter schreiten die zwei, verloren, von keinem gesehen, und der Bauer weiß, daß keiner sie sieht. Die Glocken des Steger Kirchturms fangen an, die Messe einzuläuten, aber der Klang dringt gedämpft in den Wald wie einschläfernde Musik. Peter Meyer läßt die Lider über die Augen sinken: es zittert in ihm, und seine Zähne legen sich zusammen,

als fröstle er. Er weiß es selber nicht, daß er die Schritte plötzlich verlangsamt hat, bis Hansi dicht neben ihm ist, und vielleicht weiß es keines von beiden, wie es kommt, daß des Mädchens Hand in des Bauern großer Faust liegt. Hansi hat den Kopf gehoben und hat halb scheu, halb lächelnd an dem Bauern emporgesehen; das Herz fängt ihr an zu klopfen. Aber er sieht nicht nach ihr, in gleichmäßigem Schritt geht er weiter, nur seine Faust wird enger und enger und drückt sich über ihren Fingern zusammen. Hansi macht keine Bewegung mit ihrer Hand, sie gibt keinen Druck zurück, aber sie zieht sie auch nicht weg; sie schluckt nur ein paarmal, wenn eine sonderbare Angst ihr die Kehle engt. Plötzlich redet er mit gepreßter, halb heiserer Stimme: „Du hast ja gar nichts zum Christkind bekommen, Mädchen, was — was — ich will dir eine Freude machen."

Er neigt sich zu ihr, so daß sie stillstehen muß. Der Hansi wird der Kopf wirr. Sie weiß selber nicht mehr, was sie redet, aber sie stößt plötzlich die Bitte hervor: „Nehmet — nehmet den Marti zum Knecht."

Er ist zurückgefahren und hat ihre Hand losgelassen.

„Wer ist der Marti?" fragt er. Die Scham fährt ihm in die Wangen; er weiß auf einmal wieder, was just hat werden wollen.

„Der Marti — mein Bruder," stammelt Hansi.

Damit sind sie weiter gegangen. Der Wald tut sich jetzt vor ihnen auf. Drüben liegen die ersten Häuser von Steg, und das Glockengeläute schallt

näher, feierlicher. Peter Meyer tut einen Atemzug, der seinen ganzen Körper erschüttert, er hätte sich die Ohren zuhalten mögen, mit den Glocken in den Lüften läutet sein Gewissen. Aber dann besinnt er sich und gibt dem Mädchen Bescheid.

„Deinen Bruder? Ja, will denn der zu mir?"

„Ja," gibt Hansi gleich unsicher und scheu wie vorhin zurück. „Oh, wenn Ihr ihn doch aufnehmen wolltet."

Langsam greift des Bauern kalte Rechte nach seiner Stirn. „Es wird gut sein, wenn du dir einen Wächter mehr ins Haus nimmst," redet es in ihm.

„Ich will dran denken," sagt er dann laut und beginnt mächtiger auszuschreiten. Wie er durch die Gassen zu Steg geht, ist er der Bauer wieder, der sich nicht kümmert, ob die Magd hinter ihm ist oder nicht.

Fünftes Kapitel

Und so ist seit ein paar Tagen der Lochstafelmarti Knecht auf der „Breite".

Es geht mit Riesenschritten dem „Langsi"*) zu. Das Mattenland liegt schon schneefrei, an den höheren Lehnen kleben noch schmutzigweiße Schollen, und im Morgenbergwalde schimmert noch mancher weiße Fleck, aber die Wildplattenlaue ist vor acht Tagen niedergefahren, und das ist das sicherste Frühlingszeichen. Dann hat der Marti kommen dürfen, denn nun gibt es Arbeit. Regine hat sich

*) Langsi = Frühling.

zwar gewundert, daß der Knecht schon jetzt ins Haus komme, und der Ambros brummt, er wäre auch noch allein fertig geworden, aber der Bauer hat eine besondere Eile gehabt, den Marti zu dingen, als könne er ihm verloren gehen.

Die Zeit seit Weihnachten hat in der „Breite" nichts Neues gebracht. Die Meyerin ist lahm und bös wie immer, und der Bauer tut ihr in allem mit stummer Geduld den Willen, Regine aber ist mild wie die Mutter Gottes selber zu ihr, auch dann noch, wenn die Kranke sie schlägt oder, was ihr in die Hand fällt, nach ihr wirft. Hansi hat noch nie eine Klage oder ein hartes Wort über die Lippen der Regine kommen hören, und sie muß sich immer wieder wundern, wie es auf Erden einen so guten Menschen geben kann, wie das Meyermädchen einer ist. Wie Hansi sie im stillen bewundert, scheint Regine auch mit der Hansi zufrieden. Sie bemerkt wohl nach wie vor der jungen Magd demütige, dem Bauern jeden Wunsch von den Augen ablesende Art, mit der sie sich um denselben müht, aber es ist ihr auch, als erkenne sie eine merkwürdige Befangenheit in ihr, wenn der Bauer in der Nähe ist, und schiebt dieselbe auf eine kindische Scheu vor dem Manne, nicht vor dem Meister. Das macht sie desto sicherer. Sicherer ist Regine jetzt auch des Bruders, denn er läßt sich kaum je merken, daß er das junge Ding, die Hansi, auch nur sieht. Er schaut gleichsam über dieselbe hinaus. Und wäre noch ein Zweifel in ihr gewesen, so hätte Regine ihn fahren lassen, wie nun der Peter den Marti ins Haus nimmt.

Der Marti ist da. Er ist eines Abends gekommen. Die Hansi hat Angst gehabt auf seinen Eintritt. Ob ihn der Bauer nicht wieder verjagte, wenn er so zerlumpt und verkommen aussah!? Aber als der Marti beim Zunachten an die Breitehausstube geklopft hat, da hat er einen sauberen Schafwollanzug angehabt, einen neuen Hut auf dem Kopfe und ganze Schuhe an den Füßen, und sein Gesicht hat einen guten, von ehrlichem Willen redenden Ausdruck getragen.

„Da bin ich jetzt,“ hat er unter der Tür gesagt, und dann in der Stube, wie der Bauer ihn hat näherkommen heißen, „ich dank Euch dann noch, daß Ihr mich eingestellt habt!“

Das hat trocken geklungen, und der Bauer hat nicht viel daraus gemacht, aber die Hansi hat daraus einen Ton zu hören gemeint, als sei dem Marti zumut wie einem Erlösten.

Vor dem Schlafengehen haben dann die beiden Lochstäfeler noch flüsternd beieinander vor der Hansi Kammer gestanden.

„Woher hast auch den Gerust?“ ist das erste gewesen, was Hansi hat wissen wollen.

„Erschafft hab' ich ihn,“ hat der Marti zurückgegeben.

„Erschafft?“

„Ja! Meinst, seit ich gewußt habe, daß ich kommen darf, habe ich gefaulenzt? Oder meinst, ich habe wie ein Bettler ankommen wollen?“

Die Augen haben der Hansi geleuchtet: „So bist du also gern gekommen?“

Er hat die Lippen eingekniffen und ungeduldig

die Achseln gezuckt: „Es ist Zeit gewesen, hohe Zeit," hat er dann in sich hineingemurrt.

Die Hansi ist aus seiner Rede nicht klug geworden. „Warum?" hat sie erschreckt gefragt.

„Meisterlose Hunde werden bissig! Meisterlose Leute, um die sich auf der Welt niemand kümmert, wer weiß, was aus denen alles wird. Eineweg, Mädchen, dank's dem Herrgott, daß wir zwei jetzt ehr- und redlich das tägliche Brot essen werden."

Sie haben noch viel zusammen geredet, von den Hausinsassen, von dem, was zu tun sei. Hansi hat viel Rühmens gehabt. Was der Bub für einer sei, der Andres, und die Regine, und der Ambros, der Knecht. Nur von dem Bauer hat sie wenige hastige Worte gesagt.

Jetzt ist der Lochstafelmarti schon heimisch in der „Breite". Es ist am sechsten Tage seines Hierseins, daß er an dem großen grauen Gaden wenig unterhalb des Wohnhauses schafft, der neue Schindeln bekommt. An dreien Seiten hat der Bauer ihn schon verschindelt, an der hinteren, der Wildplattenwand zu, hängt das Gerüst noch am Dach mit zwei Seilen fest, auf dem der Marti steht und hämmert. Er hat einen Sack vorgebunden, in dem er Schindeln und Nägel trägt, und greift im Takt hinein und schlägt im Takt die weißen Brettlein fest. Es läuft ihm wie geschmiert von der Hand. Er pfeift dabei vor sich hin und hat in jeder Bewegung seines festen Leibes eine übermütige Beweglichkeit, eine Lust zur Arbeit, wie man sie bei wenig Knechten findet.

„Das geht ja, als wärest aufgezogen," sagt eine

Stimme unter ihm. Wie er zwischen Gerüst und Wand hinabschaut, steht unten die Regine, die ihm das „Znüni“*) trägt. Sie stellt Most und Brot und Käse auf einen Balken und sagt: „Du verstehst das Schaffen, das muß ich sagen.“

Gerade das Lob machte ihn aufhören. Die ist sonst keine, die viel lobt, so viel hat er schon gemerkt. Er steigt über die Leiter hinab und sieht sie groß an, wie er unten ankommt. „Bah, ich bin, denk, zum Schaffen da.“

Der Morgen ist rein, und es tut einem wohl, die wundersame Frühluft zu atmen. Hinter dem Morgenberg glänzt und zuckt ein goldenes Feuer, es bricht schon durch die höchsten Tannen und wirft seinen warmen Schein in die Frontfenster des Breitehauses. Die Matten grünen. Es ist alles weich und warm und schwillt doch alles empor wie unter neuem Atem.

„Es ist aber auch ein ganz andres Schaffen,“ sagt die Regine, „wenn es Langsi wird, und an einem hellen Tag.“

Der Marti versteht sie nicht recht. Aber sein Gesicht verdüstert sich.

„Es ist nur dann gut schaffen, wenn du weißt, daß sich ein andrer freut, wenn du fleißig bist!“

„Freut sich kein andrer, kann man sich selber freuen,“ meint Regine.

Der Marti zieht Stirnfalten. „So meinst?“ sagt er.

„Warum nicht?“

---

*) Znüni = zweites Frühstück.

Er sieht sie an, dann macht er sein Sackmesser auf und schneidet in das Brot. „Das verstehst du nicht," redet er.

Sie lächelt ein seltenes Lächeln. „Nun, was meinst denn?"

„Nimm uns zwei! Die Hansi und mich!" sagt er, und es zuckt wie Wetterschein durch sein Gesicht. „Wir sind zwei Verjagte! Haben kein Haus, keine Verwandtschaft und keinen Rappen Geld. Wir schaffen für fremde Leute. Es gibt aber Leute, für die du dich abhunden kannst, soviel du willst, sie sind doch nicht zufrieden. Ja, und dann meinst, man freut sich selber über seine Arbeit? Nein, wieder zurücktun möchte man das Geschaffte, so möchte man."

Man hört seine bitteren Erfahrungen aus seinen Reden. Die Regine sieht ihn mitleidig an.

„Und doch solltest dich freuen," sagte sie.

„Das glaubst selber nicht."

„Du hast doch deine Pflicht getan," besteht sie, „mußt mit dir selber zufrieden sein. Und einer, der Herrgott, hat es doch gesehen, daß du fleißig gewesen bist."

Er verzieht die Lippen. Predigen kann er bei den Pfaffen hören, denkt er, und schneidet ruhig sein Brot und seinen Käs. Die Unterhaltung stockt danach. Regine hat das spöttische Zucken seiner Lippen gesehen und das Gesicht abgewendet. Sie hat den Kopf in den Nacken zurückgebogen, als möchte sie ihm die Herrin zeigen, aber gleich darauf sieht sie ihn wieder ruhig und freundlich an.

„Es ist dir, wie es scheint, schlecht gegangen zu Wicky?" fragt sie.

„Nun, viel Gutes haben wir schon daheim nicht gehabt," weicht er aus. Aber ihre Rede hat ihm doch wohlgetan, und heimlich staunt er; er hat wohl bemerkt, wie sie vorhin den Zorn in sich überwunden hat. Daß eines Meister ist über sich selber, darüber staunen die am meisten, die es nie sind.

Danach wird ihre Unterhaltung lahmer, gleichgültiger. Mit einem „Dank!" steigt zuletzt der Marti wieder auf sein Gerüst, und Regine trägt die leere Flasche weg. Aber von dem Tage ab hat irgendwie der Bub einen heillosen Respekt vor dem Mädchen. Es begibt sich so, daß er sonderbar angezogen wird von ihrer Ruhe, von ihrer inneren Ausgeglichenheit und ihrer Bravheit, vielleicht just, weil er aus einem unbraven und ruhelosen Leben kommt. Er gibt sich selber Müh, vor ihr kein grobes Wort zu sagen, er verleugnet vor ihr den Lochstafelbub, der vom Vater her nicht viel Gutes hat lernen können. Seine Augen folgen ihr, wo sie können, nicht aus Liebe, nur aus Neugier, halb und halb aus Bewunderung. Und damit er sie recht ansehen kann, läuft er sogar in die Steger Kirche des Sonntags, wo Regine unter ihm auf den Bänken sitzt und er ihr zuschauen kann, wie sie mit der ganzen Seele beim Beten ist. Regine wiederum mag den jungen Knecht leiden, weil er schaffig ist und baumstark, so daß es eine Freude ist, ihn an der Arbeit zu sehen. Und mit dem klaren Blick, der ihr verliehen ist, glaubt sie zu sehen, daß eine gute Art in ihm schlummert, die zu wecken ihr, dem Nonnenzögling, verdienstlich und lockend

erscheint. Darum nimmt sie sich mehr seiner an, als sonst einem Knecht zukommt.

Selbst dem Bauern fällt es auf, wie gute Freunde die beiden nach und nach werden; es hätte nicht der scherzenden Reden des Ambros gebraucht, der sich etwas herausnehmen darf, und der die Regine manchmal damit aufzieht, daß der Marti ihr am Rockzipfel hängt wie ein Schulbub der Mutter. Nur einmal, wie der Ambros so geredet hat, hat Peter Meyer den Kopf gehoben. Ein eigentümliches Zucken ist ihm um Mund und Nasenflügel gegangen, fast wie ein Wittern, und sein Blick hat wie ein Blitz die Hansi gestreift, die ihm gegenüber gesessen hat; aber die Regine hat dem Ambros so ruhig und lächelnd Bescheid gegeben, daß selbst der Bauer keinen Verdacht hat haben können, daß mehr als gute Freundschaft zwischen Knecht und Schwester sei.

Es will auch scheinen, als ziehe der Bauer sich seither noch mehr in sich selbst zurück. Er ist wortkarg und verschlossen. Wenn er daheim ist, bleibt er in seiner Stube, und nur zum Essen setzt er sich unter die andern. Ueberallhin nimmt er seinen Buben mit. Zum Stall, in die Matten, in den Wald, auf sein Bergeigen, die „Rüti“, überall, wenn er nicht Schule hat, muß der Andres dabei sein. Und jetzt — es ist Heumonat geworden allgemach — ist keine Schule mehr.

Das Gras steht halbmannshoch in den Matten, es wird ein trockner, heißer Sommer. In der Woche — so hat der Peter Meyer anbefohlen — wird auf den Matten geschnitten. Und in aller Herrgotts-

frühe eines Morgens fangen sie auf der „Breite" selber an; die andern Grundstücke sollen nachher daran kommen. Die „Neuen" sollen zuerst sich ans Schaffen gewöhnen, meint der Bauer. Die andern Matten messen zehnmal den Raum der großen „Breite". So reich ist der Peter Meyer.

Wie sie an diesem ersten Morgen ausziehen, der Bauer, der Ambros und der Marti, sieht die Hansi, die noch in ihrer Kammer ordnet, ihnen nach. In ein paar Stunden soll sie selber zum erstenmal hinab, das von den Männern geschnittene Gras zu wenden. Sie sieht, wie der Marti und der Ambros nahe dem Hause anstehen, die Sensen wetzen und ins Gras tauchen. Der Bauer aber schreitet bis an den Rußbachsteg hinüber, den Andres an der Hand. Immer den Buben an der Hand! Wie sie die beiden durch das hohe Gras streichen sieht, darin der Bub fast untergeht und das der Mann weit überragt, muß sie sich vorbeugen und bringt den Blick nicht los von ihnen. Zwei, die wie die aneinander hängen, hat sie noch nie gesehen! Wo der Alte geht, muß der Bub sein! Auch jetzt hat er ihn wieder mit! Er ist ein Späßiger, der Peter Meyer, sinnt die Hansi. Plötzlich fällt ihr der Weihnachtsabend wieder ein. Ihr Gesicht glüht. Was er nur damals gehabt hat, was ihn nur angekommen ist, den Bauern! Fast wider Willen sucht sie ihn danach wieder unten in der Matte. Er hat jetzt auch die Sense im Gras. Er ist barhaupt, das rote Morgenlicht zuckt über seinen dunkeln Kopf, seine Gestalt ist nur mit Hose und Hemd bekleidet, er schafft barfuß, wie seine Knechte und

wie der Bub neben ihm, der auch schon die Sense handhabt. Er fängt an zu schneiden und auszuschreiten. In langausholenden Strichen fährt die Sense ins Gras, der mächtige Leib wiegt auf und nieder, und Hansi kann von ihrem Fenster sehen, wie die Glieder sich in ebenmäßigem, uhrtaktgleichem Gang dehnen. Der Bauer schafft allein mehr als seine beiden Knechte zusammen. Und wie er vorwärts schreitet, ruhig und sicher, und das Gras so vor ihm zusammensinkt, ist etwas Großes in seiner Arbeit.

Hansi spürt, daß ihr der Atem kurz ist, so hat sie hinüber gestaunt. Ein zitternder Seufzer entrinnt ihr, ohne daß sie weiß, warum sie geseufzt hat. Sie streicht das ungefüge Haar aus dem Gesicht und geht hastig und verwirrt an ihre Pflichten zurück.

Die Sonne brennt schon heiß auf die Matte, als nachher Regine und Hansi mit den Gabeln ans Wenden und Verstreuen des geschnittenen Heues gehen. Wie zwei Vögel, die ausfliegen, kommen sie aus dem Hause gegangen und sind mit zwei Schritten bei der Arbeit, links geht die eine und rechts die andre, barfuß, in leichtem ärmellosem Leibchen, daran der Rock festgemacht ist und draus die kurzen weißen Hemdärmel und die nackten Arme schauen. Die Regine hat in ihrem Schaffen etwas von der Art des Bruders, ruhig und stet schreitet sie vorwärts, ihr schlanker Leib ist aufrecht, und die heiße Sonne macht ihren blonden Scheitel glänzen. Die Hansi scheint klein gegen sie. Die ist mit Feuereifer hinter die Arbeit gegangen, sie hat es

bei allem so, überall ist sie heiß und mit Ungestüm dabei. Sie muß manchmal verschnaufen, so fährt sie darein; auf ihren schmalen Wangen liegt ein durchsichtiges Rot, und wenn sie einen Augenblick anhält, wogt die Brust, ist der volle Mund geöffnet, atmet, als tränke er Luft, und die Augen glänzen. So eifrig hat sie eine ganze Weile geschafft, daß sie gar nicht bemerkt, wie sie auf einmal in einen Baumschatten tritt, an eine Stelle, wo der Bauer und der Andres ihr Znüni verzehren, das der Bub jetzt aus dem Hause geholt hat. Erst der Bub macht sie aufsehen, der ihr das volle Mostglas hinhält: „Da trink, Hansi!"

„Dank, ich bin nicht durstig," sagte sie mit Lachen und hält im Schaffen ein. Sie lehnt sich auf ihre Gabel und schöpft abermals Atem; die weichen Glieder schwellen gleichsam unter dem Atemzug, und wie sie so dasteht und das frohe Lachen ihr in den Augen nachglänzt und die weißen Arme von dem dunkeln Rock ableuchten, bringt der Bauer den Blick nicht von ihr. Er will ihr ein gleichgültiges Scherzwort sagen, aber es fällt ihm nichts ein, und in der Kehle würgt ihn etwas. So ist seine Art sonderbar, unbeholfen, so daß es auch der Hansi auffällt. In dem Augenblicke treffen ihre Augen zusammen und senken sich jäh, als erschreckten sie voreinander, und plötzlich, als täte er sich Gewalt an, steht der Bauer auf und geht seine Sense suchen. Hansi schreitet weiter und hat einen heißen Kopf, nicht von der Sonne, die auf sie niederbrennt, und sie weiß nicht, wie ihr ist. — Am späten Abend aber — sie ist gottserdenmüd nach ihrer Kammer

gestiegen und hat sich eilen wollen, daß sie auf den Strohsack komme —, da sieht sie, kaum daß sie allein ist, die Augen des Bauern wieder vor sich, wie er auf der Matte sie angeschaut hat. Sie hockt sich halb ausgezogen auf den Rand ihres Bettes nieder, sieht auf die Bodenbretter und sinnt. Ein Schauer geht durch ihren Leib. Was sie nur hat! Dann wirft sie sich, wie sie ist, aufs Bett und gräbt den Kopf ins buntblumige Kissen, als müßte sie das Gesicht verbergen.

Sechstes Kapitel

Heute heuen sie auf der „Rüti". Am frühen Morgen sind sie hinaufgestiegen.

Die „Rüti" ist ein schönes Gut, ein Bergggut. Eine Stunde haben sie zu klettern, und die Steger klettern gut. An einem waldigen Ausläufer der Wildplatte dehnt sich die grüne Halde steil abwärts, und sicher und sonnig wie die Bergfesten der alten Adeligen steht das Rütihaus auf einem felsigen Vorsprung. Seine vier kleinen Scheiben leuchten wie Gold, weil die Morgensonne hineinlugt, und die braunen Holzwände und das Schindeldach stechen sauber von der grünen Lehne ab, es ist ein wohlgebautes Haus, stark und stattlich, trotzdem es nur zwei Stuben und eine Küche und im Erdgeschoß den Stall hält. Es ist ein Haus wie ein gesundgliedriger Mensch, wie der Peter Meyer, der es mit Knechtshilfe selber gezimmert hat, gerne und mit Stolz sagt.

An der weiten Berglehne schaffen die Heuer, der Bauer selber, die Knechte, Regine und Hansi und ein paar Tagelöhner. Der Andres hat bei der Mutter bleiben müssen. Heute hat sich kein andrer Wächter für die Kranke finden lassen, denn die Arbeitskräfte sind selten um diese Zeit, und es heißt das gute Wetter nützen. Die Marianne braucht auch niemand anders, der Bub ist klug und sorgt wohl für sie. Die Gestalten der Schaffer sind zwergklein an dem großen Bergleibe. Sie arbeiten auch weit auseinander, und nur zuweilen jauchzt eines dem andern zu, wie es Sitte im Heuet, und das Jauchzen pflanzt sich fort, es geht auf benachbarte Lehnen hinüber und findet zwanzig Echos, jetzt am Morgenberg, jetzt am Weißstock, wo die Alpen dicht unter den Gletschern liegen, und jetzt sogar am fernen Bresten, von dem die letzten Steger Alphütten niederschauen. Heute ist ganz Steg zu Berg gefahren.

Die Rütiheuer gönnen sich keine Ruhe, bis die Sonne ihnen mit ihren heißesten Strahlen den Bericht auf den Buckel sengt, daß es Mittag ist. Da erst schaut einer der Tagelöhner um den andern nach dem Bauern aus, ob der noch nicht hungrig ist. Und Peter Meyer wirft die Sense auf den Rücken, jauchzt einmal stark und hell auf und steigt großschrittig dem Rütihaus zu. Dort kräuselt ein blauer Rauch aus dem Steinplattenkamin, ein Zittern ist dort, wo das blaue Wirbeln in nichts zergeht. Die Regine richtet das Mittagsmahl.

Der Bauer ist der erste, der das Haus erreicht. Er lehnt die Sense an die niedere Mauer, auf der

sich der Holzbau erhebt, wirft den Rock daran und reibt sich mit dem bunten Nastuch Stirn und Nacken trocken.

„Kann man essen?“ ruft er durch die Flurtür. Die Regine gibt ein „Schon lang!“ zurück. Dann sieht er sich nach den andern um. Sie kommen am Berg daher, die Tagelöhner voran, denn sie sind beim Essen die Fleißigsten, dann das Mädchen und der Ambros; ganz zuletzt Marti, der noch eben den letzten Sensenstreich getan hat.

‚Er meint, die Regine lugt nach ihm,‘ sinnt der Bauer und lächelt flüchtig. Dann drängt sich ein andrer Gedanke dazwischen, und sein Gesicht hat den düsteren Zug wieder, der ihm seit Wochen eigen ist. Die Leute kommen näher derweilen. Der Bauer wendet sich, er will nicht bereitstehen, wenn die Hansi vorbeikommt, und streicht gedankenlos dem Felsvorsprung zu, wo die Wand sich jäh in die Tiefe senkt und von dem man ganz Steg übersieht. Die „Breite“ liegt nur wenig links dicht dem Berg zu Füßen. Wenn der Bauer sich vorbeugt, kann er sonst den Rauch aus seinem Giebel steigen sehen und erkennt alles, was um und an seinem Hause zugeht. Halb unabsichtlich, halb von irgendeinem Impuls geleitet, beugt er den Oberleib über das dürre Geländer hinaus und hält Umschau. Die Stelle, wo er steht, ist wie die Zinne eines Wartturms, und wer auf einem Turm steht, fühlt, wie die Brust sich in freierem Atem hebt und der Blick groß wird und mit einer fremden Sehnsucht in alle Weiten geht. Ein frischer Wind umzieht die Felsnase, so daß die Sonne weniger Macht hat. Dafür

ist es, als dampfe die weite Runde unter der Glut, die der Himmel ausströmt. Dicht unter dem blauen Himmelsgewölbe flirrt der Firnschnee, wie eingezeichnet in den tiefen Grund ragt das weiße Gezack der Schneeberge, und daneben starren die Felsschroffen, von deren Granit die Sonne wie von einem Panzer zurückprallt. Der Morgenbergwald ist still und dunkel und mächtig wie je, aus seinen untersten Stämmen schimmert die staubige Straße, und der Bauer kann einmal einen Punkt sehen, der einen einzelnen Gänger verrät. Auf der „Breite“ ist alles still. Der Bub wird bei der Mutter hocken.

„Nun, kommst jetzt?“ ruft in dem Augenblick Regine dem Bruder vom Haus her. Der will just den Blick von seinem Eigen lösen, da macht ihn etwas schärfer hinabschauen. Er reckt den Leib. Ist das nicht der Bub, der da auf die Matte hinausstäubt, sich herumwirft und die Augen nach der „Rüti“ wendet? Er wirft die Arme über den Kopf. Er schreit auf. Langsam und dünn steigt der letzte Ton seines Schreies bis zu dem Bauern herauf. Aber in dem letzten Echo noch zittert die gellende Angst, die den Schrei gezeitigt hat. Mit einem Ruck fährt der Bauer zurück. Die Regine steht noch in der Tür, sein Zögern hat sie warten lassen. In zwei Sprüngen ist er bei ihr. Und eben dringt wieder Schrei an Schrei in letztem Verhallen bis zu ihnen.

„Es ist etwas geschehen da unten,“ stößt Peter hervor. Sein Gesicht ist bleich, aber seine Gestalt ist rege und strotzt von Tatkraft. Und schon ist er vorbei und stürmt den Hang hinab. Nicht über

den Weg, der Weg geht in Windungen, und der Mann fährt über die steile Halde hinab, wie er, wenn er zur Gemsjagd aus ist im Herbst, über die Schneehänge gleitet. Mit den Ellbogen lenkt er den schweren Leib. Das Hemd reißt, und der eine Arm schlägt sich an einem Steine wund, daß der Leinenfetzen des Aermels sich blutrot färbt. Aber so fährt der Peter Meyer ab der „Breite" zu. In unglaublicher Zeit hat er die sanftere Lehne erreicht, die nach seiner Matte hinabmündet. Jetzt springt er auf, und da kommt auch schon der Andres ihm entgegengestürmt: „Vater, Vater, es brennt!"

Die Erklärung ist nicht mehr vonnöten. Aus den hinteren Fenstern des Breitehauses lecken die Flammen schon an der Hauswand. Ein paar Hagstangen trennen den Bauer noch von seinem Gut. Die ersten überspringt er, die nächsten wirft er in grimmem Ansturm auseinander wie dünne Latten, die dritten und letzten halten ihm stand, bis er sie, mit aller Kraft daran rüttelnd, von den Pfosten reißt. Und noch während er schafft, erreicht ihn der Bub. Dem steht das Entsetzen im blutleeren Gesichtlein und in den großen Augen. Seine Zähne schlagen aufeinander, und er kann nicht reden. Und doch drängt etwas in ihm, das ausgeschrien sein will.

„Jesus, Bub, was ist geschehen?" keucht der Bauer, er hat eben den Weg frei, und fast wider Willen hält er sich bei dem Buben auf, dessen Aussehen ihn erschreckt inmitten alles andern Schreckens.

„Die Mutter!" gellt der Andres.

Der Bauer ist plötzlich starr wie Stein. Vom

Scheitel zum Rücken geht ihm ein kalter Strom, der keine Sekunde dauert und doch wie Minuten scheint. Während dieser Zeit ist der Peter Meyer ruhig und nüchtern und hat seinen ganzen scharfen Verstand frei und nur auf das eine gerichtet: „Ist — ist das Weib — in dem Hause — ist sie schon verloren!" Und dann — dann — Fast hätte er laut hinausgeschrien: Dann bist erlöst! Aber schon ist der Bub zu sich selber gekommen und schlägt seine beiden Hände um die Faust des Vaters und zerrt ihn vorwärts.

„Es ist — es ist noch Zeit vielleicht — sie ist — in der Schlafkammer — und —"

Der Bauer findet mit einem Schlage sich selber. Er ist wieder der ganze und der große Mann, der er allezeit geschienen hat und vor dem der Landammann den Hut zieht wie vor seinesgleichen, weil des einfachen Bauern Wort im Volk vielleicht mehr gilt als sein eignes. Er reißt die Hand aus denen des Buben und stürmt dem Hause zu. Das Feuer knistert im trocknen Holz, Fenster klirren, und im Innern kracht es, als ob ein Balken stürzte. Wie er an die Haustür kommt, stieben ihm die glühenden Funken entgegen. Die Wohnstube ist voll von Rauch, aus dem einzelne rote Zungen lecken, eben springt das erste Feuer daran und fährt in Stücke. Aber er ist schon an der Schlafstubenscheibe. Mit der bloßen Faust schlägt er den Rahmen ein. Ein paar Baumstämme, die am Hause liegen, erleichtern ihm das Einsteigen. Dann verschwindet er in dem Raum, in den der weiße Qualm sich ihm nachdrängt. Vor dem Hause läuft der Bub hin und

her, die Hände ineinander gelegt, angstvoll, als wäre er selber noch eingeschlossen und verloren. In seinen Augen steht das Wasser, und um seinen Mund zuckt es, derweilen er immer wieder in heißer Not sein „Jesus, Jesus!“ stammelt.

Vom Berge kommen die Heuer und Knechte gerannt. Auch zu Steg wird es lebendig, aber das Dorf ist fast leer jetzt, und es nützt wenig, daß der lahme Sigrist die Feuerglocke zieht.

Plötzlich bleibt der Andres stehen und starrt nach dem Fenster, wo der Vater eingestiegen ist. Sein Gewaltsleib ist jetzt wieder sichtbar, blitzähnlich taucht zuweilen der schwarze Bart und das dunkle Gesicht aus Qualm und Rauch, und derweilen hallt das dumpfe Aufschlagen einer Axt aus dem Getöse des Brandes. Der Bub ist noch jung, aber er weiß, was das bedeuet; der Vater bringt die kranke Mutter durch das enge Fenster nicht ins Freie.

Die Sturmglocke gellt jetzt hell von Steg herüber, es klingt fast wie Heuetjauchzen mitten am hellen, goldigen Tag. Leute stürmen über den Rußbachsteg, auch die andern keuchen heran, die vom Rütiberg. Aber das Breitehaus ist verloren. Im rechten Hausteil, dort, wo das Blumenfenster an der Kammer der Regine ist, haben die Flammenarme das Dach erlangt und durchbrochen. Im Innern ist Glut und Glosten und Getöse, und vom Dach hebt sich's empor wie ein blutroter, schlanker Leib, der wächst und wächst und die Arme der goldenen Sonne zu hebt. Das goldene Sonnenrad steht im blauen Himmel und leuchtet und leuchtet über dem kleinen Schwesterfeuer auf Erden, heller,

heiliger, als könne unter ihm kein Elend sein. Und im Lichte der beiden Feuer schafft rastlos und trotzig der Breitebauer. Die Wand splittert unter seinen Schlägen. Was der Meyer jetzt tut, täte ihm nicht so leicht einer nach von allen, die eisengliedrig sind im Tal wie er selber. Aber der Himmel weiß, woher ihm auf einmal die übermenschliche Kraft kommt, daß er noch schneller zerstört als das Feuer. Just als die dünne Wand zwischen Wohn- und Schlafstube vor den Flammen zusammensinkt, da hat der Peter Meyer die Hauswand mit einem letzten sausenden Schlage durchbrochen. Er greift mit beiden Armen etwas vom Boden auf und taumelt ins Freie, tut wenige Schritte und stürzt mit seiner Last den Leuten, die draußen schreien und gaffen und nicht helfen können, zu Füßen.

Eine kleine Schar von Männern hat erkannt, was zu tun not tut. Der Marti und der Ambros stehen auf dem Giebel des Gadens und wehren die Funken ab, die aus dem brennenden Hause herüberspringen wie Sternschnuppen am hellen Tag. Langsam bildet sich eine Menschenreihe bis zum Rußbach hinüber, herbeigeschaffte Eimer gehen, im Bach gefüllt, von Hand zu Hand, und die Knechte auf dem Gadendach streiten damit wider den Brand, der nach dem Holzstall lüstern ist. Die Bretter des Breitehauses kreischen und knirschen, derweilen eines ums andre sich in der Glut biegt und wie Zunder aufflammt, inmitten der grünen Matte steht das brennende Haus wie eine riesige Purpurblume, die plötzlich aus dem Boden gesproßt ist. Und langsam geht die Habe des Peter Meyer unter.

Um den ohnmächtigen Bauern und sein Weib stehen nur noch der Bub und wenige Weiber. Regine kniet bei der Bäuerin. Sie ist ruhig und von herrischer Art. Neben dem Bauern macht sich mit zitternden Händen Hansi zu schaffen.

„Sie lebt," hat die Regine eben gesagt und taucht aufs neue ein Tuch in einen neben ihr stehenden Wasserkübel. Im nächsten Augenblick hebt die Marianne einen der schweren Arme und ächzt und lallt. Regine steht auf; die Bäuerin ist sicher im Gras gebettet. „Es ist ihr nichts geschehen," sagt das Mädchen, und das stete: „Gott, dir sei Lob und Dank" zittert der lauten Rede leise nach. Dann wendet sich Regine dem Bruder zu. Hansi, die neben ihm kniet, ist halb von Sinnen und unfähig etwas zu tun. Sie hat wohl an des Bauern Weste herumgeknüpft und hat, mechanisch das nachahmend, was Regine der Bäuerin tut, ein-, zweimal die Hand ins Wasser getaucht und sie dann auf des Ohnmächtigen Stirn gelegt, aber sie schauert unter der warmen Sonne und in der Glut des Brandes, wenn sie den Daliegenden berührt.

„Laß mich machen," sagt die Regine und kniet so jäh neben dem Bruder nieder, daß Hansi wie weggestoßen hinter ihr am Boden kauert. Dann tut sie mit kundigen Händen ihr Werk.

Des Bauern Gesicht ist geschwärzt; am Kopf ist eine Stelle, wo das rote Fleisch aus den verbrannten Haaren schaut, und im Bart sind wie von Händen gezauste Löcher. Aber schon der erste Tropfen Wasser, den die Schwester an seine Lippen bringt,

weckt den Bauern. Er richtet sich langsam auf, sein Blick ist noch unstet und dunkel, er taumelt auch, während er, von der Regine unterstützt, sich aufarbeitet. Mit vornübergebeugtem Haupt und aufgerissenen Augen starrt er nach dem niederbrennenden Hause hinüber und wendet sich langsam, mißt die Umstehenden und tut einen unsicheren Schritt nach seinem Weibe hin. Es ist, als suche er etwas, wie er die Daliegende betrachtet, und eines der Dorfweiber, das meint, der Verstand sei dem Manne verloren gegangen, stößt sein „Jesus Maria" durch die Zähne. Sie verschlingen ihn auch alle mit den Blicken, damit sie nachher herumrätschen können, wie ihm die Kleider in Fetzen gehangen sind, wie die nackten braunen Arme Risse gehabt haben und wie er verwahrloster dagestanden hat als der Iringerkari, der Halbnol, dem die Dörfler das zum Mittag sparen, das ihre Schweine nicht mehr haben wollen. Aber wie der Meyer den Blick von seinem Weibe nimmt und sich ein wenig aufrichtet, ducken sich die überneugierigen Weiber.

„Da ist nichts mehr zu wollen," sagt auf einmal der Bauer und deutet nach seinem Hause. Dann wendet er sich der Regine zu. Sein Blick geht an ihr vorbei, während er redet. „Es hat ihr nichts getan, der Frau."

Als die andre den Kopf schüttelt, fährt er fort: „Wenn, wenn — man sollte sie — vielleicht des Kaspers Frau nähme sie auf."

Mit dem kommt Leben in die umstehenden Weiber.

Des Kaspers Frau — sie ist die Brudersfrau

des Breitebauern und wohnt in einem der stattlichen Häuser, die an der Steger Kirche stehen — drängt sich aus einer andern Gruppe herüber, tut mit vielen Worten ihre Bereitwilligkeit kund, die Kranke aufzunehmen, und sieht sich dabei um, ob die andern auch hören, was für eine gute sie ist. Dann wird eine Bahre gebracht, nach der ein paar Buben schon lange gesprungen sind, und sie laden die Bäuerin auf, die derweilen die hervorstehenden Augen aufsperrt, sie alle angafft und immer in sich hineinlallt und geifert. Die Regine schreitet dem kleinen Zuge voran, der sie danach nach dem Dorfe bringt.

Peter Meyer wendet sich erst dann dem Brande zu. Wie er hinweg will, streift sein Arm eine Hand.

„Ist — es Euch — tut es Euch nichts?“ stammelt Hansi, und die Fröste schütteln sie noch.

Der Bauer staunt sie an, als verstehe er sie nicht.

„Das Loch,“ bettelt sie und hebt die Hände nach seiner Kopfwunde.

„Narrheiten,“ stößt er durch die Zähne und schafft sich Raum durch die Menge nach dem Gaden hinüber.

Der Hansi tat das Herz weh, sie weiß nicht warum. Wie sie den Buben neben sich stehen sieht, schlägt sie dem die Arme um den Hals und kniet neben ihm ins Gras. Er zittert in ihren Armen, er ist fast vergessen gegangen, weil sie ihn sicher gesehen haben, aber er ist elend wie ein Schwerkranker. Hansi muß ihn halten, die Knie tragen

ihn nicht mehr recht. Seine Augen sind unnatürlich groß und brennen im fahlen Gesicht, und immer wieder durchläuft ein Beben seine Glieder. So lehnen sie beisammen eine ganze Weile, mit wirrem Kopf, das hilflose Mädchen und der vor Angst halbtote Bub.

Drüben schaffen die Männer, deren Schar gewachsen ist, am Brand. Es ist keine Gefahr mehr. Der Gaden ist sicher, denn die Luft ist still. Sie reißen jetzt das Dachgerippe des Breitehauses ein und werfen Eimer um Eimer in den mächtigen Glutofen, der das Hausinnere immer noch ist.

Wie die Sonne sich hinter die Wildplatte verbirgt, ist das Feuer gelöscht. Es glüht noch im Gebälk und dort, wo in wirrem Durcheinander Wände, Balken und Hausgerät übereinanderliegen, aber es ist eine ersterbende Glut. Zwei Feuer versinken, das kleine Erdenfeuer, das dem Himmel zugestrebt, und der goldene Himmelsbrand. Und der letztere wirft seinen blassen Widerschein auch auf die ernsten Gesichter der wenigen, die noch über den glimmenden Breitehaustrümmern wachen.

Es ist schon Nacht, wie der Peter Meyer, seinen Buben an der Hand, an seinem Gaden steht und sich anschickt, nach dem Rütihaus zu steigen. Der Marti und der Ambros wollen am Gaden wachen. Droben auf dem Rütiberg haben die Mädchen, Regine und Hansi, indessen Unterkunft geschaffen, die Bäuerin liegt in rechter Pflege zu Steg. Der Andres hat erzählen müssen, wie das Feuer ausgekommen ist, und er hat es in wirrer, unklarer Weise getan. Die Mutter hat ihn größeres

Feuer machen heißen, weil ihr die Suppe nicht warm genug gewesen ist. Und er hat kein rechtes Feuer zuwege gebracht, ob er sich auch lange abgemüht hat. Weil aber die Mutter nach ihm geschrien und geschimpft hat, so hat er die Petroleumflasche vom Brett genommen und dem Feuer nachhelfen wollen. Da ist im Augenblick ein Knall gewesen und eine Feuerflamme vor seinem Gesicht aufgefahren, und er hat sich nicht zu helfen gewußt, sondern ist fortgelaufen, denn es ist ihm gewesen, als brenne er selber!

Wie der Bub das erzählt hat, ist der Peter Meyer erbleicht und hat seinen Einzigen mit einem Blick angesehen, in dem eine an dem furchtlosen Manne fremde Angst zu lesen gewesen ist.

„Ist es nicht wie ein Wunder, daß es ihm nichts getan hat," hat er gestammelt. Und die Mär, wie der Bub verschont geblieben sei, ist danach unter den Stegern wie ein Lauffeuer umgegangen.

Jetzt schicken sich der Bauer und der Andres zum Heimgehen an. Seit seiner Erzählung hat der Bub des Vaters Hand nicht mehr gehen lassen. Es ist ganz dunkel, die Gadenwände ragen schwarzschattig auf, dunkler, schwärzer tritt hier und da der Umriß eines verkohlten Balkens aus der Nacht der Breitehaustrümmer, und dazwischen kräuselt manchmal ein weißes Räuchlein auf. Gespenstisch steigt es aus dem Gerippe des zusammengestürzten Hauses und verliert sich ins Nachtdunkel.

„Habet gut Sorg'," sagt der Bauer zu seinen beiden Knechten und gibt jedem die Hand. Sie haben beide geschafft, wie nicht leicht zwei. Dem

Ambros tritt das Wasser in die Augen bei dem Handdruck, es ist etwas in der Art des Bauern, das er noch nie an ihm gesehen hat, und Peter Meyer kargt sonst mit Freundschafts- und Dankbeweisen. Der greift indessen die Hand des Buben fester, und sie steigen langsam gegen die dunkle Halde. Die Wildplattenwand taucht düster vor ihnen auf und wächst wie eine Turmmauer zur Höhe. Ganz oben, wo der Himmel heller ist, glänzen wenige Sterne über schwarzem Gebirg. Ein heißer Windatem weht über den Hang, die Nacht ist warm wie nur je eine Sommernacht. Dennoch fühlt der Bauer auf einmal, wie des Buben Hand in der seinen zuckt, als schüttle ihn der Frost. Er achtet nicht darauf, aber es wiederholt sich. Da fragt er: „Was hast, daß zitterst?"

„Ich — ich weiß es nicht," stottert der Andres.

Der Bauer bückt sich über ihn, aber er kann seine Züge nicht wohl unterscheiden. Nur daß er bleich ist, sieht er.

„Hast Schlaf? Bist müd?" fragt er kurz.

„Ja," sagt der Bub, und dann „Vater, ich kann nicht weiter."

Der Alte sieht, daß die Füße ihn nicht mehr tragen. Der Schreck muß wohl noch in ihm sitzen. So hebt er ihn mit seinen beiden Armen und trägt ihn. Zärtlichkeit ist nicht Bauernart, der Andres hat seinem Vater nie am Hals gehangen, aber irgendwie nestelt er sich jetzt an ihn und windet die Arme um den Leib seines Trägers. Sein Kopf liegt wider des Vaters Achsel, und so nah preßt er sich an ihn, daß der Bauer seinen Herzschlag hören

kann. Und er hört, daß das Herz in wilden Schlägen schlägt. Einen Augenblick hält er inne. „Bist krank?“ fragt er. Seine Stimme ist unsicher und sacht.

Aber der Bub schüttelt nur den Kopf und preßt die Arme fester um seinen Leib.

Es ist ein seltsamer Heimweg. Der Peter Meyer vergißt sein verbranntes Haus. Er hat keinen einzigen Gedanken an das Weib, das zu Steg in Pflege liegt. Er muß nur immer an den Buben denken, der ihm an der Brust liegt. Wie er ihm so nah ist, fühlt er erst, was er ihm ist. Die Hansi, seine Magd, sie ist treu und demütig — und —

Er preßt den Leib des Buben an sich, und seine Brust schwillt. Ist das nicht sein Panzer, der Andres? So kann er ruhig daran denken, daß das Mädchen in seinem Hause ist. Innerliche Zufriedenheit beginnt ihn zu erfüllen; es ist lang her, daß er mit sich zufrieden gewesen ist.

Wie sie das Rütihaus erreichen, nimmt Regine dem Bruder den Buben ab und bringt ihn ins Bett. „Der Schrecken macht ihn krank,“ sagt sie, „morgen ist es wieder besser.“ Sie bleibt auch an seinem Bette und betet; der Bub will es haben, denn er ist es lang von ihr gewohnt.

Indessen hockt der Bauer in der niederen Wohnstube und ärgert sich, daß sie ausbleibt. Die Hansi stellt ihm schweigend sein Abendbrot hin. Er sieht sie hin und her gehen in der Stube. Sie sind allein. Da schießt ihm wieder das Blut zu Häupten, er reißt ein Fenster auf und sieht ins Dunkel hinaus und dreht sich wieder und weiß sich nicht zu helfen.

Und heute nacht wird er mit der, die da um ihn ist, Stube an Stube schlafen! Nur eine dünne Wand ist zwischen der Kammer, wo die Mädchen schlafen, und der, die er mit dem Andres teilt. — Mit dem Andres! Peter Meyer fährt jäh von der Bank auf und reckt den Leib. Ja, ja, der Bub! Nur den nicht vergessen!

So streitet der Breitebauer immer und immer gegen das Blut. Und der Bub ist sein Schild.

Siebentes Kapitel

Die Trümmer in der „Breite" sind schon beiseitegeräumt. Eine kleine Schicht schwarzer Balken liegt noch am Gaden, dafür aber schimmert viel frischgesägtes blankes Holz aus der grünen Matte, und drei welsche Maurer richten die Grundmauern des abgebrannten Hauses zurecht, auf denen das neue Breitehaus ruhen soll. Der Peter Meyer vermag schon ein neues zu bauen. Er selber schafft mit den Welschen, schleppt Steine herbei und hilft das Holz zur Stelle schaffen, das er später mit dem Indergand-Jost, dem Steger Zimmermeister und ein paar Tagelöhnern selber aufrichten will. Er will noch, bevor es ganz einwintert, wieder einziehen, wenn der Sommer sich weiter zum Bauen gut anläßt. Auch der Ambros hilft mit am Bau, weil ihm die Knechtsarbeit im Berg sauer wird, wo das Vieh um diese Zeit bis in alle Höhen steigt. Dort sieht jetzt der Marti zum Rechten, der, wie der Ambros selber zugibt, schafft, wie er noch keinen hat schaffen

sehen. „Weil er der Regine unter den Augen ist, freilich," knurrt der Alte für sich noch, wenn er rühmt, obwohl auch d i e Rede im Grunde nicht bös gemeint ist.

Das Rütihaus sieht den Bauern jetzt selten tagsüber. Nur nachts spät steigt er hinauf, wenn er in der „Breite" nicht mehr schaffen kann. Oben angekommen, ißt er hastig die schmale Mahlzeit, die die Regine ihm aufbewahrt hat, und geht nach der Stube hinüber, wo der Andres, der Bub, schon auf dem Strohsack liegt. Schlafen, weil er abgeschafft ist, geht er, meinen die Mädchen und der Marti, aber der Bauer sitzt oft noch lange in der dunkeln Kammer und sinnt an Dingen herum, über die er sich nicht klar werden kann: Er ist doch sonst ein Ehrenmann gewesen! Er hat sich nichts vorzuwerfen sein Leben lang — als Gedanken! Nun ja, Gedanken, die macht man nicht selber, die kommen so! Und warum soll ein Angebundener nicht manchmal denken dürfen: Wenn er doch frei wäre! Er gibt sich ja auch redlich Mühe, über die Gedanken Herr zu werden! Hat er nicht einmal der Regine gesagt, daß er ihrer allezeit Herr bleiben wird! Just das ist es, was ihn plagt! Manchmal will es ihm scheinen, als gäbe er den Gedanken zu viel nach! Sein Kopf reicht nicht aus, daß er klar bliebe, bei all dem, was in ihn hineindringt. Manchmal ist ihm schwül zumut und heiß, und vor lauter Denken geht ihm der klare Wille verloren! Dann sind ihm alle Sinnen dumpf, und die Augen sehen nicht scharf wie sonst, er kommt sich vor wie einer, der im Dunkeln tappt. Und das alles nur, weil — —

Soll er das Mädchen verjagen? Und wie kann er? Sie tat hundertmal mehr, als ihre Pflicht ist, sie ist treu wie ein Hund und demütig, als hätte sie es unter Schlägen gelernt! Alle mögen sie! Würden sie da nicht erst recht fragen: warum hast du sie verjagt? Wenn der Bauer derartig mit seinen Gedanken allein ist, dann überkommt ihn immer eine wahre Sehnsucht nach seinem Buben. Er schleicht auf den nackten Füßen zu des Andres Bettstatt und läßt sich sacht auf die Stabelle nieder. Er sieht den Buben dabei nicht an, weil er Angst hat, daß sein Blick den Schlafenden wecke, aber schon, weil er seinen Atem hört, wird er ruhiger. Dabei ist er so von dem eingenommen, was in seiner eignen Brust brodelt und kämpft, daß er nicht merkt, wie in letzter Zeit des Andres Atemzüge ungleichmäßig und kurz sind, wie ein gesundes Kind nicht atmet. Der Andres ist ja freilich ein paar Wochen lang schwer krank gewesen. Er hat sich an dem Abend gelegt gehabt, wie der Vater ihn heimgetragen hat vom Brandplatz und hat von da an neun Tage und neun Nächte gefiebert und gestöhnt und sich gewälzt, daß der Doktor, den der Bauer hat rufen lassen, das Schlimmste befürchtet hat. Aber er hat es überhaut und geht seit acht Tagen wieder herum. Er wird bald wieder rote Backen bekommen, meint die Regine, die ihn gepflegt hat, wie eben nur die Regine pflegen kann, die alles vor des Herrgotts Augen tut. Und der Bauer selber denkt nichts andres, obwohl er sich des Nachts an seines Buben Bett statt der Ruhe eine neue Sorge hätte holen können.

Inzwischen, und besonders seit Andres wieder herumläuft, leben ihrer drei im Rütihaus ein zufriedenes Leben, die Lochstafelgeschwister mit der Regine. Regine ist da im Berg weniger die halbe Klosterfrau und mehr noch das junge, noch zum Leben und Frohsein gemachte Geschöpf, und sie läßt sich zuweilen von Marti zum Lachen und Scherzen anstecken, der eine trockene, witzige Art hat. Und Hansi ist noch kindisch genug, überall mitzutun, wo ihr nur das Herz froh werden kann. Der Bann, der sonst auf ihr ist, wenn der Bauer in der Nähe ist, ist hier von ihr genommen.

Die Abende sind jetzt lau und heimelig. Während sie den Bauern schon zu Bett gegangen wähnen, hocken die Mädchen bis in alle Nacht auf der Bank am Hause, und Marti steht oder hockt mit seiner Stummelpfeife neben ihnen. Das Reden und Scherzen kommt dabei selten ins Stocken. Der Himmel ist hell über ihnen, und schwarze Wände tragen ihn wie ein feierliches, unendlich wölbiges Tempeldach. Einzelne Sterne flimmern und scheinen. Ein großer, wunderbar klarer, steht dicht über den Morgenbergtannen, und zuweilen sieht man einen von ihnen eine goldene Straße am Himmel ziehen und in die hellen Himmelstiefen versinken. Das ist, als verschlänge ein schweigender See einen leuchtenden Stein. In solchen Augenblicken kommt die Regine ihre übergroße Frommheit an; dann fängt sie an von Dingen zu reden, die die Lochstäfeler nicht verstehen, die aber so schön sind und mit so heiligem Ernst dahergeredet werden, wie sie kaum der Pfarrer von der Kanzel reden kann. Dann sieht Marti die

Schwester an, und in beiden mag wohl der gleiche Gedanke sein: ‚Wir müssen wohl zwei Schlechte sein, daß wir davon nichts fühlen noch fühlen mögen.‘ Marti wird auch zuweilen unruhig dabei, und das Gähnen kommt ihn an; das Scherzen und scherzhafte Zanken sagt ihm besser zu, denn dann bleibt er der Regine nichts schuldig.

Einmal kommen die drei auf ihrer Hausbank auch auf das Heiraten zu reden. Das Wetter ist so lange schön gewesen, daß die Erde und die Bauern Heimweh nach Regen haben. Und Regen scheint sich zu sammeln. Ueber die Wildplatte kommen braune Wolken gezogen, Schar an Schar, manchmal ist es, als hingen sie an den spitzen Zacken des Berges fest, sie dehnen und verzerren sich zu allerlei Gestalten, lösen sich endlich und ziehen wie stille, öde Inseln im grauen Meere ostwärts. Aus einer solchen Wolke, die oben am Himmel hängt, hat Hansi die Gestalten zweier Menschen herausgefunden.

„Dort hinauf lugt,“ stößt sie den Bruder an, „dort sind Mann und Frau an den Himmel gezeichnet.“ Es braucht schon etwas Einbildungskraft, die Figuren zu erkennen, aber es sind freilich zwei lange Leiber, die eine dünne Wolke gleich zwei verschlungenen Händen verbindet.

Regine und Marti lachen auf bei dem Vergleich.

„Meinst gar, das seiest du und dein Zukünftiger,“ scherzt Marti.

Und Regine meint: „Von dem man denkt, redet man!“

„Bah,“ verteidigt sich Hansi und schlägt die Hände ums Knie, „wundern tut es mich schon, wen oder ob ich einmal einen bekomme?“

„Hast denn du,“ fragt sie Regine, „keinen solchen Gedanken, du braves?“

Regine lächelt. Sie ist wohl aufgelegt, denn sie hat sich über den Marti gefreut, der ihr täglich neu zeigt, wie er schaffig sein kann.

„Ich könnte nicht sagen,“ gibt sie Hansi Bescheid, „aber Böses ist es ja nicht, daran zu denken. Nur,“ fügt sie ernster hinzu, „ich meine immer, das ist für uns beim Herrgott schon so ausgemacht!“

„Da nimmt es mich wunder, was für einer für dich ausgemacht ist,“ fährt Marti lachend dazwischen.

Das Mädchen aber läßt sich für einmal fortreißen und weiß nachher selber nicht, wie es ihm entfahren ist: „Einmal du nicht,“ hat sie gesagt.

Das Blut ist dem Marti zu Kopf gestiegen. „Das glaub' ich,“ sagt er, nicht zornig, aber verbissen, „einen Knecht wirst wohl nicht wollen!“

Regine kann es nicht ertragen, daß sie einem, der es nicht verdient, weh getan hat; sie lehnt sich an die Hauswand, ihr Blick ist sinnend ins Leere gerichtet; aber auf einmal richtet sie sich gerade auf, wie eine, die weiß, was sie will und sagt: „Warum nicht, wenn der Knecht wacker ist und den Herrgott im Herzen hat.“

Darauf wird es zwischen allen dreien still. Die Rede ist so sonderbar gewesen, daß sie alle daran herumsinnen müssen, obwohl jedes sich zwingen möchte, etwas zu sagen, um die stockende Unter-

haltung wieder in Gang zu bringen, wenn ihm nur etwas einfiele.

Bald nachher gehen sie ins Haus. Der Marti und seine Schwester sind die ersten hineinzutreten, und Regine kommt langsam hinter ihnen her. Jetzt, da die andern von ihr weg sind, fällt ihr die Rede von vorhin doppelt aufs Herz. Hat sie unbesonnen geredet? Nein, wenn der Marti käme und sie fragte, sie würde nicht „nein" sagen, und wenn es nur wäre, weil sie die Macht hat, ihn alleweil zu einem braven Leben anzuhalten. Das ist es, was das sonderbare Mädchen zu dem Knecht zieht, daß es weiß, wie es veredelnd auf ihn zu wirken vermag.

An der Haustür bleibt Regine stehen. Sie hört Hansi in ihre Kammer gehen und den Marti sein Heu suchen, das auf dem Estrich für ihn gerichtet ist. Und sie lehnt sich an den Türpfosten und verliert sich wieder in ihr Sinnen. Plötzlich fällt ihr etwas ein, woran ihr bisher kein Gedanke gekommen ist: Brächte sie nicht selber dem Bruder das Beispiel ins Haus, das ihn verlocken muß! Einen Augenblick lang verwirft sie danach jeden Gedanken an den Marti. Dabei tut ihr doch das Herz weh. Dann leuchtet ihr Blick auf einmal auf, wie er den Pfarrer in Verzückung anstrahlt, wenn er das Allerheiligste über seinem Haupte erhebt. Hat sie nicht Tag für Tag für den Bruder gebetet, daß die Versuchung ihm fernbleibe! Und ist das Gebet nicht erhört worden? Der Bauer und Hansi leben nebeneinander hin so gleichgültig wie nur je Meister und Magd im gleichen Hause gelebt haben. Der Bauer

hat nur Augen für seinen Buben und nur Sinn für seine Arbeit und seine vielen Pflichten auf dem Gut und im Dorf. So überzeugt ist sie von der Wunderkraft ihres Gebetes, daß auch nicht der leiseste Zweifel in ihrer Seele bleibt, ob sie ihre Rede von vorhin wahr machen dürfe. Wie sie danach die Schlafkammer sucht, ist ein kaum erwachter Plan schon reif in ihr. Der Marti soll nicht umsonst fragen, wenn er sie einmal fragen will.

Es vergehen freilich nach diesem Abend Wochen, ohne daß Regine und Marti sich näher gekommen wären. Im Gegenteil zeigt der Lochstafelbub seitdem eine Art Scheu, als glaube er, daß das Mädchen Spott mit ihm getrieben habe. Regine aber eilt nicht, sie überwacht ihn mit klaren Augen nach wie vor und sucht ihn nach ihren frommen Wegen zu lenken.

So geht der heiße, klare Sommer zu Ende. Das Gras reift schon dem zweiten Schnitt. Unten auf der „Breite" steht eine bunte Tanne auf dem neu aufgerichteten Giebel des Breitehauses. Im Innern klopfen und sägen und hobeln sie. Es ist gut, daß sie arbeiten, denn zu Steg liegt des Meyers Weib, das seit dem Brande weniger bei Verstand und mehr schlimmer Laune ist und der Schwägerin das Leben so sauer macht, daß sie einmal über das andre Mal berichten läßt, der Peter Meyer solle mit seinem Bau eilen. Auch die Kranke verlangt heim, sie gibt es in allen Lauten zu verstehen, denn reden kann sie seit dem Brande auch nicht mehr. Aber freilich, zwei Monate muß sie wohl noch warten, meint der Indergand-Jost, der Zimmermann, der

sich im Holz für den Bau verrechnet hat und für weiteren Vorrat sorgen muß.

Derweilen gehen die am Rütigut an die Oehmdernte. Kaum hatten sie den ersten Schnitt gelegt, so schlägt das Wetter wieder um, über die Wildplatte daher fahrendes Gewölk tut sich auf und schüttet Regenströme gleich Wildbachwassern hernieder. Drei Tage lang quillt es wie schwarzer Qualm über den Schlimmwetterberg, die Wildplatte daher, drei Tage lang ist es wie Schlachtlärm in den Lüften. Die Blitze fahren hin und wieder, der Donner rollt und schlägt an die Bergwände und findet Widerhall, daß die Felsen zittern. Gen Norden hin, wo das Tal sich in die Ebene senkt, ist ein schwefelgelber, unheimlicher Himmel. Alle drei Tage stürzen die Wasser aus den Wolken, und die Bäche, die sonst wie weiße Fädlein im Gestein oder in den Matten liegen, sind Ströme geworden, braune, sich überstürzende, rollen das Geröll in ihren Betten und werfen das Holz talzu, das sie in den Wäldern gerodet haben.

Die Rütiheuer haben das geschnittene Gras auf Schochen gebracht, just ehe das Wetter losgebrochen ist. Wie nun am vierten Tage endlich Ruhe eintritt, da sind frühmorgens schon Marti und die zwei Mädchen aus, das halbverdorbene Heu von den Kreuzen zu nehmen und zum Trocknen auszubreiten. Schaffend steigen sie an der steilen Halde hinan, hier Marti, in der Mitte Regine und, dem Hause am nächsten, Hansi. Da ist es, daß der Andres vom Hause her ruft, just wie Hansi hinter den emsigeren und geübteren Schaffern zurückgeblieben

ist. Das Mädchen legt die Gabel ab und macht sich dem Hause zu. Ein Sonnenblick fällt just da auf das Rütihaus, er bricht aus einem blauen Himmelsfleck, der sich aus zerteilenden Wetterwolken schaut. Hansi läßt sich Zeit, der Bub wird es nicht übereilig haben, und wendet sich im Niederschreiten unwillkürlich nach den beiden andern um. Die sind zuletzt wie große Punkte am Hang, der noch im Düster liegt, und stehen an einer Stelle, wo eine brüchige, schroff zu grauer Spitze ansteigende Wand den Bannwald, der die Lehne schützt, unterbricht. Just wie Hansi zurückschaut, ist ihr, als höre sie die Schrägwand stöhnen, und kaum daß ihr Blick sich hinaufverirrt, steigt ein weißer Rauch aus dem grauen Gestein, und ein Knattern und Knallen schallt von der Höhe, das heller und schrecklicher ist als die Stimme des Donners, der die Felsen erschüttert hat.

„Mein Gott," stammelt Hansi mit grauen Lippen. Dann darf sie nicht mehr hinschauen. Die zwei, der Marti und die Regine, sind verloren!

Peitschen und Schlagen und Rollen geht nieder über den Hang. Es wird dumpfer und schwerer und verhallt in der Tiefe. Die Steine sind dort auf Mattengrund geraten. Hansi hat sich auf einen Felsbrocken niedergelassen, der neben ihr in der Matte liegt, die Knie zittern ihr, sie hält die Hände gefaltet und stammelt ein Vaterunser ums andre. Und dann mit zitterndem Herzen sieht sie langsam hinauf. Da kommen zwei Hand in Hand den Hang hernieder, gegen sie heran.

„Herr, mein Gott, sie . . ." stottert das Mädchen.

Marti und Regine sind heil und gesund. Sie sind bleich, wie sie näher kommen, und Marti hat eine blutende Hand mit dem Nastuch verbunden, aber er lacht und hält mit der gesunden Hand die Regines.

„Das hätte bös können gehen," schreit er im Herankommen.

Regine hat einen feuchten Blick. „Wenn jetzt eines tot wäre, so wärest du's," sagte sie zu dem Marti. Danach erzählt sie der Hansi: „An einen Stein hat er mich geworfen und mit seinem Leib sich über mich gelegt, festgeklammert an den Block, daß nichts ihn weggerissen hätte." Ihr Blick ist groß und sinnend, als verlange sie nach einem großen Dank für die große Tat.

„Was ist dabei," sagt der Marti und wird rot, „es ist mir gerade das eingefallen."

In diesem Augenblick kommt der Bub von Hause her gelaufen, und Hansi geht ihm entgegen. Marti und Regine stehen dicht beieinander.

„Ich muß dir danken", sagt das Mädchen und drückt des Burschen Hand, sie ist jetzt ruhig und sicher, doch zittert eine tiefe Bewegung in ihren Reden. „Und es ist mir, als hätte uns heute der Herrgott zusammengegeben," fährt sie mit klarer Stimme weiter.

Der Marti sieht zu Boden, er runzelt die Stirn. „Rede nicht von dem! Es wird ja wohl nicht dein Ernst sein, und ich dürfte den Meister nicht um dich fragen."

„Du kannst mich brauchen, und ich gebe mich dir," sagt sie offen und überlegen. „Mein einziger Meister

bin ich. Aber der Bruder wird auch nicht ‚nein‘ sagen.“

Der Marti zögert, er sieht sie sonderbar an. Dann schlägt er wie in plötzlichem Entschluß beide Fäuste um ihre Rechte und küßt sie auf den Mund. „So nehme ich dich zur Frau,“ sagt er, „aber ich fürchte mich fast vor deiner Bravheit.“

Das ist alles so, wie es die fremde Art des Mädchens heischt, das in nichts wie die Weiber der Gegend ist.

Ein Lachen läßt die beiden nach dem Haus hinüberblicken. Dort stehen Hansi und der bleiche Bub und winken. Hand in Hand schreiten sie zu ihnen hinüber. „Zu Nacht rede ich mit dem Bruder,“ sagt Regine im Gehen.

Achtes Kapitel

„Ich habe nichts gegen ihn, und du bist dein eigner Meister,“ hat Peter Meyer zur Antwort, wie Regine ihm von dem Marti redet. Nichts in seinem Gesichte verrät, daß er überrascht ist, er hat sich ganz in der Gewalt. Regine steht an dem Tische aufrecht, hinter dem er beim Abendbrot hockt, und in ihrer Haltung liegt die Aehnlichkeit mit dem Bruder, sie sind zwei, die sich nicht ducken.

„So ist es dir recht, wenn ich aufs Gut heirate?“ sagte sie danach.

„Warum nicht! Du weißt ja, die Hälfte von allem ist dein, und auf dem Grund haben zwei wohl Platz!“

„Ich danke dir," sagt die Regine plötzlich, ihre Augen sind feucht, und sie reicht ihm die Hand über den Tisch. „Vielleicht —" sie stockt. Sie hat etwas von seinem Glück sagen wollen. Peter Meyer hat sie verstanden, ohne daß sie ausgeredet hat. Seine Mundwinkel ziehen sich nach unten. Aber er zwingt sich zu einem Lachen.

„Nun, so laß doch den Marti hereinkommen, so kann man Freundschaft machen."

Wie danach Marti und Hansi in die Stube treten, da steht der Bauer inmitten derselben. Sein Gesicht ist freundlich, wie es selten ist, und ein leises Rot liegt auf seinen bleichen Wangen. Er schüttelt dem Marti die Hand, als wäre der bisher nicht sein Knecht gewesen, sondern ein Bauer mit Hof und Land. „Auf gute Freundschaft, Schwager."

Als er Hansi ansieht, kann kein Mensch erraten, was hinter seiner Stirn sinnt; er schüttelt auch der die Hand und sagt: „Jetzt sind wir also auch verwandt, du!" Danach lassen sie sich nieder und hocken eine Weile plaudernd und beratend überm Tisch beieinander, bis der Bauer aufsteht, „gute Nacht" wünscht und nach seiner Kammer geht.

Und in dieser selben Nacht fällt dem Peter Meyer zum erstenmal auf, daß sein Bub, der Andres, einen kranken Schlaf hat.

Des andern Tages ist alles, als ob sich nichts Neues begeben habe. Der Bauer geht zur Arbeit nach der „Breite" hinunter, und die andern schaffen am Heu. Im Fortgehen früh am Morgen nur hat Peter Meyer zur Regine gesagt: „Gib mir acht auf den Bub, er tut wie keuchen im Schlaf."

Danach gleicht wiederum ein Tag dem andern. Das Oehmd geht trocken ein, das Haus in der „Breite" rückt der Vollendung auch im Innern entgegen, und die Sorge des Bauern um seinen Buben findet nicht neue Nahrung, denn obwohl der bleich ist zum Erschrecken, so daß die großen dunkeln Augen wundersam aus dem Gesicht leuchten, geht er herum, ist zufrieden und klagt nicht.

Marti und Regine sind zwei sonderbare. Der Bursche ist zahm und still geworden neben dem Mädchen, er verleugnet ganz seine Natur, die ihn zu Wicky beinahe hätte verkommen lassen. Er schafft mit einer so mächtigen Lust, daß selbst der Bauer ihn bewundert. Er und die Regine sind nicht zärtlich miteinander, aber des Abends sitzen sie in der Stube auf derselben Bank, und es macht sich wohl, daß ihre Hände sich finden, und dann können sie sitzen, mit zufriedenen Gesichtern in die Stube lugen und wenig reden. Der Bauer bleibt selten lange bei ihnen, manchmal zwingt er sich wohl und behält seinen Platz am Tisch eine Weile, damit sie ihn nicht fragen, weshalb er gehe. Dann vermeidet er, das Brautpaar anzusehen, streift aber sein Blick sie doch, dann zwingt ihm etwas die Augen nach Hansi hinüber. Kaum um eines Atemzugs Länge schaut er sie an, dann läßt er die Lider über die Augen fallen, aber es wogt jedesmal etwas in ihm, als müßte er auffahren und die Schwester anrufen: „Und ich? Ist für mich nichts?"

Wenn er danach nach seiner Kammer geht, gibt er sich selber den Bescheid: „Schäm dich, Peter Meyer, schäm dich! Hast Weib und Kind!"

Er weiß sich so zu beherrschen, daß auch Regine nicht errät, wie sie ihn Tag für Tag mit dem quält, was ihr Glück ist.

Dem jungen Volk tut es leid, als die Zeit auf einmal da ist, da das neue Breitehaus zum Einzug bereit ist. Selbst Regine hat ein Bedauern in sich, trotz ihrer Frommheit; da oben im Rütihaus ist der leibhaftige Friede gewesen und unten — wird die kranke Bäuerin wieder sein. Aber Regine läßt böse Gedanken nicht in sich aufkommen, und sie steigt mit dem Entschlusse in die „Breite" hinab, der Schwägerin die Hände unter die Füße zu legen und sie zu pflegen wie nur je vorher.

Sie kommt freilich nicht dazu.

An einem Montag ist es, daß sie das neue Haus beziehen, das so ganz nach dem zerstörten eingeteilt ist, daß es ihnen scheinen will, als seien sie nie fort gewesen. Die Mädchen räumen und ordnen unter dem neuen Hausrat den ganzen Tag, der Marti und der Ambros schaffen im Stalle, der Andres, der Bub, ist in der Schule, die heute wieder ihren Anfang genommen hat, und der Bauer ist nach Steg hinüber, sein krankes Weib heimzuholen. Er kennt den Gang, den er den Sommer hindurch regelmäßig gemacht hat, so regelmäßig, daß die Steger staunen, wie wohl er zu seinem Weibe lugt. Aber als er der Schwägerin ins Haus kommt, fährt ihm die über der Treppe herab entgegen: „Just habe ich nach Euch schicken lassen wollen! Die Marianne hat wieder einen Schlag! Sie ist ganz von Sinnen, der Doktor ist bei ihr, sie stirbt ihm unter den Händen."

Der Bauer ist aschgrau im Gesicht, wie er den Weg nach der Kammer seines Weibes tut. Es vergehen Stunden, bis er mit dem Doktor wieder heruntersteigt. Sie gehen zusammen aus dem Hause und langsam durch die Gasse. Wo sie sich trennen, sagt der Doktor: „Also keine Rede ist es, daß Ihr die Frau heimnehmen könnt. Still muß sie liegen, ganz still, sonst — wenn Ihr sie umbringen wollt, probiert es anders!"

„Ja, ja," macht der Bauer und geht fürbaß.

„Wenn Ihr sie umbringen wollt!" was das für Reden sind! Umbringen! Herrgott, nein! So — so schlecht ist er nicht!

So bleibt die kranke Bäuerin fort, bleibt fort, Tag für Tag, Woche für Woche, und lebt und lebt.

Aber der Doktor ist nach dem Breitehaus gerufen worden.

An dem Tage noch, an dem sie neu eingezogen sind, ist der Andres mit halberloschenen Augen aus der Schule heimgekommen.

„Der Tod schaut einen an daraus," sagt die Hansi und schauert.

„Vater, ich bin müd, ich will mich legen," sagt er, kaum daß er in der Stube ist und sein Schulzeug weggelegt hat. Der Bauer sitzt am Tisch und verzehrt sein Abendbrot. Neben ihm sitzt nähend Regine. Beide Köpfe fahren auf, so seltsam und mit verhaltener Klage redet der Bub.

„Was hast? Tut es dir weh irgendwo?" fragt der Bauer.

Aber der Andres schüttelt nur den Kopf, und

um seinen Mund zuckt es, als ob er flennen möchte. Dann geht er aus der Tür.

„Kommst dann einmal zu mir, Regine," sagt er über die Achsel zurück, ehe er die Türe schließt. Dann hören sie ihn nach der Kammer steigen, die er mit dem Vater teilt. Schwester und Bruder sitzen eine Weile wortlos einander gegenüber. Das Essen schmeckt dem Bauern nicht mehr. Er würgt zwei Bissen herunter, dann holt er ein Messer aus der Tasche und schneidet an den Fingern herum.

„Ich weiß nicht, was mit dem Bub ist," sagt er endlich, es kommt wie ein Stoßseufzer aus seiner Brust.

„Man muß einmal den Doktor fragen," rät das Mädchen, „seit es gebrannt hat, ist der Andres so zurückgekommen und hat kein rechtes Leben mehr."

Dann duldet es sie nicht, und sie geht dem Andres nach. Der Vater hockt fest und vergißt, daß sein Tagewerk noch nicht getan ist. Seine Gestalt sinkt auf dem Stuhle zusammen, der Kopf neigt sich vornüber wie bei einem Alten, der eine Arm liegt auf die Tischplatte gestützt, der andre auf dem einen Knie, und die braunen Hände ballen sich zu Fäusten, als packten sie ein rettendes Seil.

„Herrgott, Herrgott, laß mir meinen Buben nicht sterben."

Es hört keiner, wie der Bauer redet, es ist wohl kaum über seine Lippen gekommen und ist gleichsam in sich selber hinabgeredet gewesen.

Am andern Morgen aber ist der Andres, der sonst kein Langschläfer ist, nicht aus dem Bett zu bringen. „Laß mich nur schlafen, Vater! Ich muß

immer nur schlafen!" sagt er. Der Bauer kann nichts dawider sagen, er geht hinaus und schickt die Schwester zu dem Buben. Den Marti jagt er zum Doktor. „Lauf, und kommst nicht heim, bis den Doktor hast." Irgendwie ist er noch der Meister dem Lochstafelbub gegenüber, trotz der künftigen Schwäherschaft.

Seitdem sind schon wieder ein paar Wochen herum. Der Doktor ist mehr als einmal dagewesen Er ist gerade kein Künstler, ist verbauert unter den Bauern, weiß den Weibern wohl beizustehen in ihren schweren Stunden, kann Knochen einrichten und Löcher flicken, aber für die verborgenen Krankheiten hat er kein Auge mehr, denn die Bauern rufen den Doktor nur für Schäden, die man sieht, und: „Wo man nichts sieht, kann der Doktor auch nichts helfen," geht die Rede.

„Es wird ihm wohl am Herzen fehlen, dem Andres," meint der Dorfarzt immer wieder, wenn er den Buben sieht, aber zu geben weiß er ihm nichts und hat die eine ständige Rede: „Haltet ihn gut, gebt ihm, was er will, und laßt ihn halt liegen."

Der Andres will nichts andres als liegenbleiben, er schläft viel; wenn er wach ist, tut er die übergroßen Augen auf, staunt sinnend an die Decke und ist so geduldig und gut, daß die, die ihn sehen, das Flennen ankommen will.

Vor zwei Tagen hat der Bauer einen Professor aus dem Tal kommen lassen. Der ist ein vornehmer gewesen, wie sie eben so in den Städten gehen, mit einer goldenen Brille und von kurzem, befehls-

haberischem Reden. Er hat die Nase hoch getragen, als er ins Haus gekommen; aber sonderbar, wie er den Peter Meyer gesehen hat, ist er freundlich geworden. Der Große, der Uebergescheite ist sich neben dem Bauern sonderbar unscheinbar vorgekommen. Den Buben hat er genau und lange untersucht und dann dem Dorfdoktor recht gegeben. Am Herzen fehle es halt. Und zu helfen sei nicht viel. Es heiße abwarten! Vielleicht bessere es sich, so etwas wachse sich manchmal aus. Mit den Redensarten ist er schon wieder in der Tür gewesen. Und die auf der „Breite" sind nachher wenig klüger als vordem.

Der Bub bleibt in seiner Kammer, in seinem Bett, immer geduldig, immer ein braver. Und die Regine sieht, daß ihm nichts fehlt.

Indessen kommt wiederum der Winter heran. Er fährt gleich so ins Tal hinein, daß man weiß, daß er da ist. Drei Schuh Schnee wirft er auf die Matten, und kaum liegt der, so kommt eine Eiskälte über das Land, daß Stein und Bein gefriert.

In der Kammer, wo der Andres liegt, brennt Abend für Abend eine kleine Lampe, die der Bauer seinem Einzigen an die Decke genagelt hat. Heute heißt der Andres die Regine die Lampe löschen, denn draußen ist Monschein, und so ist der Bub nun einmal, daß er alle Dämmerbeleuchtung mag, wie sein Leben selber ein Dämmern ist. Es ist auch so noch hell in der geräumigen Kammer. Zwei Betten stehen dermaßen an der einen rotgetäfelten Wand, daß das Fußende des einen das Kopfende

des andern berührt. In dem unteren liegt der Bub. Wenn er in den Kissen sitzt wie jetzt, kann er durchs eine Fenster ins Freie sehen. Die kleinen Scheiben sind voller Eisblumen. Das Mondlicht fällt durch sie, das Eis an den Scheiben glitzert, die wundersamen Blätterumrisse, die feinen kristallenen Gräslein flirren, als bekämen sie Leben unter dem Mondglanz und wüchsen, ein silberner Garten, in die Kammer hinein. Die weißen, kurzen Vorhänge leuchten von dem dunkleren Getäfel ab, und zwischen ihnen hindurch auf die blanken Bodenbretter und bis hinüber bis zu dem Buben und der Regine, die neben seinem Bett sitzt, läuft der stille, kühle Schein des Mondes.

Der Andres hat ein schmales Gesicht, er sieht viel jünger aus, als er ist, seine Hände, die aus dem groblinnigen Hemde schauen und auf der rotgeblümten Decke liegen, sind jetzt so schmal und weiß wie die eines Stadtkindes, das zeitlebens in Damast und Federn gelegen hat.

„Wie ein lieber Heiliger liegt er da," hat eine Bäuerin zu Steg erzählt, die nach dem Andres einmal gesehen hat. Freilich ist fast etwas Heiliges um das stille Bubengesicht mit dem schwarzen, weichen Haar und den Augen, deren Blick man immer wieder suchen muß, als etwas nie gesehen Schönes und Trauriges. Nur eines ist alt an dem Buben. Seine Rede.

„Weiß Gott, an was er alles denkt," verrät Regine dem Marti, wenn sie zur Seltenheit allein sich zusammenfinden.

Auch heute will der Andres vieles wissen.

„Wohin einer wohl käme, wenn er jetzt auf der Mondstraße hinaufsteigen könnte, von der Kammer hinweg, immer hinauf, und immer hinauf?“ Und dann: „Ob der Herrgott auch sicher da oben sei, wo jetzt der Mond steht, und die heilige Mutter Gottes und der Herr Jesus?“

Die Regine ist freilich die rechte, ihm Bescheid zu sagen, und sie ist unermüdlich, ihm von all dem zu reden, was sie mit Inbrunst glaubt. Es ist, als dürfte sie selber, das zu hören, was sie redet, so vergißt sie sich, wenn sie aus all ihrer Glaubensstärke und ihrer Gutheit heraus erzählt. Der Andres lauscht ihr und schweigt, und nur ganz, ganz selten sieht er sie plötzlich an, als berühre ihn etwas fremd und unwahr, und liege nur etwas Angelerntes in dem, was sie spricht. Wenn sie dann aber aufhört zu erzählen, dreht er sich nach der Wand und macht die Augen zu. Er schläft nicht. Er grübelt.

Die Regina aber ist nicht gewahr, daß der Bub unbewußt nach einem Frommsein dürstet, das er von ihr lernen möchte und das doch nicht ist wie das ihrige.

Und die Tage und Nächte reihen sich. Zu Nacht liegt der Andres ganz still, obwohl er manchmal wacht, wenn die andern schlafen. Das macht, weil sein Vater bei ihm ist. Er hat vor dem Bauern, seit er krank ist, etwas wie eine geheime Scheu. Er hängt an ihm, gewiß. Wenn der Peter Meyer an sein Bett tritt und ihn fragt: „Was machst auch, meiner?“ dann lacht er, und wenn er ihm je die eine Hand in seine breite Faust nimmt, dann hält der Bub sie fest und legt wohl auch die andre noch

darauf, aber dennoch tut er jeden Morgen, wenn die Türe sich hinter dem Vater schließt und alleweil tagsüber, wenn der ihn verläßt, einen Atemzug, der wie ein befreiendes Aufschnaufen ist. Einmal, des Morgens — die Regine räumt just in der Kammer, die der Bauer vor kurzem verlassen hat —, ruft der Andres des Mädchens Namen.

„Was ist?“ fragt sie über die Schulter zurück, derweil sie die Decken auf des Bauern Bett zurecht schüttelt.

„Komm dazu, Regini,“ sagt der Bub.

Sie geht an sein Bett. Er stört sie sonst nicht, und sie wundert sich, warum er so drängt.

Ein leises Rot ist auf seine Backen getreten, und er atmet hastig. „Was macht die Mutter?“ fragt er. Es ist das erstemal, seit er sich gelegt hat.

„Sie ist immer im gleichen,“ sagt Regine und kann sich nicht enthalten zu fragen: „Wie fällt dir das auf einmal ein?“

Er antwortet ihr nicht, sondern forscht weiter: „Meinst, kommt sie bald wieder heim, die Mutter?“

„Denk' wohl im Sommer, wenn alles gut geht.“

Sie wendet sich ihrer Arbeit wieder zu, und der Andres dreht sich zur Wand.

Aber er hat keine Ruh, er wälzt sich, sitzt dann plötzlich im Bette wieder auf und ruft: „Regini!“

„Ja!“

„Los, komm, los!“

Wieder tritt sie zu ihm, da zieht er sie ganz zu sich herab.

„Gelt, der Vater — er hat es nicht gut bei der Mutter?“

„Red nicht derlei Sachen, Bub! Die Mutter ist krank. Der Vater hat sie — er lugt so zu ihr und tut ihr so viel Gutes."

Der Andres läßt sich in die Kissen fallen. „Ja, ja, es ist schon wahr, er tut ihr viel Gutes."

Und dann schweigt der sonderbare Bub, und Regine sieht von ihrer Arbeit manchmal heimlich zu ihm hinüber und wundert sich, was in dem Kopfe noch alles umgehen mag.

Das neue Jahr kommt allgemach heran, ohne daß der Andres besser oder schlimmer würde. Der Januar geht herum, auch der Februar, der Bub liegt noch immer und ist jetzt schwach zum Sterben. Es glaubt auch keines mehr, daß er wieder aufsteht. Eine dumpfe, schwere Luft ist im neuen Breitehaus. Kein Lachen kommt mehr auf und kein Scherzwort, Hansi schleicht auf den Zehen, der Ambros ist auf einmal überalt geworden und redet vom Sterben, wenn er ein Maul auftut, und Regine und Marti haben nicht Lust zu bräutlichem Getue. Daran ist wohl der sterbende Bub schuld oben in der Stube, noch mehr aber der Bauer. Dessen Gesicht ist finster, und ein verstecktes Glimmen ist in seinen Augen, als ob er mit der Welt und ihrem Lenker hadere. Und er tut es. In einer der Nächte hat er draußen gestanden in der Dunkelheit mitten auf seinem weiten Land, barhaupt. Der Föhnsturm ist um die Zeit wach gewesen, der des Winters Ende verheißt. Er hat über die „Breite" gerast und inmitten wie eine dunkle Säule hat der eine Mensch gestanden, ihm und allem zum Trotz. Der Sturm hat sich an den baumstarken Leib ge-

worfen, und der Bauer hat die Brust seinen Stößen geboten und hat die Stirne hingewendet, daß der tolle Wind dawiderfahre, er ist herausgelaufen, weil es ihn in der Stille des Hauses nicht mehr gelitten hat. Seine Fäuste haben sich geballt; sein Blick ist in wildem Sprühen dem Himmel zugewendet gewesen, wo die Wolken wie der wirbelnde Rauch einer fernen Brunst vorübergefahren sind.

„Herrgott, nimmst du mir meinen Bub, so soll's gehen, wie es will, ich frage nichts mehr danach!" —

Der Föhn ist auch heute im Tal, der alte Talvogt, vor dem die Steger und alle andern mehr Respekt haben, als vor allen Ratsherren zusammen. Er ist wilder wie je. In des Andres Kammer, wo der Bub am Morgen nach einer zum erstenmal völlig schlaflosen Nacht sich im Bett aufarbeitet, kann man das Windsausen, das Stöhnen und Heulen an den Hausecken hören. Die Dachschindeln klappern, und die Balken gieren. An der Wildplattenwand kracht das Eis, der Berg sprengt seinen Panzer. —

„Regini!" ruft der Bub.

Das Mädchen ist just nicht zur Stelle. Des Andres Augen haben einen ängstlichen Ausdruck, nicht des Windes wegen, aber es ist ihm eng gewesen die ganze Nacht, sein Atem geht mühsam. Wie die Regine nicht kommt, legt er die hageren Finger vor sich gefaltet auf die Decke. „Vater unser" hebt er an und betet. Und wann er zu Ende ist, sieht er sich um, ruft wieder: „Regini!" Und dann hebt er wieder sein sehnsüchtiges Beten an.

Eine kleine Weile danach kommt Regine und wünscht ihm das „Gut Tag". Er sieht sie mit demselben ängstlichen Ausdruck an und vergißt, den Gruß zu erwidern.

„Gelt, Regini," sagt er, „heute beten wir recht viel."

Und so ist es an diesem Tag. Immer und immer wieder stammelt der Bub ein Vaterunser und heißt das Mädchen mit ihm beten.

Erst als es Nacht ist, kommt er zur Ruhe. Draußen hat der Föhn die Wolken vertrieben, ein blauschwarzer Himmel sieht durchs Kammerfenster, unruhige Sterne flackern so hell, daß einem die Augen weh tun, wenn man danach schaut. Ueber die eine Scheibe läuft ein dünner Wasserfaden, die Föhnwärme hat ein schmales Eisband gelöst, das sich in der vorhergehenden Nacht noch gebildet hatte.

Regine hat dem Andres seine Suppe gebracht, aber er hat sie zurückgewiesen, der Teller steht unberührt auf dem nahen Tisch. „Ich meine, ich will jetzt schlafen," sagt der Bub. Dann beugt er plötzlich den Oberkörper weit nach dem Mädchen aus, das sich der Türe nähern will. „Ich möchte heute einmal allen gute Nacht wünschen," redet er.

„Dem Vater und dem Marti und der Hansi?"

Regines Gesicht verbirgt den Kummer nicht, sie errät aus des Buben seltsamer Art, daß es eine Wendung mit ihm nimmt.

„Dem Ambros auch," sagt der Bub und lächelt.

Regine weiß, daß sie ihm den Willen tun muß.

„Lauf zum Doktor," bittet sie draußen den Marti. Die andern heißt sie zu Andres gehen.

„Er gefällt mir nicht heute," sagte sie leise zu dem Bauern, als sie neben ihm nach der Kammer steigt.

Der Andres hat eine ganz klare Stimme, als er ihren Gruß erwidert. Er sitzt frei und aufrecht im Bett und lacht sie an.

‚Wie ein lieber Heiliger,' muß Hansi wieder denken, wenn sie in sein Gesicht sieht.

„Gut Nacht, Hansi, schlaf wohl," sagt der Andres laut und fröhlich und streckt die Hand nach ihr. „Ihr müsset jetzt immer heraufkommen, mir gute Nacht wünschen," meint er.

Dann schaut er den Ambros an, den Knecht. „Was du für ein schneeweißes Mannli geworden bist," sagt er zu ihm. Der Knecht macht sich scheu und linkisch an sein Bett heran und hält die durchsichtige Hand des Buben in seiner grauen zerarbeiteten Faust, als wäre sie brüchiges Glas.

„Es wundert mich, wann ich dir wieder hirten helfen werde," sagt der Bub.

Ambros kann nicht reden. Das Elend um den Buben, an dem er mehr gehängt hat als an allen andern, würgt ihn. Mühsam arbeitet er ein „Ja, ja" heraus, und ist froh, als er mit der Hansi zur Tür wieder hinaus kann.

„Willst schlafen?" fragte der Bauer, der jetzt am Bett steht.

„Ja," sagt der Andres.

„Nun, ich komme auch bald," will ihm der Vater versprechen.

Aber der Bub hat schon nach seiner Hand gegriffen.

„Gut Nacht," sagt er leise und tastet nach des

Bauern Rock und tastet höher hinauf, als möchte er ihm die Arme um den Hals legen. Aber dann — es wäre so ungewöhnlich, daß er es auch jetzt noch tut.

„Gut Nacht, lieber Vater," sagt er nur, das zittert wie ein Wehlaut durch die Stube. Der Bauer beißt die Zähne zusammen.

„Gut Nacht, Bub."

Dann drückt er des Andres schwachen Leib in das Kissen und geht auf den Zehen nach der Tür. Dort bleibt er stehen und Regine neben ihm, denn der Andres ist plötzlich ganz stumm geworden.

Eine leise Helle liegt zwischen dem einen Kammerfenster und des Andres Bett, es ist nur so viel Licht, als der Sternschein geben kann. Sonst ist alles dunkel, Regine hat die Kerze gelöscht, die sie in Händen hat. Draußen ist der Wind noch wach, aber zahmer, es streicht nur manchmal wie Blätterrauschen ums Haus, obgleich keine Laubbäume nahe sind. Die beiden an der Tür atmen kaum. Regine bewegt die Lippen, sie mag wohl beten. Der Bauer steht schwer und gerade auf, die eine Hand im Sack, die andre reißt an dem langen Bart, und die Zähne nagen die Unterlippe.

Und auf einmal bricht ein einziger Schrei vom Bett her durch die Stille.

„Vater!"

Er gellt auf und bricht. Und alles ist so still wie vorher. Der Herrgott weiß, was in des Buben Seele gewesen ist! Nur eine Angst vor dem unendlichen Geheimnis, das sich vor ihm auftun will? Hat er einen Blick in Dinge getan, die noch die

Zukunft birgt, und hat deshalb ein so grausames Entsetzen in dem Schrei geklungen? Der Herrgott weiß.

Regine ist an sein Bett gegangen.

„Träumst, Andres? Was hast, Bub?“ fragt sie hastig.

Der Bauer steht an der Tür, hochgereckt, mit geballten Fäusten. Sein Gesicht ist so weiß, daß es aus dem schwarzen Barte und dem Dunkel der Stube schimmert wie ein Schein.

„Laß ihn! Er ist tot!“ sagt er mit einer Stimme, die Regine Tag ihres Lebens nicht vergessen wird.

Neuntes Kapitel

Der Andres ist tot. Sechs Kerzen brennen zu jeder Seite seines Bettes, das in die Stubenmitte gerückt ist. Die Kerzen stehen in silbernen Ständern und stehen auf weißen Spitzendecken. Das Bett ist mit Blumen überlegt und mit Blumen behangen, in den wächsernen Händen hält der Bub ein beinernes Kruzifix. Am Morgen hat sich die Stub mit armem Volk gefüllt, den Totenbittern, die ums Geld die Verstorbenen in die Seligkeit hinüberbeten und deren desto mehr sind, je reicher der Bauer ist. Zu dem von der „Breite“ hat halb Steg laufen wollen. Ihr Gemurmel erreicht vom Gang her und den anstoßenden Stuben die Sterbekammer. Aus der Kammer, wo der Bub liegt, hat der Peter Meyer alle verjagt. Da sitzt er — ganz allein, nicht einmal Regine darf dableiben. Er sitzt auf einem lehnenlosen Stuhl am Bett, in den Holz-

sandalen, der blauen Stallbluse und Heustaub im Haar, just so, wie er zu dem sterbenden Bub hereingekommen ist. Sitzt da in die zweite Nacht. Die Leichenbitter nebenan, denen die Zeit oft lang wird, strecken die Nasen zusammen und lästern: „Er kommt noch vom Verstand, und das kommt er, wenn er es nicht schon ist.“ Aber wenn sie nur das dumpfe Räuspern hören, das manchmal aus der Sterbestube tönt, stockt ihnen das Wort im Maule. Der Bauer sitzt da, er betet nicht, er flennt nicht, er sinnt nur nach. Es gibt über so vieles zu sinnen; sein Bub ist tot und mit ihm ist ... Ist mit ihm nicht noch etwas gestorben? Er weiß kaum, was er selber meint; er fühlt nur, als sitze er an zwei Särgen. Und Regine, die dreimal zu ihm gegangen ist, zu sagen, daß das Begräbnis am folgenden Morgen stattfinden müsse, hat dreimal zurückkommen müssen, ohne nur Bescheid zu haben.

Aber am Morgen, kaum daß es grau in die Stube dämmert, steht der Peter Meyer selber in der Kammertür und ruft. Regine gibt ihm Antwort, und als sie zu ihm kommt, sieht sie, daß er ein andrer ist als gestern. Er hat etwas Zerfahrenes in Blick und Wesen.

„Du, komm herein!“

Und er nimmt das Mädchen beim Arm und führt sie in die Kammer.

„Da — das ist nicht mehr der — mein — der Andres,“ sagt er.

Das Gesicht des toten Buben hat sich in der Nacht grausam verändert. Es ist Zeit, daß der Sarg ihn aufnimmt.

„Sie — sollen — ihn jetzt holen," sagt der Bauer mühsam, dann geht er hinaus.

Ein paar Stunden lang wissen sie nicht, wo er ist. Aber dann ist er auf einmal wieder da, und von jetzt an gewöhnt er sich langsam wieder in die Alltäglichkeit, und die, die mit ihm leben müssen, gewöhnen sich an ihn. Er geht am folgenden Morgen hinter seines Buben Sarg im Feiertagsgewand, und die Leute staunen, wie gefaßt er ist. Er gibt auch Bescheid, wie ihn einer auf dem Friedhof anspricht, der ihm sein Beileid bezeigen will, und dankt für die gute Meinung. Hinter den zwei Mädchen, dem Marti und dem Ambros, schreitet er nachher hinweg und der „Breite" wieder zu. Wie er sein Land sieht, legt er die Hand über die Augen. Der schmelzende Schnee, auf den die Sonne brennt, blendet. Es scheint dem Bauern einzufallen, daß er ein paar Tage lang nicht zum Rechten gesehen hat. Er redet dem Ambros von einer Arbeit, die getan werden muß, und dem Marti von einer andern.

Unter der Haustür geschieht etwas Seltsames. Da, wie er über die Schwelle tritt, den Hut in der Linken und mit der Rechten sich über die feuchte Stirn fahrend, wenden sich die Mädchen zum erstenmal nach ihm um. Und da treffen Hansis Augen dunkel und mitleidig die seinen. Der Bauer erschrickt unter dem Blick. Keines achtet darauf, aber er ist zusammengefahren und hat den Schritt plötzlich verhalten. „Ja, ja, jetzt ist er nicht mehr da, der Bub," sagt er so in sich hinein.

Sie wissen nicht, warum er es gesagt hat; sie

meinen halt, daß ihn im leeren Hause plötzlich das Heimweh gepackt habe. Gleich danach geht er an ihnen vorüber nach seiner Kammer.

Was ist doch der Mensch für ein Stäublein auf seiner Scholle! Wenn ihn der große Wind hinweggeblasen hat, weiß bald keiner mehr, daß er dagewesen ist. Wie hätten sie zu Steg lang an einen zehnjährigen Buben denken sollen! Aber selbst auf der „Breite" redeten sie wenig mehr von dem Gestorbenen. Die Bauern haben im Sommer von Arbeit zu reden, und der Peter Meyer ist wieder ganz bei der Arbeit. Regine und Marti aber reden vom Hochzeitmachen. Auch von der Marianne, der kranken Bäuerin, wird gesprochen und daß sie bald wird heimgenommen werden können. Einzig von der Hansi ist nicht viel zu sagen, die weiß von sich selber nichts, nur daß sie zufrieden ist. Aber daß sie zufrieden ist, weil sie in des Bauern Nähe sein kann, weiß sie nicht.

So geht der Heuet vorüber, und als das letzte Bündel im Gaden ist, gehen die Regine und der Marti miteinander zum Pfarrer und aufs Zivil.*) Wenn die Steger, die sich anfangs über das Glück haben wundern wollen, das der armselige Lochstafelbub da auf der „Breite" gefunden hat, gemeint haben, es würde eine Hochzeit werden, wie sie denen von der „Breite" und ihrem Geldsack ansteht, so haben sie sich geirrt. Die zwei stehen im Amtsblatt, und vierzehn Tage nachher, an einem hellen Morgen in aller Herrgottsfrühe, gibt der Pfarrer sie in der

---

*) Zivilstandesamt.

Kirche zusammen; ihre ganze Hochzeitsgesellschaft besteht aus der Hansi, dem Bauern und dem Waisenvogt von Wicky, dem Truttmann, der, seit den Lochstäfelern das Korn aufgeht, sich immer häufiger daran erinnert, daß er sich als Vogt um sie zu kümmern hat.

Es ist am Spätnachmittag des Hochzeitstages, daß der Bauer vom Hause seines Bruders, wo die Marianne, sein Weib, noch immer liegt, heimgeht. Regine und Marti haben nach der Trauung noch ein paar Stunden mit ihm und dem Truttmann im Breitehaus zusammengesessen; zunächst haben sie einen Imbiß eingenommen, den Ambros, den Knecht, mitgerechnet, der von der „Rüti" hat herabkommen dürfen, wo er wieder dem Vieh lugt. Dann ist das Paar fort, eine Hochzeitsreise machen, die drei Tage dauern soll. Sie wollen zu den frommen Schwestern, bei denen Regine auferzogen worden ist, und wollen auch nach Einsiedeln wallfahrten, die Regine will, denn was sie will, will auch der Marti. Und so meinen sie, drei Tage fortzubleiben. Der Ambros ist nachher wieder nach der „Rüti" gestiegen. Er, der Bauer, aber hat auf einmal gefunden, daß er nach seiner Frau sehen muß. Darum ist er zu Steg gewesen.

Die Marianne ist ein Stück Elend, sie ist tot für alle, denn sie hört nicht und sieht nicht und hat keinen Funken Bewußtsein — aber sie lebt — sie lebt. Der Doktor will es auch jetzt erlauben, daß der Bauer sie heimnimmt. Es ist ausgemacht worden, daß man sie holen will, wenn Regine wieder daheim ist.

Wie der Peter Meyer so hinschreitet durch Steg hinaus in den Morgenbergwald hinein, noch im Feiertagsstaat, den er der Schwester zulieb trägt, muß er an das Stück Menschenelend denken, das sein Weib ist. Das niedrigste Tier steht jetzt über dem Wesen, das er in ein paar Tagen wieder heimnehmen will. Doch sagt der Doktor, daß die Frau am Leibe noch gesund ist, daß sie jetzt wieder leben kann, noch ein, vielleicht auch noch mehrere, noch viele Jahre, jetzt, da sie's wieder überhauen hat. Hat er vielleicht gemeint, ihm damit einen Trost zu sagen, der Doktor? So ein Heuchler wird er doch nicht sein! Der Bauer schlendert unter den Tannen hin, wo es kühl ist, denn die Sommersonne brennt auf die staubige Straße. Zuweilen zieht er die Schultern auf, als würde ihm eine Last zu schwer. Er hat freilich seine Last. Jetzt muß er auch wieder an seinen Buben denken. Er sieht sein Gesicht manchmal ganz deutlich vor sich, es ist nur verklärt, so wie alles Verlorene verklärt ist. Wenn er das Bild sieht, so raunt ihm immer etwas in die Ohren: Das ist in deinem Leben das Beste gewesen! — Aber — —

Der Peter Meyer tritt plötzlich tiefer in den Wald hinein, wo dieser sich gegen das steile Nußbachufer lichtet. Dort stellt er sich zwischen zwei dicht am Abgrund stehende Bäume, legt seine Hände daran und starrt in die Tiefe. Er will den Bach anschauen, der noch erdfarbig von der Hochschneeschmelze zischend sich in die Tiefe wälzt und flockigen Gischt an die grauen Wände heraufwirft. Aber — —

Es ist sonderbar. Immer — seit Wochen schon — wenn das Bild des Buben vor seinen Augen gewesen ist, kommt ein andres hinzu. Das ist nicht wie jenes gleichsam vor ihn auf den Boden gezeichnet, das ist — so — so, als stände es in ihm selber. Ja, er schaut in sich selber hinab. Dabei wird ihm heiß, und der Atem geht ihm schneller. Bisher hat er das immer wieder abgeschüttelt, hat es tot gearbeitet, denn eine Weile lang hilft die Arbeit über dergleichen hinweg. Aber jetzt — heute! Er staunt die brodelnden Wasser an und sieht etwas ganz andres. Und er sieht das andre heute auch anders als sonst. Bisher hat ihm geschienen, als sei mit seinem Buben ihm sein guter Schild verloren gegangen, und heute sieht er auf einmal, daß eine Fessel von ihm abgefallen ist, wie der Bub gestorben ist. Bisher hat er immer gedacht: du mußt warten, warten, bis deine Zeit kommt. Und heute fällt ihm just ein: warum nimmst du dir die Zeit nicht vorweg, die doch kommen muß! Denn einmal — muß es doch kommen, daß auch die Marianne stirbt! Dieser letzte klare Gedanke in dem Wirrwarr der andern bringt den Bauern zu sich selber. Er gibt seiner Gestalt einen Stoß von den Bäumen hinweg und geht seines Weges fürbaß.

Er hat den Wald bald durchschritten. Das Getöse des Rußbachs lehrt ihn, daß er auf dem Stege ist, der nach seinem „Eigen" führt. Da fällt ihm auf einmal ein, daß niemand daheim sein wird als Hansi. Er stutzt, dann geht er quer über die Matte dem Gaden zu und tut dabei manchmal einen Seitenblick nach den Wohnstubenfenstern hinüber. Die

Hansi ist nicht zu sehen, und sein Atem geht leichter, wie er in den Stall tritt und sich dort zu schaffen macht. Er hat länger an seiner Arbeit als sonst; und er hat sie noch nie im Sonntagsgewand getan. Als er fertig ist, fällt ihm ein, daß er wohl auf der „Rüti" einmal sehen könnte, wie alles geht. Er beugt hinter dem Gaden durch und steigt rainan. Der Ambros ist erstaunt, wie er so daher kommt, aber er hat Tag seines Lebens nicht viel gewundert, sondern immer für recht genommen, was der Peter Meyer tut. Der steigt bis in seinen Bannwald hinauf, und es ist fast Nacht, wie er endlich sich anschickt, heimzugehen. Warum er aber heimgeht? Plötzlich hat er sich gefragt: Bist so ein Furchtsamer, daß deine eignen vier Wände scheust? Er zögert auch nicht unterwegs noch am Hause, geradeswegs und laut tritt er durch den Flur in die Wohnstube.

Da brennt die Lampe schon, und Hansi, die am Tisch gesessen hat, steht auf, um das Abendbrot zu holen.

„Guten Abend," sagt sie auf seinen lauten Gruß. Sie sieht ihn nicht an. Das Bewußtsein, daß sie allein für ihn sorgen muß, erregt sie und macht, daß ihre Wangen glühen. Sie ist auch gleich zur Tür hinaus. Dann trägt sie die Suppe auf. Der Bauer hockt schon am Tisch und fährt in die Schüssel. Er löffelt, ohne daß er Hunger hat. Dann fühlt er, daß Hansi lange braucht, ehe sie sich zu ihm setzt.

„Nun, komm und iß," sagt er, ohne aufzusehen.

„Ja, jetzt komme ich," sagt Hansi, dann setzt sie sich ihm gegenüber.

Er zieht die Füße unter den eignen Stuhl, der Tisch scheint schmaler heute, sie sind einander zu nah. Aber dann löffeln beide ihre Suppe, doch sie würgen daran.

„Ihr seid lang nicht gekommen," sagt Hansi einmal zwischenhinein.

„Ja, ich habe zu schaffen gehabt," gibt er zurück. Dabei legt er den Löffel zur Seite.

Ein wenig später steht Hansi auf und räumt ab. Derweilen ist der Bauer nach seiner Stube hinübergegangen. Die Tür steht halb offen. Als Hansi nach geraumer Weile aus der Küche zurückkommt, nimmt sie ihr Strickzeug und setzt sich wieder. Sie handhabt emsig die Nadeln, tut einmal die Augen weit auf und denkt, wie schön das ist, daß sie einmal allein für den Bauern sorgen darf. Dann fühlt sie auf einmal, daß ihr das Herz wild klopft. Sie seufzt, damit ihr leichter werden soll. Ebenda kommt der Bauer wieder heraus. Er geht ein paarmal hin und her, macht ein Fenster auf und sagt: „Ist es nicht warm da innen?" Und tritt wieder in seine Kammer hinüber. Das Hin-und-her treibt er eine ganze Weile. Wie er einmal wiederkommt, sagt er: „Ja, jetzt sind wir beide ganz allein."

Hansi blickt auf. „Ja, es ist schon recht still im Haus," stimmt sie bei.

„Fühlst es auch?" fragt er und spielt mit den Fingern an der Lehne einer Stabelle. „Freilich, freilich," fährt er fort, „ein so junges Ding wie du muß schon lange Zeit haben hier."

„Ich?" fährt sie ganz bös auf, „wer sagt, daß ich habe?"

„Ja, bist denn daheim hier und gerne da?"

„Ja," sagt sie in einem Ton, der mehr verrät, als sie selber weiß, „ich bin nicht so verwöhnt."

„Hast es denn so schlecht gehabt, früher?"

„Was weiß ich," sagt Hansi, legt den Arm einen Augenblick müßig auf den Tisch und sieht darauf nieder. „Ihr könnet Euch schon denken," redet sie weiter, „wie einem ist, wenn man von daheim verjagt wird und man dienen gehen soll und nicht weiß, wohin man kommt. Es hätte ja geradeso gut fehlen können."

Dem Bauer geht die Rede aus. Das Schweigen aber tut beiden weh, und eines vermeidet des andern Blick.

„Der Marti und die Regine werden jetzt auch daher denken," rafft sich die Hansi zuletzt auf.

„Meinst? Es fragt sich, ob sie Zeit haben. Wenn zwei einander haben, die zueinander passen, dann vergessen sie gern, daß es auch noch Leute gibt, die allein sind."

Sein Ton ist so schwer, daß Hansi ihn ansieht. „Ihr müßt es nicht so nehmen, Peter," sagt sie weich. Seit er ihr Schwager ist, gibt sie ihm den Namen. „Ihr müßt halt auch denken, wie Ihr es gehabt habt."

„Wie ich es gehabt habe?" Er ist plötzlich wie aufgerüttelt.

„Weißt — haben sie dir noch nie erzählt, was ich gehabt habe?"

„Ja, einmal seid Ihr doch auch gewesen, wie der Marti heute."

Er lacht. „Hast recht! Auch erst zwanzig Jahre

alt, und das Weib, das ich an dem Tag genommen habe, zweiundzwanzig, und wie der Vater — mein Vater — sich zum Hochzeitstisch gesetzt hat, hat er zu seinem Gegenschwäher gesagt: ‚So, heut ist gut gehandelt worden, Vetter!' — Siehst, und so dumm ist man noch mit zwanzig Jahren, daß man sich verhandeln läßt!"

Die Hansi weiß sich nicht zu helfen. Sie hat an den Dingen nicht rühren wollen. Sie zittert.

Da fragt der Bauer bitter: „Gelt, du, ich habe mir eine schöne Frau eingehandelt?"

Sie kennt ihn nicht mehr. Er vergißt sich.

„Peter," sagt sie ängstlich, „Ihr müßt nicht — sie ist krank."

Nun wirft er plötzlich den Stuhl von sich. Sein Gesicht glüht und seine Augen sprühen, als breche ein lang, lang angesammelter Zorn sich Bahn.

„Sie hat sich krank ge— Was meinst du, wenn man sein Weib am Tage nach der Hochzeit über der Schnapsflasche antrifft? Was meinst? — Siehst, zusehen, wie eine in dreizehn Jahren sich krank trinkt und dann sieben Jahre dem Kranksein zusehen, von dem man weiß, wie es gekommen ist! Siehst, das habe ich gehabt!"

Der Hansi sind plötzlich die Augen aufgegangen über vieles, was ihr früher sonderbar erschienen ist. Einmal hat sie gehört, daß die Bäuerin fünf Kinder, fünf tote Kinder gehabt habe, ehe der Andres gekommen ist. Einmal hat man ihr erzählt, daß Regine ins Kloster habe gehen wollen, daß sie nur in die „Breite" gekommen sei, weil die Marianne der Arbeit nicht habe Herr werden können! So, während

blitzartig Gehörtes und Selbsterfahrenes sich ihr zur Kette reiht, gehen ihr die Augen auf für das Elend, das der reiche Bauer seit vielen Jahren im Haus hocken hat.

Der Bauer hat sich auf einen Stuhl geworfen. Seine Erregung verfliegt, derweil es lange still bleibt zwischen ihnen beiden. Und auf einmal kommt ihn wieder das Bewußtsein an, daß sie allein sind — ganz allein.

Hansi wähnt, daß das Elend ihn niederdrücke. Das Mitleid wallt in ihr. Sie kann seine Hand, die auf der Lehne eines Stuhles liegt, erreichen, und sie muß die ihre darauf legen.

Der Peter Meyer schauert, die weiche Haut ihres Armgelenkes liegt auf seinen Fingern.

„Peter," sagt sie und sucht nach einem Trostwort. Da wendet er sich langsam nach ihr um, seine Hand tut sich nach der ihren auf. Dann setzt er sich auf den Stuhl, auf dessen Lehne die Hände sich gefunden haben, und legt auch die Linke hinzu, und stumm streichelt er ihr das weiche, willige Glied.

Einen Augenblick hat die Hansi gezuckt und hat ihn angesehen. Was tun sie beide? Und dann weiß sie auf einmal, daß sie nach seiner Nähe verlangt, wie ihn nach der ihren. Aber lange wagen sich ihre Augen nicht zusammen. Ihre Hände verschlingen sich, dann greift der Bauer fester zu und zieht das Mädchen zu sich herüber, so daß es auf seinen Knien sich niederlassen muß. Hansi sträubt sich nicht. Beider Atem geht so laut, daß jedes den des andern hören kann. Sie berauschen sich nur daran. Er legt die Arme um ihren Leib und drückt

sie an sich, daß sie zu ersticken meint, aber sie schmiegt sich nur fester in ihn hinein."

„Hansi," sagt er endlich. Seine Stimme ist unsicher. Jetzt erst schauen sie einander an.

„Hast mich gern, Hansi?"

„Ja," gibt sie zurück. Und dann pressen sie wild die Lippen zusammen.

Sie mögen wohl Stunden gesessen sein. Hansi sieht nach der Uhr und erschrickt. Und dann flüstert sie stockend: „Ich will hinauf jetzt."

Er sucht ihre Augen. Ihre Blicke leuchten und saugen sich ineinander fest. Aber er hat Gewalt über sich. „Geh!" sagt er laut.

Und sie schleicht mit gesenktem Kopf hinaus.

Er wartet, bis er sie in ihre Kammer gehen hört, dann erst erhebt er sich. Er richtet sich auf, fährt sich über die Stirn und denkt nach. „So, Peter Meyer, jetzt hast deine Ehre —"

Der wilde Zorn zuckt plötzlich über sein Gesicht. Wer will ihm sagen, daß er schwach und ehrlos ist! Er nimmt sich die Zeit nur vorher, die kommen muß, er nimmt sie sich, weil der Herrgott sie immer noch nicht geben will! Damit zwingt er sein Gewissen. Und nachher sind Entschluß und Wille so klar in ihm, daß er schon jetzt weiß, was er morgen tun wird.

Zehntes Kapitel

Was sind zwei Tage, und was zwei glückliche Tage! Die Sonne der Glücklichen ist ein Meteor. Der Bauer und Hansi haben zweimal das Meteor

eines glücklichen Tages steigen und fallen sehen. Und der zweite Tag geht bald zu Ende, vergeht in Nacht, die jeden Augenblick den Marti und sein junges Weib zurückbringen kann; denn um die Zeit haben diese wieder da sein wollen. Seit zwei Stunden ist eine leichte Unruhe über den zweien, dem Peter Meyer und der Hansi, aber zwei Tage lang ist auf ihrem Leben eine unendliche Ruhe gewesen. Am Morgen des ersten Tages haben sie sich in der Wohnstube zusammengefunden, der Bauer hat das Mädchen geküßt zum „Gut Tag". „Siehst, wie ich dich jetzt in die Arme nehme, so bist jetzt mein. Und wenn es jetzt niemand weiß als du und ich, so wird doch eine Zeit kommen, wo es alle wissen dürfen."

Das hat er so aus innerster Ueberzeugung heraus geredet, daß es beiden zur Wegleitung geworden ist. Zweifel und Gewissensbisse haben daneben keinen Raum gehabt. Auch bei der Hansi nicht, denn der ist zumut wie in einem Traum, aus dem sie nie mehr erwachen möchte. So haben sie die zwei Tage verlebt, nur das notwendigste schaffend, immer wieder einander suchend, und alles ist hell gewesen rings um sie her. Zwei Tage und eine Nacht hat sie nichts getrennt. Offen und ehrlich haben sie gelebt als Mann und Weib und haben nicht ein einziges Mal an ihrem Rechte gezweifelt. Jetzt, da ihre Zeit zu Ende geht, ist eine leise Unruhe über ihnen, weil sie nun das Leben heimlich werden leben müssen, an dem ihnen bisher nichts Heimliches gewesen ist. Der Bauer steht oft von seinem Stuhle in der Wohnstube auf und späht nach

den Erwarteten aus, und Hansi treibt es zwischen Kammer und Küche und Stube hin und wieder. Aber ihre Unruhe dauert nur, bis Regine und Marti da sind. Die kommen über die Matte daher, wie gute Kameraden, nicht wie Verliebte. Wie sie nebeneinander aus dem Dunkel in das Licht der Fenster treten, muß der Bauer, der an der Tür steht, denken, daß sie eher zu Geschwistern als zu Eheleuten passen. Die kühle Bravheit der Regine ist wie eine Schranke zwischen beiden, eine Schranke aber, die sie nicht empfinden, denn die raschblütige Art des Burschen hat sich der überlegenen seines jungen Weibes seltsam angepaßt.

Der Bauer empfängt sie mit lauterer Fröhlichkeit, als die Regine seit langem an ihm gesehen hat. Einen Augenblick fällt es ihr auf, daß sein Gesicht einen neuen Zug hat, der ihn jünger macht. Auch ist er redseliger denn seit manchem Tag. Aber sie meint, daß er nur ihr Freude machen will.

Wie sie beisammen am Tisch hocken und die Hansi Essen aufträgt, ist alles, wie es immer gewesen ist. Nur Hansi ist still, und das Blut kommt und geht in ihrem Gesicht, aber es sieht es keines. Regine und Marti erzählen von ihrer Fahrt, der Bauer muß lachen, wie sie erzählen. In den und den Kirchen sind sie gewesen, die und die Klosterschwester hat ihnen guten Rat gegeben, und dort und dort haben sie geopfert oder Messe gehört, das ist der Regine ihr Bericht. Und der Marti sagt ja und Amen zu allem, wie er auf der Reise ja und Amen gesagt haben mag.

Sie kommen auch darauf zu reden, wie es still

gewesen sein mag auf der „Breite“ derweilen, aber Hansi geht gerade aus der Tür, wie sie davon handeln, und der Bauer lacht und sagt: schön sei es gewesen, denn es sei einem auch einmal wohl, wenn man die Ellbogen aufheben könne, ohne anzupütschen.*) Es ist dann spät, wie sie schlafen gehen, aber die Heimgekehrten sind fröhlich geworden; es will ihnen scheinen, als sei es auf der „Breite“ heller als sonst. Das mag in des Bauern veränderter Art liegen.

Es bleibt auch so hell, viele Tage und viele Wochen lang. Regine staunt, wie der Bruder allmählich ein andrer wird, wie er auflebt und sich verjüngt und ein ehrliches Leuchten alleweil in seinen Augen ist. Und sie sieht nicht, daß zwischen ihm und Hansi etwas anders geworden ist. Es könnte es niemand sehen, so genügsam sind die zwei, seit sie sich eins wissen. Ein Händedruck jetzt und ganz, ganz selten ein heimliches Wort, und sie sind zufrieden dabei, denn — ihre Zeit wird wiederkommen.

Vor einiger Zeit hat der Peter Meyer sein krankes Weib heimgenommen. Und doch hält die frohe Stimmung an. Freilich ist die Marianne kein großer Störenfried mehr. Sie liegt in ihrer Kammer, und es hat eines genug zu tun, sie zu besorgen, die in nichts mehr sich selbst helfen kann. Aber sie kann auch niemand mehr weh tun, und außer der Regine, die sie pflegt, wissen die andern wenig von ihr. Es weiß auch niemand, daß Hansi,

---

*) Anstoßen.

seit die Marianne da ist, manchmal mit auf die Brust gepreßten Händen vor ihrer Tür steht und lauscht und doch um alles in der Welt nicht hineinginge zu ihr. Vielleicht nimmt die Pflege Regine so in Anspruch, daß sie, die Scharfsichtige, den ganzen Herbst und den langen Winter über so wenig wie die andern merkt, wie die Hansi ein zerfahrenes, scheues Wesen annimmt, wie sie viel allein ist und wenig redet, auch wenn sie abends unter den andern in der Stube sitzt. Der Bauer ist der erste, dem das auffällt. In den verborgenen Augenblicken, in denen er Hansi findet und in denen er ihr gern ein paar zuversichtliche Worte sagt und sie mit seiner eignen Ruhe aus allen Zweifeln reißen könnte, fühlt er, daß sie in seinen Armen zittert. Er meint, daß die heimliche Angst vor Entdeckung sie erregt, und redet ihr zu und heißt sie, sich gedulden und getrost sein. Dann macht sie sich los von ihm, verbeißt ein Aufschluchzen, aber sie nickt ihm zu und will nicht gelten lassen, daß sie nicht glücklich sei. Zu andern Malen klammert sie sich an ihn und sagt nur immer wieder: „O du! O du! Wenn du mich ja nur gern hast!"

An ihrer Leidenschaft muß er erkennen, daß sie nicht an dem reut, was zwischen ihnen ist.

So geht allmählich auch dieser Winter herum, die Tage wollen schon lang werden, und die Sonne brennt heiß auf den glitzernden Schnee.

Da findet der Peter Meyer die Hansi eines Nachts, als er spät seine Kammer suchen will, im Flur seiner wartend. Sie muß seiner gewartet haben, denn sie ist mit dem Marti nach den Kammern

gestiegen, während Regine schon vor Stunden sich bei der Marianne, die sie auch des Nachts hütet, gelegt hat. Wie der Bauer, das Licht in der Hand, näher kommt, sieht er, daß Hansi nur leicht bekleidet ist, so, als sei sie vom Schlafe aufgefahren. Ihr Gesicht ist weiß wie der Mondschein, der durch die Estrichfenster lugt, ihre Augen haben einen heißen Blick, und ihre Zähne schlagen wie im Fieber aufeinander.

Er tritt zu ihr und legt den Arm um sie. Er ist ruhig und sicher wie je. Hätte sich in diesem Augenblick eine Tür aufgetan und irgendeines sie beide hier stehen sehen, er würde den Blick nicht niedergeschlagen haben.

„Was hast, meines?" fragt er leise und legt die schwere Hand fest auf ihren nackten Arm. Da beugt sie sich vor und bläst das Licht aus, das er in der Hand hält.

„Hast auf mich gewartet?" fragt er wieder.

Sie drängt sich an ihn. „Ja — nein — nein," stammelt sie, und ihr Leib schüttelt unter seinem Griff.

„Hansi, was hast? Bist krank?" fragt er voll Sorge.

Ihr Kopf legt sich an seine Brust. „Nein, nein," flüstert sie wieder.

„Was willst denn? Was ist mit dir?" Und plötzlich sie fester an sich haltend: „Hast mir etwas zu sagen, Hansi, etwas, was ich mit dir tragen muß, wenn es so ist?"

Einen Augenblick scheint es, als hätte sie zu beichten. Er fährt ihr mit der Hand über das

Haar. „Sag mir's, sag mir's getrost," redet er ihr zu. So sicher ist er, daß er vor ihrem Geständnis nicht erschrocken wäre. Aber sie zittert nicht mehr. „Nein," sagt sie — es tönt wie ein verwunderter Schrei. Und „nein, was denkst," redet sie noch einmal ganz fest. Dann wirft sie die Arme um seinen Hals und redet in stürmischen Worten: „Ich bin ja nur so dumm, ich kann mir nicht helfen! Ich weiß ja nicht, was es macht, und — und — ich will mich jetzt schon legen." Sie macht sich los. „Gute Nacht!" sagt sie, und dann ist sie in ihrer Kammer, bevor er ihr noch ein Wort sagen kann. Und ebenso leise schließt sie die Tür hinter sich ab.

Vielleicht würde er ihrer Art nachgegrübelt haben, wenn sie nicht am Morgen ruhiger und fröhlicher gewesen wäre als seit langem. So aber sieht er in ihren Blicken etwas glänzen, das er für Mut hält, und ihr Gesicht ist still wie immer und verrät ihm nichts. Darum forscht er dem sonderbaren Wesen, das sie an jenem Abend gezeigt hat, nicht länger nach.

Und vierzehn Tage verstreichen, und der Frühling kommt.

Seit heute ist der Föhn eingebrochen, der Macht hat über das Eis an den Wänden, über die Lawinen, die in allen Höhen hängen, und der, wenn er durch die Täler jauchzt, die Felsen stöhnen macht und die Wälder krachen. Weiße Wolken sind tagsüber ununterbrochen von Süden nach Norden über die Berge hingezogen. Unruhe ist in den Lüften gewesen, und von den höchsten Graten hat ferner

Sturm den feinen Schneestaub in Wirbeln den Wolken nachgetrieben. Nun, da die Nacht eingebrochen ist, ist im Tal eine schwere, lästige Wärme. Der Föhn säuselt nur, ein leises Pfeifen in schwarzen Tannen, ein Ton wie Winseln an den Hausecken; er ist wach und auf heimlicher Arbeit. Die Nacht ist dunkel. Die Dunkelheit hängt in das Tal herein, daß dieses enger scheint; so greifbar nah sind Wildplatte und Morgenberg, als seien sie zusammengerückt. Zuweilen dringt durch die Finsternis ein Laut wie ein Schuß. Das ist das Eisbrechen; zuweilen folgt ein Gepolter dem einen Laut. Dann stürzen die Schollen. Ganz fern noch und hoch geht manchmal ein Murren und dumpfes Donnern. Die Lawinen erwachen. Wie die Nacht älter wird, kommen die Laute näher, der Föhn wimmert vom Gefelse her, und dann durchbricht ein Sausen und Stürmen die schwere Stille, die Steger Lawinen kommen.

Es ist just zur Zeit, da durch ein Lawinental am Morgenberg ein weißer Strom hochaufstäubend sich nach der Steger Straße wälzt, daß am Breitehaus die Tür sich verstohlen öffnet und die Hansi ins Freie tritt. Das Getöse der Lawine würde das Knarren der Tür übertönt haben, aber Hansi ist so voll Hast, daß sie die Tür zu schließen sich nicht Zeit nimmt. Sie hat ein Tuch um die Brust geschlungen, aber ihr Kopf ist bloß, und das lange, wirre Haar fällt ihr gelöst um Rücken und Schultern. Mit bloßen Füßen läuft sie über den Schnee, darin sie manchmal einsinkt, wenn sie zu schwer auftritt. Sie hat die Richtung zum Gaden genommen, und

wie sie zwischen dem und dem Hause steht, faßt sie ihren Kopf mit beiden Händen an, gleich einer, die von Sinnen ist, sieht sich um, läuft hin und wieder, preßt die Fäuste vor das wildklopfende Haar und hastet endlich wie gehetzt bergan und bergan, einer schmalen, mühsamen Fußspur nach empor, die den Weg bezeichnet, den der Ambros vor acht Tagen einmal gegangen ist, als er im Rütihaus zu tun gehabt hat.

Die dumpfen Stimmen der Föhnnacht klingen weiter. Das Mädchen klimmt höher und höher, schafft sich mit Händen und Füßen bergan. Eine unendliche Angst muß es jagen, so daß es nicht weiß, was es tut. Der Schweiß steht ihm auf der Stirn und läuft ihm in Bächen in den bloßen Nacken. Und dann tauchen die schwarzen Umrisse des Rütihauses aus dem Dunkel, und Hansi richtet sich empor. Sie hat die Zuflucht nicht gesucht, sie weiß kaum, daß ihr Weg sie dahin hat führen müssen, aber wie sie die Wände sieht, wirft sie den Kopf zurück und die Arme weit, ein Schrei, in dem alles Elend und alle Schmerzen der Welt zittern, gellt in die Nacht, dann taumelt sie nach der Hütte.

In diesem Augenblick beben die Felsen der Wildplatte, weht in den Höhen der finstere Bannwald, als führen Weltuntergangsstürme durch seine Tiefen. Dann ist ein Schlachtenlärm, wie keine Menschenkriege ihn zeitigen. Aechzen und Stöhnen, Brechen und Sausen — das ist der Schmerzenslaut stürzenden, sterbenden Waldes. Aus der Finsternis des Bannwaldes bricht eine weiße Flut, ein Felsstück jagt voran, wie ein sich öffnendes

Tor sinken die Tannen zur Rechten und Linken, und hangab stürmt und wälzt sich ein Berg von Schnee. Das ist die Wildplattenlawine, die zum erstenmal den gelichteten Bannwald durchbricht und sich über die Rütihalde einen Weg in die Tiefe sucht.

Das Tosen und Donnern erfüllt das Tal, zu Steg fahren sie in den Betten auf, die in der „Breite" wähnen, die Wildplattenwand stürze über ihnen zusammen, und langsam verrollt das Grollen und Rollen und sinkt der Staub zusammen, der wie eine Wolke über der Rütihalde sich gelagert hat. Zwei schillernde Sterne stehen am düsteren Himmel, ihr unruhiges Licht brennt über dem dunkeln Rütihaus. Dort liegt ein Weib ohnmächtig an der Schwelle. Dort hat die Hansi vom Breitehaus mit dem brechenden Walde ihre Schmerzen hinausgeschrien und im Donner der Lawine einem Kinde das Leben gegeben. Ueber dem Rütihaus brennen die zwei Sterne. —

Der Peter Meyer ist der erste gewesen, der halb angekleidet in den Flur hinabgeeilt ist, um zu sehen, was das Getöse, das ihn geweckt hat, bedeute. Wie er den Flur erreicht, sieht er die Haustür offen, die er selber noch verriegelt hat, ehe er sich am Abend gelegt hat. Es fällt ihm auf, aber — die Regine kann schon im Freien sein, erklärt er sich's und eilt in die Matte hinaus. Sein Haus steht fest, nur die Schindeln klappern wie bei heftigem Sturm, und der Baum, der hinter dem Gaden steht, schlägt eben, vom Luftdruck erfaßt, knirschend zu Boden. Der Bauer weiß, was das alles bedeutet, und er atmet auf.

„Die Wildplattenlaue!" schreit er Regine zu, die eben neben ihn getreten ist.

Das Mädchen ist bleich, aber es zeigt keine Furcht, es hat bei der Marianne gewartet, bis ihm das Haus sicher schien. Jetzt tritt auch der Marti hinzu.

„Auf der Rütihalde wächst dies Jahr kein Gras," sagt er.

Der Bauer zuckt die Schultern: „Das Land ist verloren."

So fest ist er, daß seine Stimme nicht zittert, obwohl ihm in dieser Nacht ein ganzer Besitz entwertet worden ist.

Da fragt der Marti: „Wo ist die Hansi?"

„Sie wird noch drinnen sein," sagt Regine.

„Sie muß hinab sein," redet der Marti weiter, „ihre Tür ist offen gestanden, und in der Kammer ist sie nicht."

Der Bauer ist bleich geworden. Der Ambros kommt mit einer brennenden Laterne gegangen. Auch er weiß nichts von der Vermißten. Sie rufen nach ihr, sie fangen zu suchen an im Haus und in seiner Nähe, am Gaden und bis hinüber, wo einzelne Schneeschollen sich bis in das ebene Mattland verirrt haben. — Die Hansi ist nirgends.

Einer aber, der nicht sucht, ist nach ihrer Kammer gegangen und steht inmitten der vier dunkeln Wände und sinnt und errät halb und kann sich doch nicht klar werden, was geschehen ist. Und das ist der Bauer.

In dieser Kammer aber hat seit vielen Nächten die Hansi schlaflos gelegen. Während keines im

Hause es ahnte und Tag für Tag noch dieselbe Zufriedenheit und Stille brachte, die auf der „Breite" seit Monaten heimisch waren, hat da oben die Hansi mit sich und ihrem Kummer gestritten. Seit die Marianne, die Bäuerin, wieder im Hause ist, ist es eigentlich her, daß die Hansi eine Lastträgerin geworden ist. An dem Tage, an dem sie dem Peter Meyer sein Weib in ihre Kammer getragen haben, hat die Hansi erkannt, daß sie selber ein Eindringling ist. Und sie ist scheu geworden und hat die heimliche Liebe des Bauern genommen wie Almosen, dessen sie nicht würdig ist. Auf ihn eine Schuld zu werfen, ist ihr nie, in aller Not nie in den Sinn gefallen. Auch dann nicht, als sie innegeworden ist, daß in ihr ein Leben erwacht. Nur eines hat ihr von allem Anfang klar vor Augen gestanden: Er, wie den sie noch keinen gesehen hat, und dessen Liebe ihr Himmelsbrot ist — — von ihm dürfen sie nichts Schlechtes reden! Und so hat sie von allem Anfang nur daran gesonnen, wie sie ihr Geheimnis hüten kann. — Aber es ist eine harte Zeit für sie gewesen. Gedanken und Zweifel sind auf sie eingestürmt, grausame Aengste haben sie gepeinigt; in der Nacht, wo ihre Stunde hat kommen wollen, und da sie dem Hause entronnen ist, sind ihre Sinne wirr gewesen, ihr Denken dumpf; und sie hat nur noch gewußt, daß sie fliehen und sich verbergen muß, damit auf ihn kein Makel falle.

Freilich hat sie den Weg nicht gefunden, der sie ganz aus den Augen der andern bringt . . .

Der Bauer in Hansis Kammer erinnert sich endlich, daß er zu den andern zurück muß. Er

kommt in den Flur hinab, wie der Marti und der Ambros mit ihren Laternen von vergeblicher Suche zurückkommen.

„Es ist keine Spur von ihr," sagt der Ambros, wie sie mitsammen in die Stube treten, wo die Regine Licht gemacht hat und wartet.

Martis Züge zucken. „Hinter dem Gaden," berichtet er, während ihm der Atem zuweilen stockt und die Worte sich ihm mühsam formen, „da ist eins gegangen, man sieht Tritte im Schnee, die gestern noch nicht dagewesen sind — sie — verschwinden in der Laue."*)

Er ballt die Fäuste, das Wasser springt ihm in die Augen, er verbeißt ein Schluchzen. „Der Herrgott weiß, was das Mädchen da drüben gewollt hat."

Der Ambros will dazwischen reden, daß er nicht an die Spuren glaube. Aber des Bauern Stimme unterbricht ihn. Die hallt sonderbar, dem Flüstertone gegenüber, den die andern unwillkürlich angeschlagen haben. Er lehnt am kalten Ofen und hat den Arm auf die Gültsteinplatte gelegt. „Flenn nicht, Bub," sagt er zu dem Marti, „wir wollen sie suchen."

„Unterm Schnee?" fragt Regine.

„So glaubst es selber?" stöhnt der Marti auf. Die Regine staunt, wie wild sein Kummer ist und wie er an der Schwester hängt.

Da streckt sich der Bauer, als zürne er dem Marti. „Was nützt das Jammern, du? Wenn sie tot ist, ist sie nicht nur d i r gestorben!"

*) Lawine.

Er schlägt den Blick nicht nieder, wie er das gesagt hat. Der Ambros ist schon hinausgegangen. Aber der Marti starrt ihn mit weitaufgerissenen Augen an. „Du!“ schreit er, „du, weißt du etwas, ist — ist —“

„Still jetzt! Schaff Schaufeln!“ befiehlt der Bauer und hat Gewalt über den andern, so daß er sich abwendet und hinausstürmt. Und Peter Meyer will ihm folgen. Da sieht er die Regine an der Kammertür der Marianne stehen. Der ist es wie Schuppen von den Augen gefallen. Das Entsetzen leuchtet in ihren Blicken.

„Du,“ keucht sie, „du Verlorener, sag, was du auf dem Gewissen hast!“

Sie steht da wie eine, die richten soll. Verachtung und Herzeleid zugleich reden aus ihren Zügen, aber die erste ist größer. Alle ihre Reinheit bäumt sich auf wider seine Sünde, und ihre Haltung ist, als schüttle sie Staub von ihrem Gewand.

Der Bauer bückt sich nicht. Er sieht sie frei und groß an. Auch nicht das leiseste Rot tritt in seine Wangen.

„Red, beichte, du!“ sagt die Regine wieder.

„Wenn es Zeit ist, will ich schon reden. Habe keine Sorge,“ sagt er und geht hinaus.

Elftes Kapitel

Vierzehn Tage sind vorüber. Im Breitehaus ist eine Luft zum Ersticken. Da drinnen gehen sie finster und wortlos aneinander vorbei und warten

auf die heiße Zeit, die die Lawinen schmilzt. Denn dann wollen sie nach der verlorenen Hansi weiter suchen, die sie mit Graben und Schaufeln nicht gefunden haben.

„Vielleicht kommt sie unterdessen von selber heim," tröstet der weißhaarige Ambros, der nicht daran glauben will, daß das Mädchen unter der Lawine liegt.

„Vielleicht finden sie sie inzwischen im Rußbach," hat die Regine zu dem Bauer gesagt, über den sie sich erhebt wie über einen Aussätzigen. Sie hat ihn nicht zum Reden gebracht, obwohl sie ihm Hölle und Fegfeuer vorgemalt hat. Auf all ihr Schelten und Eifern hat er ihr nur einen Bescheid gegeben: „Ich sehe nur noch Zorn an dir, Schwester, früher hast mich auch gern gehabt." Da hat sie sich in heiligem Eifer und überwältigt von Entsetzen, das sie über seine Sünde empfindet, von ihm losgesagt. Wäre der Marti, ihr Mann, nicht gewesen und in der Kammer die Kranke, die sie pflegt, sie würde ihm entlaufen sein.

Dem Marti, der ihn in blinder Wut bestürmt hat, hat Peter Meyer Rede gestanden. Der Marti ist wieder der Lochstafelbub seitdem, es ist, als sei ein Zwang von ihm abgefallen. In seinen Augen flackert ein böser Glanz.

„Ich habe es gewußt," hat er dem Bauern gesagt, „an dem Tag, wie sie uns verjagt haben da oben im Lochwald, da habe ich es gewußt, daß das Mädchen verunglückt!"

„Du hast nichts gewußt," hat der Bauer dawider geredet. „Es weiß keiner, wie das ausgeht, was er hat anfangen sehen."

Es ist seltsam, daß sich der Marti nicht mehr mit Vorwürfen an den Bauer wagt. Ist es, daß er sieht, wie er selber an einer Last trägt? Ist es, weil der Peter sich nicht einen Augenblick duckt, wie ein Schuldiger sollte! Aber der Marti löst sich von seinem jungen Weibe los. Ihre Art stößt ihn plötzlich ab, und je mehr an ihm selber der alte zum Durchbruch kommt, der, der den Kummer um die Schwester in den Steger Wirtshäusern vergessen will, desto mehr verliert die Regine die alte Macht über ihn und muß erkennen, daß seine angezogene Bravheit von ihm abfällt wie ein äußerliches Kleid, mit dem der Mensch selber nichts zu schaffen hat. —

Es ist Morgen. Der Peter Meyer schickt sich wieder zur Arbeit an. Er hat mit Ambros und Marti beim Frühstück gesessen und steht vom Tische auf, als die Regine aus der Kammer der Marianne tritt. Der Ambros hat die Schneehölzer von der Wand gelangt, er soll nach dem Rütihaus hinauf, das zwei Wochen unzugänglich gewesen ist, denn die Lawine schließt es gleich einer Mauer ab, und soll sehen, ob der Schnee keinen Schaden getan hat. Mit einem stillen „So adie" schleicht der Alte hinaus, dem das Bleiben in dem Unfrieden sauer wird und der sich doch nicht losreißen kann, hat er doch vierzig Jahre da gedient.

Der Marti ist hinter ihm hergegangen; von ihm wissen sie nicht, ob er zur Arbeit oder nach Steg geht, um zu schlemmen.

Der Bauer tut ein paar Schritte der Türe zu. Er sieht aus, als ob er plötzlich alt werden wollte.

Sein Blick ist sinnend geworden, und seine ganze Haltung ist die eines Grüblers.

„Fragst nicht, wie es deiner Frau geht?“ sagt die Regine und sieht ihn fast feindselig an, eben, als er die Hand auf die Klinke legt. Auch sie hat gealtert; der herbe Zug in ihrem Gesicht hat sich so verschärft, daß sie in nichts mehr einer Zweiundzwanzigjährigen gleicht.

Der Bauer sieht sich nicht um, er ist ihrer Art satt geworden und schüttelt sie ab. Schweigend will er hinausgehen.

Da redet die Regine lauter: „Wo ist dein Gewissen, du? Die da innen kann im Sterben liegen, du kümmerst dich nicht darum?“

Jetzt erst wendet er sich.

„Ich bin nicht falsch,“ sagt er. „Bin ich einmal vorwärts gegangen, krebse ich nicht zurück. Die Marianne ist versorgt bei dir, was soll ich Besorgtheit heucheln, die ich nicht habe.“

„Aber den Pfarrer wirst ihr doch kommen lassen, nun es aufs Ende geht?“

Er fährt zusammen. „Aufs Ende? Ist es daran?“

„Man kann nicht wissen! Sie gefällt mir nicht.“

Er senkt den Kopf. In ihm redet etwas: hättest nicht Geduld haben sollen, Peter!

Und da höhnt Regine: „Siehst, vielleicht — hättest so lange Geduld gehabt!“

„Ich will nach dem Pfarrer schicken,“ sagt der Bauer in der schweren, stillen Art, die er letztlich an sich hat; damit geht er hinaus.

Die Regine ist zu der Kranken zurückgegangen.

Der Bauer hat das halbgewachsene Mädchen ins Dorf geschickt, das aufgenommen ist, seit die Hansi fehlt. Dann geht er selber der Arbeit nach. Und der Morgen wächst langsam zum Mittag darüber. Das Mädchen ist indessen heimgekommen, hat berichtet, daß der geistliche Herr gen Wicky sei, aber herüberkommen solle, sobald er von dort zurück sei. Und der Bauer ist mit diesem Bericht nach der Kammer seines Weibes gegangen. Dort findet er nicht viel Anzeichen nahenden Todes, weil die Marianne schon seit langem nicht viel Lebendiges mehr an sich hat. Sie liegt in Kissen und Decken vergraben, er findet auch nicht eine Spur mehr von dem Weibe, das er vor langer Zeit geheiratet hat; die Daliegende könnte just sowohl eine Fremde sein. Die Kranke atmet kaum, aber sie hat schon immer kaum mehr erkennen lassen, daß sie atmet. Und die Regine, die sagt, daß sie stirbt, muß es wissen.

„Er soll sich beeilen, der Pfarrer, sonst kommt er zu spät," meint sie jetzt, zu Füßen des Bettes stehend, im Flüstertone, obwohl die Marianne nichts mehr hört noch versteht.

Der Peter nickt nur und geht wieder. Er hat Holz zu schlagen und sonderbarer- und seltenerweise geht ihm der Marti bei der Arbeit an die Hand. Die beiden Männer schaffen schweigend, sie haben einander nichts zu erzählen.

Wie um die Mittagszeit der Bauer das Beil weglegt, hört auch der Marti zu schaffen auf und hintereinander gehen sie in die Wohnstube. Dann hebt wiederum eine Mahlzeit an, die allen bitter

schmeckt, die daran sitzen, denn wo kein Friede ist, mundet kein Brot.

Sie haben noch nicht die Suppe hinuntergewürgt, da kommt des Ambros müder Schritt durch Haustüre und Flur, sie haben den Schritt in all den Jahren wohl kennen lernen können, aber es ist heute Hast in der Mattigkeit des ausgeschafften Knechtes. Die Augen aller sind schon an der Tür, als der Ambros sie zurückstößt und, den Stock in Händen, an dem er sich durch den Schnee gearbeitet hat, hereintaumelt. Des alten Runzelgesicht ist fahl, aber der Schweiß glänzt in Tropfen darauf, und das schöne weiße Haar ist feucht. Sie können aus seinen Zügen lesen, daß ihm etwas widerfahren ist.

Er keucht und ringt nach Atem und legt beide zittrigen Hände um den Stock. „Da oben — in der — im Rütihaus —" stammelt er heiser, „die Hansi!"

Der Bauer, der Marti und die Regine sind emporgefahren.

„Red heraus, nun, mach schnell, red," drängt der Marti, er ist an den Ambros herangetreten und will ihn schütteln, so kann er nicht warten, bis der erzählt. Der Bauer steht still und gerade auf, und nur seine Augen, die an des Ambros Lippen hängen, verraten etwas wie Angst.

Der Knecht sucht noch immer nach Worten. „Mein Gott, wenn ihr das gesehen hättet, wenn —"

„Kannst denn nicht reden, du, bist denn verrückt, bist —" der Marti weiß nicht, was er tut, so schüttelt ihn die Gier, von der Hansi zu hören.

„Sitz ab, Brosi," sagt der Bauer, der sich mühsam zwingt, „sitz ab und erzähle!"

Da läßt sich der Ambros auf eine Stabelle nieder und beginnt: „Ich bin spät hinaufgekommen auf die ‚Rüti‘, der Weg ist gottlos mühsam. Wie ich ans Haus komme, steht die Tür offen. Die Haustür und dann die in die Stube auch. Und in einer Stubenecke hockt die Hansi. Zuerst habe ich nicht gewußt, daß es die Hansi ist. Ihr würdet sie vielleicht — auch nicht mehr kennen. Ja, und die Hansi — sie ist da — aber sie ist —“, er weist nach der Stirn — „nicht ganz richtig. Sie redet, daß es einem ins Herz schneidet. Ich habe gefragt, wie sie hinaufgekommen sei, sie weiß es nicht oder sagt es nicht. Ich habe gefragt, wie sie sich genährt habe, sie sagt es nicht. Aber es liegen noch ein paar Brotkrusten im Kasten, sie wird wohl dort etwas gefunden haben. — Auf einmal hat sie mich an der Hand genommen und hat mich hinters Haus geführt. Da steht ein Holz im Schnee. Und da sagt sie: ‚Siehst, da liegt's, Brosi, aber sag's keiner Seele, keiner Seele!‘ — Wie sie das gesagt hat, das kann ich nicht erzählen, aber es hat mich gefroren durch und durch. Und dann — es liegt ja nur handhoch unterm Schnee — mein Gott — da liegt ein kleiner Leichnam vergraben. Die Hansi hat —“

Der Bauer hat sich gerührt, er nimmt seinen Hut vom Nagel und zieht den Rock an; dabei ist ihm, daß er vielleicht nicht wieder komme.

„Es muß einer hin,“ sagt der Ambros eben noch, „was das Geschöpf durchgemacht haben mag, das kann der glauben, der sie gesehen hat. Aber wenn nicht bald eines zu ihr kommt, das ihr helfen kann, dann — —“

Der Bauer hält den Hut noch in der Hand. Jetzt, da er alles weiß, ist er ruhig, zum Fürchten ruhig. Sein Denken ist ganz scharf und klar. Er will reden.

Aber der Marti kommt ihm zuvor. Sein Gesicht glüht, er tut einen Schritt nach der Regine hin. „Regini," sagt er, „was sollen wir dem Mädchen helfen, und eine Fremde kannst nicht rufen, geh du!"

Die Regine fährt zurück wie gestochen. „In den Schmutz halt' ich meine Hand nicht," sagt sie.

Des Martis Augen glimmen: „Frau, Frau! Tu's mir zulieb. Siehst, ich habe dich nicht immer verstanden, aber ich habe doch dich alleweil angesehen wie eine, vor der man den Hut abziehen muß. Und darum — ja, ganz ehrfürchtig habe ich an dir gehangen. Jetzt, wenn mir das tust und hilfst der Hansi, dann sollst deiner Lebtag nicht mehr über mich zu klagen haben, dann — —"

Die Regine steht abgewendet. Sie weiß, daß sie den Mann verliert, wenn sie ihm nicht zu Willen ist. Einen Augenblick streitet sie mit sich selber. Dann tut sie einen Blick in alles, was geschehen ist, und die Nonnenseele in ihr schaudert.

„Nicht ums Leben bringst mich hinauf," sagt sie laut.

Der Bauer zögert noch immer. Manchmal steigt ein flüchtiges Rot in seine Wangen. Warum verflucht der Marti ihn nicht, der alles Elends Urheber ist!

Der Marti aber hat sich selber vergessen. Er streckt der Regine die geballte Faust ins Gesicht.

„Ist das deine Bravheit, du Halbheilige, du! Und von dir hätt' ich lernen sollen und wollen! Siehst, da und da und da! Das habe ich von dir, und das kannst wieder haben. Ich bin ein Lump gewesen, wie ich hergekommen bin, und als Lump gehe ich wieder fort. Und jetzt gehe ich sehen, was mit der Hansi ist!"

Er hat das seidene Halstuch abgezerrt, die Hemdbrust losgerissen und die silberne Uhrkette, die ihm die Regine geschenkt hat. Das wirft er ihr vor die Füße. Dann dreht er sich um und stürmt aus der Stube. Die Regine steht aufrecht, und wie mechanisch greift sie in die Tasche, zieht einen Rosenkranz heraus und dreht ihn zwischen den Fingern, als bringe das ihr Ruhe.

Dem Bauer ist ein Gedanke gekommen. Er ruft den Ambros zurück, der dem Marti folgen will.

„Hörst, Ambros," sagt er mit belegter Stimme, „du gehst zum Polizist, zum Renner, und sagst ihm alles, was — was du gesehen hast da oben, das muß angezeigt werden, das ist deine Pflicht, Brosi, alles, hast gehört? Und sagst ihm" — sein Ton wird um ein kleines höher — „sagst ihm, ich, der Peter Meyer, sei schuldig an allem, ich, keiner sonst!"

Der Ambros staunt ihn an, er will reden, aber er kann nicht, er kann doch dem da, unter dem er alt geworden ist, nicht sagen, daß er an seinen Tod eher gedacht hätte, als an so etwas. Und so geht er, ihm auch den Dienst noch zu tun.

Der Peter Meyer will ihm folgen, aber die Regine fährt auf ihn zu und hält ihn.

„Du gehst nicht, du darfst nicht."

„Laß mich," sagt er und packt sie mit seinen Eisenfingern. Er hat leicht, sich frei zu machen.

„Wenn die Marianne stirbt," keucht die Regine.

„So will ich ihr zum Tod nicht lügen, was im Leben nicht wahr gewesen ist," sagt er dumpf und tritt hinaus.

Aber über die Matte her kommt ein Läuten. Wie der Bauer aus dem Hause treten will, sieht er den Pfarrer ihm entgegenkommen. Der Sigrist geht ihm vorauf und schwingt das Rauchfaß, und zuweilen schüttelt er die Glocken, die er in der Rechten trägt. Der Pfarrer schreitet im Ornat und mit gefalteten Händen. Der Ambros, der eben nach dem Rußbachsteg will, beugt das Knie und entblößt den weißen Kopf. Der Pfarrer trägt das heilige Oel zu einer Sterbenden.

Da wendet sich der Peter Meyer in der Tür und tritt zurück ins Haus. Seine Augen werden weit und sein Bart zittert, er geht hinein bis in die dunkelste Ecke des dunkeln Flurs, dort kniet er nieder und wartet, bis der Pfarrer vorüber ist. Und zum erstenmal packt ihn die Erkenntnis gewaltig an, wie er an seinem Weibe gesündigt hat.

Zwölftes Kapitel

Im Rütihaus sitzen die Lochstafelgeschwister. Sie sitzen auf der Wandbank hinter dem Tisch, der Marti dicht neben der Schwester, die sich in die Ecke gedrückt hat und manchmal zusammenschauert,

als ob sie friere. Und doch lugt die warme Sonne noch in die Scheiben und gießt ihr Licht über beide. Es ist alles wie an dem Tag, da sie zum letztenmal in der Lochstafelhütte beisammengehockt sind. Und wieder gilt es ein Abschiednehmen.

Der Marti denkt wie damals, wie jung und schön die Hansi aussieht. Nur — wo sie jetzt hin will, ist keine Gefahr mehr für sie!

Hansi zieht die Füße unter das dünne Röcklein hinauf, das sie trägt, ihre Arme sind an die schmale Brust gedrückt, und die Hände liegen auf ihrem Schoß und halten des Martis Rechte. Ihr Gesicht ist weiß und rot wie das blühenden Leben, aber das Weiß ist die Schneefarbe des Sterbefrostes, und das Rot, das glühende, fliegende Rot ist Fieberglut. Das Fieber leuchtet auch in den großen, heißen Augen, die wie dunkle Flammen unter der bleichen Stirne stehen, und es brennt auf den vollen, gesprungenen Lippen.

„Halt mich fest, Bub, halt mich nur," stammelt Hansi, „sonst schickt er mich fort, der Truttmann."

So redet sie nun daher, seit der Marti sie gefunden hat. Sie glaubt mit ihm in der Lochstafelhütte zu sitzen, und alles, was dazwischen liegt, scheint jetzt gleichsam ihren Sinnen entfallen zu sein.

„Jetzt wird er dann kommen," beginnt sie wieder, „hörst ihn noch nicht? — Und ich muß dienen gehen — hu, du, mir macht es Angst vor dem — Dienen!"

Der Marti weiß nicht, was tun. Eckig und linkisch hockt er und fährt mit der Linken zuweilen an den Hals, die Angst macht ihm eng. Aber

er ist geduldig, und er versucht oft mit einem „Ja, ja“ oder „Sei nur still“ das Mädchen zu beruhigen.

So vergeht der Tag. Die Sonnenstriche auf dem Boden sind bleicher geworden. Ein kleiner goldiger Fleck brennt noch am Fenstersims, und jetzt wie ein goldenes Vögelein, das verfliegt, ist auch der verschwunden.

„Hörst, jetzt kommt er, der Waisenvogt,“ stammelt die Hansi. Sie läßt Martis Hand gehen und stemmt ihre eignen Hände auf die Bank. Ihr Oberkörper hebt sich und neigt sich, sie lauscht.

Die Sonne ist hinter der Wildplatte versunken, und nun brennt der Morgenberg von ihrem Widerschein. Blutrot, nein, als leuchteten die Bergrosen im ganzen Tal und würden Lichter und würden rote heilige Flammen, die aus den Steinen emporzüngeln und aus den Felsenspalten wachsen, die den dunkeln Wald erfassen und die weißen Schneegipfel und den blauen, stillen Himmel, so brennt das Abendrot über dem Tal von Steg. Das Rütihaus steht frei inmitten des Glühens, und seine Fenster sind eitel Gold, und in der niederen Stube, über dem alten Holzgerät, über dem Bretterboden und der rauchschwarzen Diele liegt ein Schein wie von heimlichen Altarkerzen. Da steht die Hansi inmitten der Stube, ihr Gesicht ist verklärt, und es liegt eine grenzenlose Andacht und ein seliges Staunen in ihren Zügen. Denn die Hansi sieht nicht mehr den Truttmann, der sie holen will, sie sieht den Herrgott, den lieben Herrgott selber.

„Siehst, Bub, siehst,“ redet sie und hebt einen

zitternden Finger und weist vor sich ins Leere. „Siehst, da kommt er. Siehst, was er für ein schöner ist und ein mächtiger! Er hat einen langen dunkeln Bart und gute, glänzige Augen. Und er sieht mich an und —"

Der Marti hockt auf der Bank und hält den Atem an, er wagt sich nicht zu rühren, so hält ihn der Hansi Wesen im Bann; er staunt nur und staunt. Und jetzt hebt die Hansi die Arme auf:

„Mein Herrgott," stammelt sie. Und dann: „Er tut seine Arme auf!"

Dann ein kleiner, halblauter Schrei: „Peter!" Und die Hansi fällt langsam mit weitgebreiteten Armen vornüber zu Boden.

Und der Marti weiß, wen sie geglaubt hat zu sehen: der Peter vom Breitehaus ist der Hansi ihr Herrgott gewesen!

— — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Stunde, um Zunachten, läuten sie zu Steg die Totenglocke. Dem Peter Meyer von der „Breite" ist seine Last, sein krankes Weib, abgestorben. Zu Steg aber geht schon von Weibermaul zu Weibermaul die Geschichte von dem, was im vergangenen Jahre im Breitehaus geschehen ist. Die sittliche Entrüstung geht auf hohen Schuhen durchs Dorf. „Wer hätte das von dem gemeint! Von so einem braven Mann! Von so einem, der wie der Pfarrer gegolten hat!"

Und keiner findet das rechte, das erlösende und vergebende Wort, daß der vom Breitehaus ein Mensch ist, ein Mensch wie alle, die ihn verlästern.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist vierzehn Tage später und an einem dunkeln, wolkigen Abend, daß der Peter Meyer und die Regine in der Stube beieinander sind. Der Bauer ist eben erst heimgekommen; er ist im Hauptort unten vor Gericht gewesen und entlassen worden. Denn es ist kein Kläger mehr wider ihn, und ob er sich selber auch nicht gespart hat, ja, wenn er auch um Strafe förmlich gebeten hat — die Richter haben keinen Strafgrund mehr gefunden. Jetzt sitzt der Bauer an seinem Tisch und sinnt nach. So hat er nun an vielen Tagen gebrütet, ganze Abende lang. kaum daß die Arbeit ihn freigelassen hat.

Die Regine ist eben zu ihm getreten und will wissen, was jetzt werden soll.

„Was meinst?" fragt der Bauer und hebt das Gesicht.

Die Regine steht mit der Hand am Fenstergesimse.

„Wie es jetzt werden soll?" sagt sie noch einmal, und ihre Stimme klingt spröd.

„Was fragst mich? Du bist doch dein eigner Herr!" gibt er zurück.

„So — wenn es dir recht ist, möchte ich zu den Klosterschwestern zurückgehen, nach —"

Er sieht sie mit einem seltsamen Blick an.

„Meinst, bist da auf dem rechten Weg, Regine?" fragt er in einem Tone, der ihr zu Herzen gehen sollte. Aber er ist ihr zu fern gerückt.

Sie redet: „Der Marti ist fort — außer Land — heißt es — am Tag — nachdem ihr die — seine Schwester begraben habt! Und wenn er auch zurückkäme, wir zwei haben nichts mehr miteinander zu

tun — und du und ich — du siehst es wohl selber ein, daß ich hier nicht bleiben kann."

Wieder sieht er sie groß an, es ist kein Zorn in seinen Augen, es glänzt etwas darin, das fast Mitleid ist. „So verachten mußt du mich, gelt?" sagt er.

Sie sagt nichts, aber sie hebt den Kopf, wie wenn ihr eng würde in der Luft der Stube.

Da legt der Bauer beide schweren braunen Hände auf den Tisch weit vor sich und hebt zu reden an. Es ist ein eigentümliches Reden, abgehackt, mit langen Pausen zwischen einzelnen Gedanken. Und die Worte sind gleichsam aus den tiefsten Tiefen seines Innern heraufgeholt.

„Ja, du magst ja recht haben," beginnt er. „Du wirst nicht die einzige sein, die mit Fingern auf mich weist und ausspucken möchte vor mir. Und du hast ja recht. Aber siehst, laß mich dir nun erzählen, wie das alles hat kommen können. Alle die Tage her habe ich mir das so überdacht, und so scheint mir — so ist alles gewesen: Es ist einer im Schatten gesessen — das bin ich, Mädchen, siehst — immer im Schatten, und dort hat er die Sonne gesehen, siehst dort, so wie wenn hier in der Stube eine Hälfte Schatten und die andre Sonne wäre. Und wie nun der so sitzt, Tag für Tag, und immer die Sonne sieht, da kommt ihn manchmal ein Gelüsten an, hinüberzutreten. Aber die Sonne ist ihm verboten! Er weiß es und hat sich in seinem kalten Schatten zusammengehockt und hat weiter Geduld. Weiter, bis ihm eines Tages einfällt, daß andre ja auch in der Sonne herum-

gehen. Da hat ihn der Hochmut gepackt. ‚Bist du denn solch ein Tropf, daß du wartest, bis die Helligkeit zu dir kommt!‘ redet es in ihm, ‚wenn sie nicht kommen will, so geh du zu ihr!‘ Und an dem Tag streckt er die Hand hinüber und fühlt, daß es ihm verboten ist, da zu stehen. Siehst, Mädchen, da liegt das Ganze, da, in dem einzigen Augenblick, in dem Hinübertreten! Wann wir sündigen, dann wissen wir nicht mehr, daß wir sündigen! Aber — noch mehr! Bis daher hat der Mensch gedacht und gehandelt, und nun kommt der Herrgott, der dem Menschen die Sonne verboten hat, der allmächtige Herrgott, und löscht seine Sonne auch dort aus, wo der Mensch sie gesucht hat. Siehst — und in dem Augenblick muß der erkennen, was er in all seinem Hochmut für ein ohnmächtiger Zwerg ist, und in dem Augenblick fällt ihm das Verbot wieder ein, das er übertreten hat!“

„So erkennst also doch, was getan hast,“ sagt die Regine, es sieht aus, als könnte sie ihm jetzt verzeihen.

Da hebt er sich von seinem Stuhle auf. Sein schöner, dunkler Kopf schnellt in den Nacken, seine Brust dehnt sich, der Bart, der darauf liegt, glänzt und zittert, an dem mächtigen Leibe schwellen die Glieder. Und so steht er wie ein gesunder Baum und sieht der Regine fest ins Gesicht.

„Ja, weiß Gott, ich erkenne schon, wie alles ist. Wie der Pfarrer hineingegangen ist zu der Marianne, da ist es in mir aufgekrochen — und weißt du — es gibt auf der Welt nichts Härteres, als wenn sich

einer vor sich selber schämen muß! Aber siehst, da bin ich nun und müßt' mich verkriechen. Auf dem Haus und auf meinem Namen ist ein Flecken! An den Peter Meyer glaubt keiner mehr im Tal. Aber — und zu dem Ende bin ich mit allem Nachsinnen gekommen — Menschen sind wir und keine Heilige. Menschen zum Sündigen, aber auch zum Wiedergutmachen! Und weil ich vor dem Herrgott seinen Augen gut machen will, darum bleibe ich stehen, wo ich stehe!"

„Du bist ein Mensch und — ich will eine Heilige sein, willst sagen!" sagt die Regine. Sie hat ihn nicht verstanden. Etwas wie Hohn liegt um ihren geschlossenen Mund.

„Ich weiß nicht," sagt der Bauer, „aber es ist mir, als dürfte ich vor dem droben stehen — so gut — wie du!"

Die Regine redet nicht mehr. Sie geht zur Türe. Wieder engt ihr die Stickluft der Stube die Brust. Und das Herz zittert in ihr um den Sünder, den die Last seiner Schuld nicht auf die Knie drückt.

Grundwasser

Erstes Kapitel

Der Florian Bennet stand am Jochsee oben und spielte, wie Kinder tun und Leute, die die Zeit verschleudern. Er war allein. Nur das Heer dunkler Tannen umgab ihn und schattete rings das stille Wasser: schweigsame, steife, schwarze Gesellen, die mit mächtigen Aesten nach dem gewitterwolkigen Himmel langten.

Der Flori vergnügte sich damit, Holzstücke ins Wasser zu schleudern und zu beobachten, wie sie auf der glatten, schwarzblauen Fläche unendlich langsam, aber von unsichtbarer Gewalt gezogen, nach der Mitte trieben, dort erst bedächtig, dann schnell und immer schneller sich im Kreise zu drehen begannen, bis die Flut sich urplötzlich wirbelnd auftat und der Splitter wie in einem Trichter verschwand, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen.

Der See hatte ein Geheimnis. Sein Becken blieb jahraus jahrein gefüllt bis an die grünen Moosufer, aber es kannte zu Färnigen keiner seinen Zufluß, und niemand wußte, wohin sich sein Wasser verlor; und doch gingen in seiner Tiefe, von welcher die Färniger behaupten, daß sie unermeßlich sei, mächtige Strömungen, die von einer Stelle der Oberfläche alles auf den Grund hinabzureißen vermochten,

was dort schwamm. In dem düsteren Gewässer war kein Leben, selbst die Forellen fehlten, die sonst die Bergseen der Umgegend bevölkerten; kaum daß an einer seichten Stelle zuweilen ein schwarzer, häßlicher Molch sich in den Sand bohrte.

Floris Hände waren eben wieder leer geworden. Er dehnte sich und gähnte, des Spieles überdrüssig. Der Zweiundzwanzigjährige langweilte sich am hellen Werktage. Er hob die Arme, an denen die Hemdärmel bis an die Achsel zurückgestreift waren, und reckte sie gegen den Himmel, daß die harten Muskeln schwollen, als müßten sie springen. Der Bursche war barfuß und barhaupt. Eine zertragene, lumpige Hose und ein unsauberes Hemd machten seine ganze Gewandung aus. Eine Schnur hielt die erstere um die Lenden fest, aus dem letzteren trat der gelblichweiße Hals und die breite nackte Brust. Er hatte einen Leib, wie ein großer Bildner den eines Ringers meißeln würde; eine Unfülle von Kraft schwellte die Glieder, welche die Sonne nicht braun gebrannt hatte wie die der übrigen Bauern, weil Flori nicht merkte, wenn sie am Himmel flammte. Flori war ein Müßiggänger oder doch auf dem besten Wege, es zu werden. Selbst in seinen Zügen lag schon etwas von Schlaffheit und Schläfrigkeit. Sie waren im übrigen grob und fest, eckig standen die Backenknochen heraus; die bleiche Haut an ihnen war eingefallen. Nase und Kinn zeigten den breiten, bäuerischen Schnitt, die Augen saßen tief und waren von einem dunkeln, unbestimmten Schein; sie hatten einen Blick, der nichts verriet noch in sich lesen ließ wie offene, helle Augen gerader Menschen.

Helle Brauen überwölbten sie, und eine schöne kühne Stirn reichte weit unter den blonden Haarwust.

Als Flori sich nach Bedürfnis gereckt und gedehnt hatte, zog er sich die Hose zurecht, stieß einen grunzenden Ton des Behagens aus und warf sich, wie er vordem eine gute Weile gelegen hatte, lang ins Gras, nestelte den Kopf in das Grünzeug an dem Fuß einer mächtigen Tanne und starrte durch deren Krone nach dem sich mehr und mehr verdüsternden Himmel. Eine lastende Schwüle lenkte sich über den See. Hinter dem Stillen Horn, dem Bergkoloß, der im Westen über dem Walde, gleich weißem Haupte über dunkler Krause, stand, ging ein fernes Murren; Flori wandte lässig den Kopf und spähte hinüber. Weißes Gewölk schob sich hinter dem fahlen Schneeberge herauf, rauchsäulenartig; schwarzes wirbelte dazwischen, und in dem Qualme ging zuweilen ein rotes Aufflammen, ein Blitzzucken.

„Ein Wetter!" murrte Flori. Dann erhob er sich, strich sich die wirren, blonden Haare aus der heißen Stirn und machte sich nach dem Walde auf die Beine. Ein schmaler Fußweg führte durch das schweigende Gestämme und senkte sich jäh talwärts. Zur Linken und Rechten leuchtete das Hellgrün des Farnkrautes neben dem Schwarzgrau unzähliger Granitblöcke; der Wald wurzelte in einer Trümmerhalde.

Es war die Zeit der Erdbeerreife; hellrot schimmerten die Früchte da und dort unter dem Kurzholz. An einer Stelle, wo sie üppig standen, hockten zwei Mädchen und füllten ihren Körben zu, in denen sich schon eine ansehnliche Sammelernte fand.

„Es kommt ein Wetter, he!“ schrie Flori sie an, dessen Nahen sie nicht gehört hatten. Die beiden schreckten zusammen.

„Bist ein rechter Nol,*) einen so zu erschrecken!“ fuhr die siebzehnjährige Leni auf, des Färniger Dorfvogts blondhaariges Mädchen, und ihre dunkeln Augen, die sonst einen feuchten, unendlich heimeligen Glanz hatten, blitzten den Burschen in jäh aufglühendem Zorn an.

Der pflanzte sich breit am Wege auf.

„Ist das der ganze Dank, daß ich euch vor dem Naßwerden behüte?“ Sein Blick glitt wohlgefällig und langsam über die schlanke Gestalt Lenis.

An der staunten die Färniger Buben schon längst herum, obwohl ihre Glieder sich spät aus kindlicher Eckigkeit zu etwelcher Wohlgeformtheit rundeten, weil eben talauf und ab kein Mädchen solch ein liebes Gesichtlein zu eigen hatte. „Es wäre wie ein aus Elfenbein geschnittenes Muttergottesbild,“ meinten die einen und hatten recht, denn die Färbung war die des Elfenbeins, und die Züge waren fein und ebenmäßig, wie von Künstlerhand geschnitzt. Andre aber sagten, der Leni Gesicht sei wie die Sonne. Es würde einem wohl und warm ums Herz, wenn sie einen anschaue, und auch diese hatten so unrecht nicht.

„Nun, kommt ihr nicht heim?“ drängte Flori weiter, als Leni in kindlichem Schmollen ihm den Rücken zuwendete.

Ein abermaliges Grollen im Westen, dem ein

---

*) Läppischer Mensch.

Knattern und Krachen folgte, verlieh seinen Worten Nachdruck.

Das zweite der Mädchen, ein rundes, hübsches Ding im Alter der Leni, erhob erschreckt den von braunen Zöpfen umwundenen Kopf und murmelte halblaut: „Ich gehe, du! Es ist gefährlich im Walde, wenn's wettert."

„Bah, wir kommen noch lange heim," meinte Leni.

Aber die Loise des Schäfliwirts war ein Hasenherz. Ihre roten Lippen bebten in schlecht verhaltener Angst, als sie den Flori fragte: „Meinst, wir mögen noch heim, du?"

Der zuckte mit den Achseln. „Das Wetter kommt vom Stillen Horn herüber, ein Spaß wird's nicht. Wenn du aber läufst, was du magst, kommst du schon noch aus dem Wald, oder wenn du Angst hast, komm her, ich trage dich!"

Er griff nach dem Mädchen. Dem aber stieg das Rot heiß in die Wangen, es wand sich los, griff seinen Korb auf und stob wie der Wind über den Holperweg hinab.

„Da hast eine tapfere Kameradin!" höhnte Flori.

Die Leni packte langsam auf und sagte kein Wort. Als sie sich zum Hinabsteigen anschickte, stand Flori ihr breitschulterig im Wege, aber sein Gesicht zeigte eine sonderbare Demut.

„Wir wollen zusammengehen," sagte er leise drängend, „es gibt ein böses Wetter, und was täte ein Mädchen wie du allein im Wald, wenn's einschlüge?"

Sie duldete es schweigend, daß er an ihrer Seite niederstieg. Schon im nächsten Augenblick war sie

froh, ihn nahe zu haben. Ein Windstoß war über die Wipfel hingegangen, und durch den hängenden Wald hatte ein einziges, langgezogenes Gieren und Aechzen geklungen. Nun kamen sie an eine schmale Lichtung und sahen den Himmel nachtschwarz und nah, als senkte er sich auf das ragende Gehölz. Und als sie abermals im Dunkel des Waldes schritten, brach jäh eine flammende Helle über sie. Feuer und Funken sprühten, und ein ohrenbetäubendes Knacken und Brechen, Splittern und Prasseln folgte.

„Jesus Maria!" hatte das Mädchen geschrien, aber der Blitzschlag hatte den Schrei übertönt. Dennoch fühlte Flori, wie der Schrecken sie ohnmächtig machte. Ihre Hand hatte seine derben Finger gefunden und umklammert. Der Erdbeerkorb war ihrer Linken entglitten und jagte, seine Früchte verstreuend, in Sprüngen den Weg voraus.

„Hab keine Angst!" mahnte Flori und legte den Arm um des Mädchens zitternden Leib. Es ging eine Wendung mit dem lässigen Gesellen vor. Wie ein Ruck war es durch seine Glieder gefahren, sein Kopf schnellte in den Nacken, in seinen Blicken erwachte ein ungestümes Feuer, wie es denen eigen ist, die mit heißer Freude an ein schweres Tagewerk oder ein großes Wagnis gehen. Als Leni zu ihm aufsah, kam er ihr ganz fremd vor, aber ein wunderbares Zutrauen zu dem Zerlumpten überkam sie. Sie ließ sich den Druck seines Armes gefallen, mit dem er sie mehr trug als führte, und stieg furchtlos der roten Helle entgegen, die sich zu ihren Füßen auftat. Ein brennender Baum lag quer über den Weg, den sie zu gehen hatten. Die Flammen leckten

an den nächsten Tannen empor, und eine um weniges tiefer stehende Föhre loderte gleich einer Säule gen Himmel. Der Wind trieb weißen Qualm talwärts, und plötzlich losbrechender Regen stürzte in Gießbächen über den Brand. Das Gewitter erreichte seinen Höhepunkt. Schlag auf Schlag ging über dem Walde, und das Grollen der Donner war wie ein einziger Schlachtenlärm.

Flori blieb stehen.

„Hier kommen wir nicht durch!" sagte er; dann wurde sein Antlitz plötzlich fahl.

Leni sah es und stammelte mit blutlosen Lippen: „Ist Gefahr, Bub?"

„Der Wind schlägt um, das Feuer umläuft uns!" knirschte er zwischen den Zähnen. Dann riß er das Mädchen blitzschnell empor und kletterte, als trüge er keine Last, zur Rechten des Weges in das Gestein. Es war eine halsbrecherische Fahrt. Flammenknistern, Krachen stürzender Tannen und das Geknatter der Gewitterschüsse waren ihnen Geleitmusik. Flori schwang sich von Felsblock zu Felsblock, stieg in die Schrunden und Löcher der Waldschluchten und fiel nicht. Aber etwas andres machte ihn ängstlich. Der Rauch wurde dichter und dichter und drohte sie zu ersticken.

„Hast dein Sacktuch?" keuchte er. Und als das Mädchen nickend bejahte: „Halt es vor Nase und Mund!" Dann stürmte und strauchelte er weiter. Plötzlich wurde die Luft freier. Die weißen Rauchschwaden zwischen den Stämmen wurden durchsichtiger. Nun sahen sie deutlich einen Ausgang aus dem Walde. Das Tosen eines Wildbachs klang

aus der Tiefe, weit zur Linken wurde der Saumweg sichtbar, der gen Färnigen hinunterführte. An einem mächtigen Felsblock, den die letzten Tannen beschatteten, und der Schutz wider den noch immer strömenden Regen gewährte, hielt Flori an. Er hielt das Mädchen noch in den Armen, als habe er seiner vergessen, und tat einen langen Blick nach rückwärts. Das Getöse des Waldbrandes drang gedämpft herab, und aus dem weißgrauen Dunst, der gleich einer Mauer zwischen den Bäumen lagerte, blitzte nur zuweilen das Züngeln einer roten Flamme auf. Da erst übermannte den Burschen urplötzlich das Bewußtsein, welcher Gefahr sie entronnen waren. Wider Willen zuckten ihm die Lippen, jede Muskel seines Gesichtes bebte, und seine Augen füllten sich; aber ein wilder Zorn über die eigne Schwäche ließ ihn die Zähne zusammenbeißen; seine Brauen zogen sich zusammen, dann hatte er die Wallung bezwungen. Dennoch hatte Leni seinen stockenden Seufzer gehört, und es geschah etwas Seltsames. Das große spröde Mädchen legte die Arme fest um seinen Hals, näherte den feinen Mund seinen aufgeworfenen Lippen und küßte ihn, fest und bewußt.

„Mußt nicht flennen," sagte sie laut und mutig.

Er hätte sie schlagen können, darum, daß sie seine Schwäche belauscht hatte. Er ließ sie zu Boden gleiten und sah sie mit flackernden Augen an.

„Was hast jetzt getan — du — du — unbesonnenes Ding!"

Sie schlug den Blick nicht nieder; groß, klar und fest erwiderte sie den seinen.

„Was du getan hast, hätte keiner gewagt im Dorf! Sie sollen dich inskünftig nicht mehr verschimpfen!“

Daß sie ihn ans Dorf erinnerte, machte ihn zum alten Flori, der ein Tagdieb war und nach keines Menschen guter Meinung fragte.

„Dein Reden wird bei denen nicht viel nutzen!“ murrte er mit höhnisch verzogenem Munde. Dann trieb er sie an. „Laß uns machen, daß wir heimkommen, sie werden schon nach uns suchen.“

Er stieg vorwärts, es dem Mädchen überlassend, ihm zu folgen. Das hielt sich an seiner Seite, aber sie redeten nicht mehr zusammen. Sie schritten über schroff abfallende Hänge hinab dem Wege zu. Als sie ihn erreichten, war des Färniger Bachs Zischen und Rollen ihnen ganz nahe. Er stürmte tief in felsiger Schrunde zur Linken des Pfades. Seine beiden Ufer waren steile, grüne Alphalden, über denen stand ringsum dunkler Wald, und diesen wiederum überleuchteten die Schneekuppen des Gebirges. In der Tiefe, eine Stunde Wegs vom Färniger Wald ab, stand Färnigen. Der weiße, graugieblige Kirchturm verriet es, wie es an seiner schroffen, grünen Ecke hing, den Blicken der talwärts Hastenden noch verborgen. Denen entgegen kam eine Schar mit Aexten und Seilen bewehrter Männer gegangen. Einer, ein breitschulteriger Bauer, schritt allen vorauf. Der blieb, als er die beiden erschaute, stehen und preßte beide Hände vor die Brust, als hielt er einen Schrei der Erlösung zurück. Das war Alois Zwyer, der Dorfvogt von Färnigen.

Das Mädchen nahm einen Anlauf und stand im nächsten Augenblick vor jenem. Gemächlich schlenderte Flori hintennach. Zwyer hatte seinem Mädchen beide Hände entgegengestreckt.

„Du hast mir eine schwere Stunde gemacht, Kind!“ murmelte er, und sein ernstes, furchiges Gesicht leuchtete in einer mächtigen Bewegung auf. Er war eine Prachtgestalt, eichenhoch von Wuchs, aber knorrig und schwergliederig, Grobholz des Gebirges. Schwarzes Haupt- und Barthaar umrahmte das scharfgeschnittene, braune Gesicht, der Bart fiel lang auf die breite, nur von dem groben Hemd bedeckte Brust. Seine Kleidung bestand aus Hose und Weste von dem rauhen Tuch, wie es die Färniger Weiber selber woben. Seine Füße steckten in schweren Schuhen. Aber an diesem grobklotzigen Bauern war eines Herrn Vornehmheit. Lag es in der Schönheit seines Kopfes, lag es in dem ernsten und doch gewinnenden Blick der braunen Augen, der eine unverrückbare Rechtlichkeit verriet? Der Dorfvogt galt nicht umsonst als einer der ersten zu Färnigen und in den Lochtälern, deren oberste Ortschaft Färnigen war.

Leni hatte zu dem Vater aufgesehen.

„Es ist nicht meine Schuld, das Wetter ist rascher gekommen, als ich gemeint habe. Aber, Vater,“ — ihre Augen glänzten in jäher Begeisterung — „Ihr glaubt nicht, was der Flori Bennet für einer ist!“

Sie hatte nicht Frist, Floris Verdienste herzuzählen. Zwyers Gesicht hatte einen strengen Ausdruck angenommen.

„Was ist mit dem Bennet?" fragte er. Seine Stimme hatte einen leise verächtlichen Klang, als er den Namen aussprach.

„Er hat mich aus dem Feuer getragen," sagte Leni hastig und hing an seinen Zügen.

Flori war indessen herzugetreten. Die Schar der Männer hatte ihren Weg fortgesetzt, sie gingen, den Waldbrand einzudämmen. Der Regen, der noch immer strömte, tat ihnen rüstige Vorarbeit.

Der Bennet schaute aus wie ein Stromer. Die blonden Haare hingen ihm feucht in die Stirn. Sein Hemd war dermaßen durchnäßt, daß die gelbweiße Schulterhaut hindurchschimmerte. Seine Hose hing in Fetzen. Seine Füße waren von Steinen und Dornwerk zerrissen, daß das Blut sie überrann. Leni fuhr auf, als sie das sah.

„Er blutet, Vater. Er hat einen schrecklichen Weg gehabt! Und mich getragen dazu!"

„Hast Schmerzen, Bennet?" fragte der Zwyer.

Flori verzog sein Gesicht zu einer höhnischen Fratze. „Wegen der paar Schrammen?" fragte er.

Der Dorfvogt hieß ihn heimgehen, daß er in trockene Kleider komme, dann möge er sich den Lohn bei ihm holen. Die Ladung war in fast herzlichem Ton gesprochen, es klang eine tiefe Dankbarkeit daraus. Der Zwyer war gerecht: der seinem Mädchen Gutes getan, galt als der Schlechtesten einer im Dorf, aber das sollte ihm nicht angerechnet werden, wenn's ans Lohnzahlen ging.

Flori hatte nur stumm genickt und war ohne Gruß davongetrampt. Von selber ging er dem Dorfvogt nicht ins Haus, sich zahlen zu lassen!

Der Zwyer kümmerte sich indes um sein Mädchen, das den Arm in den seinen gelegt hatte und sich fröstelnd an ihn schmiegte. Er warf einen besorgten Blick auf sie, die vom Regen nicht minder durchnäßt war als Flori.

„Mit dir ist hoch Zeit heim! Lauf! Laß dich von der Mutter warm einwickeln! Ich muß zum Wald hinauf!“

Da verstob Leni gehorsam, derweil Zwyer seinen Gefährten nachschritt.

Zweites Kapitel

Färnigen lag an der grünen, wölbigen Brust des weit vorspringenden Lochberges, um den der wilde Bach einen mächtigen Bogen beschrieb. Es stand wie eine Hochwarte da oben und blickte hinab in die Schlucht und die benachbarte Talrinne, die der breite Lochbach durchfloß, und in den sich das Färniger Wasser stürzte. Rings an den Halden standen oder hingen mehr die Ortschaften mit den sturmbraunen Holzhäusern, aber Färnigen überschaute sie alle und war an die schroffste Halde gebaut, also daß es aussah, als müßte ein kleiner Sturm schon die Hütten von der Ecke in die gähnende Tiefe fegen. Die Kirche und des Dorfvogtes weißschimmerndes Haus waren die einzigen Steingebäude. Sie standen nahe beieinander, so daß die Schelle in dem grauhölzernen Turmdach allstündlich dem Zwyer in die Fenster bimmelte. Sie standen auch am höchsten, und es schien fast, als hätten die Färniger

nach Rang und Besitz ihre Häuser geordnet. Die Wohlhabendsten wohnten am höchsten am Berg, die Aermsten am tiefsten. Darum kam die Hütte der Bennet-Tschüli erst ganz am Ende des Dorfes. Der sah ohnehin kein Mensch an, daß sie eine Hausung war, denn auf drei Seiten hin entbehrte sie jeglichen Fensters und zeigte nichts als die nackten Bretterwände. Nur gegen die Schlucht hinaus blickten die halbblinden Scheiben dreier Luftlöcher, von denen das eine dicht unter dem niederen Schindelgiebel lag und nicht übermäßig viel Luft zuließ. Auf der Saumwegseite befand sich die Tür, ein lose in den Angeln hängendes, wurmstichiges Brett, das inwendig eine an einen Nagel gehängte Schnurschlinge verschloß. Der Flur, den es verdeckte, war rauchschwarz, dunkel und unsauber. Er stellte der Hauseigentümerin gleich zum vornherein ein ungünstiges Zeugnis aus. „Freilich, freilich, das war halt die Tschüli," redeten die Färniger und wußten genug.

Die Tschüli war ein lediges Weib, ein Färniger Kind, aber ein Schandfleck für die Gemeinde. Ihr Taufname war Julie, die Bergleute hatten daraus ein Tschüli gemacht. Sie hauste seit langer Zeit in ihrem Bretterverschlag am Dorfende. Vor fünfundzwanzig Jahren noch hatte ihre Mutter mit ihr gelebt, eine arme, verschüchterte Frau, die sich vor der Tochter fürchtete und ein übles Leben bei ihr hatte. Darum hatte der Tod die Alte erlöst, und die frühreife Junge hatte allein in ihren vier Wänden gewirtschaftet. Es war eine Zeit gekommen, da ein Fremder, der sich nach Färnigen verirrt hatte, in ein paar Bächen, die vom Lochberg niederstoben,

Gold wollte entdeckt haben und mit seiner Entdeckung im Talland einen mächtigen Lärm schlug. Ein Jahr darauf war derselbe Glücksjäger mit einer Herde Arbeiter nach Färnigen zurückgekehrt und hatte am Berg nach Gold zu graben angefangen. Gefunden hatte er blutwenig, also daß ihm das Geld, seine Gräber zu zahlen, bald genug ausgegangen war. Er fuhr wieder ab, mit ihm seine mit Schaufel und Hacke bewehrte Schar, und sie ließen in Färnigen ein übles Gedenken zurück. Sie waren eine wilde Rotte gewesen. Mit ihnen zog ein gut Teil Leben aus Färnigen fort. Die Bauern, welche dem rohen Volk Unterkunft gewährt hatten, wuschen ihre Hütten. So verschwanden die Spuren der schlimmen Gäste. Nur die Bennet-Tschüli vermochte ihr Gebälk nicht rein zu waschen; ihr war eine Erinnerung verblieben, die der Gemeinde zum Aerger war. In der Bennet-Baracke schrie ein Kleines nach dem unbekannten Vater. Von der Zeit an war die Tschüli ein verachtetes Weib, aber sie nahm sich die Gesinnung des rechtlichen Färnigervolkes ihr gegenüber nicht schwer zu Herzen. Vier Jahre später stand sie vor Gericht, weil ein Knecht des jungen Dorfvogtes Zwyer bei ihr aus und ein gegangen und dem unehrlichen Erstling einen Bruder gegeben hatte. Es war gut, daß ihre Hütte so abgesondert stand, daß die Färniger sie nicht immer vor Augen hatten, sonst wäre ihres Bleibens im Dorfe kaum gewesen. Der Zwyer verjagte seinen Knecht; der zog auswärts; dann ließ die Zeit Gras über die Geschichte wachsen, und die bittere Armut der Verworfenen am Dorfende stimmte die Färniger milder,

also daß seit ein paar Jahren die Tschüli sich bei den fürnehmeren Bauern als Tagelöhnerin ein Kleines verdienen konnte. Inzwischen waren die beiden Buben erwachsen. Xander, der älteste, machte im Dorf von sich reden als händelsüchtiger, nichtsnutziger Bursche, der schon jetzt mehr hinter dem Schnapsglas saß als mancher Alte. ‚Der jüngere, Flori, würde nicht besser,' ging eine Meinung zu Färnigen. —

Ein Gewittersonntag, der zweite, seit Flori die Zwyer-Leni aus dem brennenden Wald gerettet hatte, ging zu Ende. Die letzten Schauer waren schwer über die Hänge niedergegangen und hatten das schnittreife Gras niedergelegt, als hätte Hagel es getroffen. Nun wehte eine kühle, scharfatmige Bise und riß in die schwere Wolkendecke am Himmel einzelne Löcher, durch welche der lichtblaue Untergrund schimmerte. Im Westen stand die Sonne und warf einen letzten sieghaften Gruß in die Bachschlucht, die Gischte vergoldend, welche das Wildwasser am Gefelse emporwarf. Das Dorf lag im Schatten, nur ein langarmiger Sonnenstrahl erlangte noch just die Hütte der Bennet-Tschüli und suchte sich einen mühsamen Weg durch die staubigen Scheiben ins Innere.

Die Bennet-Tschüli saß allein in der engen, niederen Wohnstube am Fenster, beschattete mit dürrer, unsauberer Hand das gelbe Gesicht wider den grellen Sonnenstrahl und stierte müßig vor sich nieder. Sie bot einen widrigen Anblick; ihre Gewandung war trotz des Sonntags nachlässig und zerlumpt. Ein brauner Rock fiel ihr über die spitzen Knie, ihren Oberleib verhüllte eine schwarze Jacke, deren Aermel

kaum über die Ellbogen reichten. Das Gesicht war hager und eingefallen, aber es mochte einmal anziehend gewesen sein, denn die Züge waren regelmäßig und von scharfer Zeichnung. Das volle, tiefschwarze, mit der bleichen Gesichtsfarbe seltsam kontrastierende Haar war ihr noch zum Schmuck, und die gleich dunkeln Augenbrauen lagen scharf hingezeichnet über den müden, fast blöd blickenden Augen. Die Mundwinkel senkten sich nach unten; die eingekniffenen Lippen sprachen eine stumme Sprache von Uebersättigung und Verbitterung. Die Tschüli war das sprechende Bild eines lang vor dem Sterben ausgelebten Lebens. Sie lebte in den Tag hinein, weil ihr Herz schlug und ihr Leib gesund war, sie schlief und aß und schaffte, um zu essen, aber sie hatte auf Erden nichts mehr, was sie kümmerte, seit sie alt geworden war und die Mannsbilder aufgehört hatten, die Augen nach ihr zu richten.

Auf der Diele über ihr ging der Schritt eines schweren Fußes, daß die morschen Bretter krachten und ein Staubregen in ihre Stube niederstob. Sie sah sich nicht um, auch nicht, als der Schritt sich über die knarrende Stiege herunter bewegte und der Stube sich näherte. Flori trat ein, aber sie beachtete ihn nicht, ein Bein schlug sie hoch über das andre und richtete den Blick zum Fenster hinaus.

Flori ersah sich einen der Holperstühle zum Sitz, von denen die Stube drei enthielt, altersgraue, brüchige Gestelle, denen der inmitten stehende Tisch an Gebrechlichkeit nichts nachgab. Der Stuhl kreischte, als der Bursche sich setzte. Da schaute die Bennetin mit einem unwirschen Blicke nach ihm, nahm aber

gleich darauf ihre vorige Stellung wieder ein. Auch Flori schien nicht Lust zum Reden zu haben. Er stützte beide Ellbogen auf die graue, fettige Tischplatte, legte das Kinn hinein und betrachtete die schmucklose Wand. Seine Gedanken verglichen die mütterliche Wohnstatt, die mehr ein Stall denn ein Menschenunterschlupf war, mit einer andern, die er heute zum erstenmal betreten hatte: diese wurmstichigen, rauchgeschwärzten Wände mit hellem, reingescheuertem Getäfel, den schmierigen Fußboden mit dem mit weißem, körnigem Sand bestreuten, die Gerätschaften, wie sie ärmer im Dorfe nicht zu finden waren, mit der Einrichtung der Wohnstube des Dorfvogts. Dann fiel sein Blick auf die Gestalt der Mutter, und es durchzuckte ihn etwas wie Scham und Ingrimm, daß das seine Mutter war, daß er nicht die andre Mutter heißen durfte, der er heute nahe gekommen, und die er mit stiller Bewunderung angestaunt hatte, die Dorfvögtin. Er war noch jetzt wie in einem Traum. Aus diesem heraus redete er, nur halb für die Mutter am Fenster gemeint:

„Der Zwyer hat mich als Knecht gedungen."

Die Bennetin war zusammengezuckt. Seit Zwyer ihren Liebhaber, seinen Knecht, verjagt und hart über sie geurteilt hatte, hörte sie den Namen ungern. Ihr Gesicht war höhnisch verzogen, als sie sich zu ihrem Sprößling wendete:

„Hast dich angetragen bei dem? Bist besessen?"

Flori erwachte. „Redet keinen Schwefel," gab er grob zurück. „Ich bettle bei keinem."

„Was findet er denn an dir? So einen kann er jeden Tag von der Straße auflesen."

Flori wurde blaß. „Schweigt!“ knurrte er. „Habt Ihr mich nicht auf dem Gewissen, wenn ich ein Lump bin?“

Sie zuckte die Achseln und grinste.

Er beachtete es nicht. Trockenen Tones erzählte er weiter: „Der Zwyer ist mir Dank schuldig. Er hat mich zahlen wollen, ein Almosen hab’ ich nicht angenommen; so hat er mir einen Dienstplatz angetragen.“

„Und du lebst ihm zulieb und nimmst den Platz an?“

„Ist es nicht ein großmächtiges Glück, wenn einem wie mir sich ein Haus auftut wie dem Dorfvogt seines? Ich kann’s für einen Segen nehmen, daß der mich will.“

„Wer weiß, was er für Hintergedanken mit dir hat. Reiches Volk tut nichts, was nicht zu seinem Vorteil ist!“

In Flori war das Bild des schönen Zwyerschen Haushalts zu lebendig; er schob den Stuhl zurück und stampfte mit dem Fuß.

„Verunglimpft nicht alles nach Euerm Maß. Ich gehe zum Zwyer, sag’ ich, und froh darf ich sein, daß ich gehen darf.“

„Meinetwegen! Ein Maul weniger an der Schüssel! Der Xander wird losen!“ *)

Das Türbrett an der Straße hatte geknarrt und war mit einem Schlag zugekracht. Ein tappender Schritt ging über den Flur, mit einem Klatsch schlugen zwei Fäuste die Stubentür zurück.

---

*) Losen = horchen.

„Verfluchte Finsternis! Müßt ihr alles zuschließen wie zwei Verliebte, die keinen Zuschauer brauchen können? Kein Teufel sieht in dem Gang!"

Das war Xanders ‚Guten Tag!' Er polterte in die Stube, riß eine Schranktür an der Wand auf und holte eine Flasche und ein schmutziges Glas hervor. Noch am Schrank goß er sich das voll und stürzte es hinunter, dann setzte er Glas und Flasche vor sich auf den Tisch, an dem er sich niederließ. Er war ein vierschrötiger Gesell. Sein in hellfarbiges, grobes Sonntagsgewand gekleideter Leib zeigte schwere, klotzige Glieder, seine Bewegungen waren schwerfällig und bärenhaft. In sein häßliches Gesicht waren alle Laster eingezeichnet. Kleine, rotumränderte Augen lauerten tief in den Höhlen, die dichte, dunkle Brauen überhingen. Mund und Nase waren die eines Negers der Form nach, in die graugelbe Haut waren Schrammen und Striemen gerissen, als hätte eine Peitsche ihr Werk darauf getan. Eine klaffende Schnittwunde zog sich über die niedere Stirn bis unter die Wurzeln des rauhen, ungepflegten Haares, das in dunkelm Wust den Kopf umstand.

Als der Bursche eingetreten war, hatte sich die Bennetin geduckt, wie der Hund sich verkriecht, wenn einer naht, der nur Hiebe und Fußtritte für ihn hat. Wagte sie es, den Jüngeren zu höhnen, den Erstgeborenen hatte sie fürchten gelernt. Ihre Hände fuhren zitternd zusammen, als Xander sich, nachdem er ein zweites und drittes Glas hinabgestürzt, ihr zuwendete. Er hatte ein schmutziges Tuch aus der Tasche gezogen und fuhr sich damit von Zeit zu Zeit an die Stirn, es jedesmal blutig zurückziehend.

„Die Schramme hab' ich Euch zu verdanken!" fuhr er das Weib an. Gleich darauf lachte er mißtönend auf.

„Wieso?" fragte die Bennetin zitternd.

Flori stand an der Wand und schaute, die Hände in die Taschen vergraben, mit einem sonderbaren Gesicht in die Stube.

Ekel, Zorn, Scham stritten darin; Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit lauerten dahinter.

Xander bequemte sich zum Erzählen.

„Im ‚Schäfli' ist es wieder einmal über Euch hergegangen, Mutter! Nicht, daß mir das stark zu Herzen gegangen wäre, aber die Loise stand dabei und sperrte Maul und Augen auf, und ich lasse mich vor dem halberwachsenen Mädchen nicht heruntertun!"

„Ich habe gemeint, es hätte der Mutter gegolten," sagte Flori. Der Hohn des andern hatte ihn gleich einer ihm selbst vermeinten Schmähung getroffen.

„Wer ist es gewesen?" stammelte die Tschüli.

„Des Ratsherrn Battist. Aber ich hab' ihn still gemacht für ein paar Tag'. Es wundert mich, daß sein Schädel es ausgehalten hat. Mir summt die Faust noch von dem kleinen ‚Tätsch'!*) Wären die andern nicht dazwischengekommen, wer weiß, was geschehen wäre! Der Gasser, der Lauskerl, ist mir mit dem Messer übers Gesicht gefahren, da hab' ich den andern auslassen müssen. Aber der foppt den Bennet-Xander nicht so bald wieder!"

---

*) Tätsch = Schlag.

Der Bursche reckte sich, seiner ganzen rohen Kraft bewußt, die ungezügelte Wildheit seines Charakters spiegelte sich in seinen Zügen. Mit einem breiten Grinsen wendete er sich der Mutter wieder zu.

„Ihr seid eigentlich doch ein rares Weibsbild!" höhnte er. „Was sie Euch alles nachreden können, das ist schon . . ."

„Mir scheint, du bist auf dem Weg zum Zuchthaus!"

Das sagte Flori klar und laut in die Stube hinein, und als der Xander herumfuhr und ihn mit einem tückischen Blicke von unten herauf betrachtete, ließ er seine Augen groß und fest auf ihm ruhen und vollendete: „Weißt noch nicht, daß im Gemeinderat davon geredet worden ist, man wolle dich ausweisen, weil du's mit Schlägereien und Wirtshaushocken schlimmer und schlimmer treibst?"

„Wer hat das gesagt, du Hudelnarr? Wer? Und was kümmert's dich, was ich tue?"

Er war an den andern herangetaumelt und streckte ihm beide Fäuste vors Gesicht.

Flori blieb ruhig. Er nahm nicht einmal die Hände hinter dem Rücken hervor.

„Der Dorfvogt hat es gesagt und mich verwarnt, daß ich mir an dir kein Beispiel nehme."

Die Tschüli hielt den Augenblick für gekommen, dem Xander schön zu tun.

„Und der Flori geht zum Dank für die Warnung in seinen Dienst," berichtete sie feig.

Der Xander gurgelte einen Fluch hervor.

„Ist das wahr, du Hudel?"

„Natürlich," gab Flori zurück.

„Das tust nicht! Hast gehört?“ brüllte Xander. „Sag, daß du's nicht tust, oder ich hau' dich zu Fetzen.“

„Schlag zu,“ sagte Flori. In seinem Auge leuchtete es langsam und unheimlich auf, also daß eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bruder plötzlich zutage trat.

Der Xander griff nach dem Halse des noch immer an der Wand Lehnenden. Dann schien er sich zu besinnen.

„Was soll ich dir anhaben, Hudelbub! Bist ja nicht mehr und nicht besser als ich, und im Dorfe giltst auch nichts! Wenn du nicht blind wärest, hättest dem Zwyer seine fadenscheinige Barmherzigkeit gesehen, wie sie ist! Aber ich weiß schon, was dich blind macht, dich!“

Die Tschüli kicherte.

„Was gilt dir der Dorfvogt! Nach dem und seinem Haus hast keine Sehnsucht, haha!“ lachte Xander. „Aber an dem Mädchen liegt dir etwas, der Leni!“

Eine Flamme schlug dem Flori ins Gesicht.

„Hab' ich's nicht erraten?“ höhnte Xander, zu seinem Stuhle torkelnd. Er warf sich schwer auf denselben. „Versuch's nur mit dem Fratz!“ stichelte er weiter. „Die Augen gehen ihr just auf für Liebessachen. Vielleicht gefällt es ihr, dich eine Weile zum Narren zu nehmen, bist ja so übel nicht! Aber nachher, haha, Hudelbub! Wenn du einmal ihre richtige Meinung von dir erfährst, haha, die klingt just nicht schmeichelhaft, die — pah —, die kühlt dich ab, das kannst geschrieben haben!“

Er hob sein Glas, das er neu gefüllt hatte.

„Sei vernünftig, Hudelbruder, da, komm und trink auf gute Freundschaft. Wo zwei unterm gleichen Zeichen sind, müssen sie zusammenhalten. Da!"

Mit Flori war eine jähe Veränderung vorgegangen. Es schien, als verwirre der Hohn des andern ihm den Kopf. Ueberwältigend kam ihm das Bewußtsein wieder, wer er war, und daß der Xander recht hatte mit jedem Wort. Er kniff die Lippen ein und preßte die Zähne wild in das warme Fleisch. Dann trat er an den Tisch heran und langte nach dem Glas, das ihm Xander hinstreckte. Er hielt es und hob es zum Munde. Und als der Branntweingeruch ihm in die Nase kam, faßte ihn zum erstenmal ein Ekel vor dem von Kindesbeinen an gewohnten Getränk. Aber er bezwang ihn und stürzte den Inhalt des Glases hinunter. Wortlos ließ er sich dem Xander gegenüber nieder.

„Hab' ich recht oder nicht?" brüllte der abermals.

„Ja, recht hast!" sagte Flori schwer. Sich abwendend, stützte er den Kopf in die Hand und stierte finster auf den schmutzigen Fußboden.

„Nun, so wach auf und gewöhne dir das Beichtpfaffengesicht ab. Mit dem machst unsern Ruf und die lieben Landsleute nicht besser!"

Die Tschüli befürchtete neue Stichelreden und wußte einzulenken. Sie entnahm, aufstehend, der Tischschublade ein vergriffenes Kartenspiel und warf es zwischen die beiden auf die Tischplatte.

„Macht euer Sonntagsspiel und laßt das dumme Geschwätz," eiferte sie und wußte, daß sie dem Xander auf die Mühle sprach.

„Meinetwegen!“ knurrte der und langte nach den Karten. „Um was gilt's?“ fragte er den Flori.

„Um was du willst,“ gab der zum Bescheid, indem er sich mit einem Ruck aufrichtete. Seine Augen glühten und hatten doch einen heißen, feuchten Schein, als hätte der Bursche ein paar Tränen nach innen gesogen.

„Drei Spiele um das, was jeder im Sack hat,“ regte der Xander an.

„Gut!“ Flori zog seinen Geldbeutel und ließ ihn klirrend auf den Tisch fallen. Er enthielt drei Taglöhne des Dorfvogts, sein erstes, mit rechtschaffener, harter Arbeit erworbenes Geld.

Drittes Kapitel

„In Ewigkeit, Amen!“ betete Zwyer das Vaterunser zu Ende. Die lange, sechsfenstrige Stube lag im Dämmerlichte. Ein bleichroter Abglanz des Rotfeuers, das noch auf den höchsten Gipfeln der Talwarten stand, war über ein halbes Dutzend andächtig geneigter Gesichter gegossen. Durch die offenen Fenster schallte die Stimme des Aveglöckleins. So die Tischgenossen aufsahen, konnten sie das Glöcklein in seinem Holzturme sich schwingen sehen, als verlange es nach einem Fluge in das abendreine Luftgewölbe.

Der Zwyer hatte sich mit Weib, Kind und Gesinde zum Abendessen niedergelassen. Nun er mit ernster, feierlicher Stimme die Avegebete gesprochen hatte, sah er langsam auf und griff nach seinem

Zinnlöffel. Sein Blick streifte die Gesichter seiner Hausgenossen und ging freundlich und aufmunternd bis zu seinem jüngsten, am Ende des Tisches hockenden Knecht. Dieser Blick war das Zeichen zum Beginn des Essens. Ohne diesen einfachen Gruß vom Meister zu Knecht wurde im Zwyerhause keine Mahlzeit begonnen. Der Bennet-Flori am Tischende hatte ihn freilich nicht aufgefangen. Er hielt noch die Hände gefaltet vor sich und ein finsteres Gesicht darüber geneigt, als das Klirren der Löffel im Kreise ging. Dem Burschen war zumute wie einem Ausgestoßenen, der in ein Gotteshaus tritt und es wie Barmherzigkeit empfindet, daß keiner ihn hinausweist.

Der Flori war doch des Dorfvogtes Knecht geworden. Fast wider seinen Willen. Den ausbedungenen Eintrittstag hatte er nicht gehalten, das Gerede des Xander hatte in ihm nachgewirkt. Zwyers Mitleid war ihm zur Last, der sollte nicht sagen können, daß er ihn „aus Gnade" aufgenommen habe. So hatte er das Herumlungern fortgesetzt, statt nach der ehrlichen Arbeit zu langen. In einem großen Bogen war er von jenem Sonntag an um des Dorfvogtes Haus herumgegangen. Aber der hatte ihn eines Tages doch gestellt. Auf dem Pfad unterhalb der Bennet-Hütte war er plötzlich über ihn gekommen.

„Guten Tag, Bub!" Der Zwyer hatte ihm den Weg versperrt und ihm das Vorbeischleichen unmöglich gemacht, zu dem er angesetzt hatte. Er hatte halb scheu, halb trotzig zu ihm aufgesehen. Keine Muskel des ernsten, dunkeln Gesichtes hatte gezuckt.

„Kannst grad mit mir heimgehen jetzt, ich habe Arbeit für dich, du wärst ja doch gekommen dieser Tage, wenn du auch vergessen hast, daß ich dich auf vorletzten Montag gedungen habe.“

Flori hatte erwidern wollen, aber die Worte waren ihm in der Kehle steckengeblieben. In dem ruhigen Wesen des Dorfvogtes hatte etwas gelegen, gegen das sein Trotz nicht aufkam. So hatte er sich auf einmal an der Seite des Bauern nach dessen Hausung schreiten sehen. Und der war wortlos mit ihm zu seiner Wohnstube gestiegen. Leni und ihre Mutter hatten dort über ihren Handarbeiten gesessen, und der Bauer hatte sie nicht weggewiesen, als er nun über den Wortbrüchigen Gericht hielt.

„Grüß dich Gott auf der Rüti, Bennet-Bub!“ hatte er gesagt und sich auf einen Stuhl niedergelassen, derweil Flori unweit der Tür stand und das Blut in den Wangen kommen und schwinden fühlte. „Von selber wärst nicht gekommen, gelt? Sag's gerade heraus.“

„Nein!“ murrte Flori.

„Sie haben es dir daheim verleidet?“

„Ich vertrage kein Almosen.“ Der Bursche hatte mit gerunzelten Brauen nach der Tür geschielt. Aber der Zwyer war hinübergeschritten, hatte den Schlüssel gedreht und ihn zu sich gesteckt.

„Und 's Herumstreichen und Nichtstun ist bequemer als rechtschaffene Arbeit,“ sagte er im Zurückkommen streng. Leni hatte von ihrer Arbeit aufgeschaut. Eine leise Röte war ihr in die Wangen gestiegen, als schämte sie sich des Burschen, und die klaren, grauen Augen der Bäuerin waren auf

ihm gewesen. Flori war zusammengezuckt, als hätte ihn ein Peitschenschlag getroffen.

„Macht mich nicht schlechter, als ich bin. Ich habe die Arbeit noch nie gescheut, wenn ich sie gefunden habe!“ hatte er barsch erwidert.

„Es soll dir nicht daran fehlen. Bist einverstanden, von der Stund' an bei mir einzustehen?“

Flori hatte verneinen wollen. Aber sein Blick war auf Leni gefallen, und der Ehrgeiz hatte ihn mächtig gestachelt, der und ihren Leuten zu zeigen, daß er schaffen konnte und wollte.

„Ja!“ hatte er da heftig gesagt, dem Bauern zum Bescheid.

Die Strenge in Zwyers Zügen hatte sich gemildert.

„Gut denn,“ hatte er geredet. „Es soll dich nicht reuen, wenn du recht tust. Und —“ er hatte ihn mit einem leisen Lächeln angesehen — „fast möcht' ich sagen: du wirst recht tun.“

Das armselige bißchen Lob hatte Flori berauscht. Mit einem Schlag war Scheu und Störrigkeit wie weggewischt; er war an Zwyer herangetreten und hatte mit vor Erregung zitternden Händen nach seiner Rechten gegriffen.

„Dank, daß Ihr mich noch nehmt,“ hatte er mühsam herausgebracht.

„Dank dem Mädchen! Das hat für dich gebettelt, wie wenn du sein Bruder wärst!“ Der Zwyer hatte auf Leni gewiesen. Dann hatte er der befohlen: „Gib ihm zu essen; er soll nicht hungrig seinen Dienst antreten!“ Das Mädchen hatte Brot, Käse und Wein gebracht. Der Zwyer war auf-

gestanden. Er hatte Flori geheißen, ihm nach dem Stalle zu folgen, wann er gegessen hätte, und war hinausgeschritten. Jetzt hatte sich die Bäuerin zum erstenmal an den neu Gedungenen gewendet. „Hast keinen ordentlichen G'rust?" *) hatte sie gefragt.

Sie war eine behäbige, hübsche Frau, aus jenem Stoff geformt, dem die unermüdlich tätigen Frauen entstammen, jene, die immer frohen Sinnes und ihrer Männer stumme, aber um so treuere Helfer und Genossen sind. Wer in ihre hellen Augen schaute, dem wurde wohl zumute, denn es lag etwas Mutiges und Ermutigendes in ihrem Blick; darum gingen auch die Armen und von Sorge irgendwelcher Art Heimgesuchten bei der Dorfvögtin aus und ein.

Dem Flori war bei ihrer Frage das Blut zu Gesicht gestiegen, er hatte sein schäbiges Gewand mit einem verlegenen Blick gestreift und mit den Händen linkisch über seine zerknüllte, verschlissene Jacke gestrichen, als ließe sich daran noch etwas glätten und bessern.

„Ich will am Abend mein Sonntagsgewand holen," hatte er gestottert.

„Mit dem allein kommst nicht aus, in den Lumpen läuft bei uns auch am Werktag keiner herum," hatte die Bäuerin rauh erwidert. Dann hatte sie ihn mit sich nach dem geräumigen Estrich genommen und ihn in einen Bretterverschlag geführt, wo sie in Kisten und Truhen kramte und einen vollständigen, sauberen Anzug zum Vorschein

*) G'rust = Anzug.

brachte. Als sie die Teile desselben prüfend in Händen hielt, hatte sie vor sich hingeredet: „Wirst mir's nicht verdenken, Joseph, wenn ich den armen Burschen in deine Kleider stecke!“ Und sich zu Flori wendend, hatte sie gesagt: „Da, zieh dich um! Mein seliger Bub war von deiner Größe!“

Eine stille, tiefe Trauer hatte einen Augenblick ihr Gesicht überschattet. Zwyers einziger Bub war mit achtzehn Jahren am Lochberg in die Lawine gekommen und tot geblieben.

Flori war, aus jener Estrichkammer herabgestiegen, ein neuer Gesell. So ganz verändert war ihm das Leben vorgekommen, daß er sich gescheut hatte, nach der Hütte der Tschüli hinunterzugehen, wohin ihn nach Feierabend der Zwyer hatte senden wollen, seine Habseligkeiten zu holen. Er hatte den Blick zu Boden geschlagen, als der Bauer davon anhob, und hatte keine Miene gemacht, sein Geheiß zu tun.

Warum er nicht gehe, hatte der Dorfvogt gefragt.

Aber die Bäuerin hatte ihn durchschaut. „Wer gesund werden will, darf nicht ins versiechte Haus zurück,“ fuhr sie dazwischen. „Laß einen andern dem Bub seine paar Sachen holen.“ So war's geschehen.

Nun war Flori schon die dritte Woche im neuen Dienst, und noch immer war das Glücksgefühl gleich groß und frisch in ihm, daß er unter rechtschaffenen Leuten hausen durfte. Nur wenn ihm der Vergleich mit seiner Sippe und dem Unterschlupf, der bisher sein Heim ausgemacht hatte, kam, dann faßte ihn ein wilder Groll, daß er die letzte und unzer-

reißbare Zusammengehörigkeit nicht abstreifen konnte wie sein Lumpengewand. An diesem Abend, über dem Tischgebet des Bauern, war die Erinnerung an seine Herkunft mit bitterer Deutlichkeit auf ihm. Er hörte die Worte des Betenden nur wie ganz von fern und wurde den Gedanken nicht los, daß er ein Geduldeter sei, dem geringsten der Knechte, dem lahmen Stall-Töni, nicht ebenbürtig. Zwyers Stimme weckte ihn, die über den Tisch scholl:

„Nun, Flori, willst nicht ans Essen? Hast es doch sauer verdient!"

Da fuhr er empor mit glührotem Gesicht, langte mit hastigen Fingern nach dem Löffel und tauchte ihn in die Suppe. Dabei hörte er, wie der Bauer, gegen sein Weib gewandt, murmelte: „Die Steinenhalde hat mir noch keiner in einem Tag geschnitten wie der!" Und es durchzuckte ihn eine jähe, stolze Freude. Es war in seinem Leben nicht oft, daß ihn einer rühmte. Wenn der Zwyer in diesem Augenblick das Leben des Bennet-Flori verlangt hätte, der hätte es willig für ihn in die Schanze geschlagen. Aber es kam noch besser. Als das Essen vorüber war und das Gesinde die Stube verließ, rief der Dorfvogt Flori zurück.

„Der Jost auf der Hornalp liegt an einer Fußverstauchung; du gehst morgen für so lang hinauf, als er liegen muß. Die Leni geht mit dir und bringt mir übermorgen Bericht, ob der Jost heimgeholt werden muß oder sich dort ausheilen kann. Der Fenner-Bub, der Halbnol, der den Bericht gebracht hat, hat keinen Bescheid darüber gewußt."

Die Dorfvögtin hatte sich bei den Worten ihres Mannes von einem Schranke, vor dem sie just stand, zurückgewandt.

„Der Kaspar wird unzufrieden sein, wenn er nicht gehen darf; er ist immer, solang er schon bei uns ist, dem Jost sein Nebenknecht gewesen."

„Der Kaspar in allen Ehren," unterbrach sie Zwyer, „der kommt ein andermal auch wieder dran. Für diesmal geht der Flori; er soll wissen, wie weit das Gut reicht, auf dem er dient."

Ein Zug leiser Sorge stahl sich in das Gesicht der Bäuerin.

„Aber die Leni bleibt hier, ich kann das Mädchen nicht entbehren!"

„Mutter!" Der Zwyer lächelte, er sah Flori fest an. „Sag's doch frei heraus, Mutter, du lässest das Mädchen nicht gern mit dem Bennet gehen."

Flori biß die Zähne zusammen; in ihm kochte der Groll.

Da fuhr der Zwyer fort: „Der Flori soll zeigen, ob er guten Willen hat; ich müßte mich schlecht auf Menschengesichter verstehen, wenn die Leni bei ihm nicht sicher wäre! — Also, wenn der Tag auf ist, gehst, Bub, hast gehört?"

Der Dorfvogt trat dicht an ihn heran und sein Blick tauchte in den seinen.

„Ja," gab Flori zum Bescheid. Es klang verstockt, er wandte sich rasch ab und verließ die Stube.

Der Bauer drehte sich seinem Weibe zu, dessen Gesicht sich verdüstert hatte.

„Nicht unzufrieden sein, Mutter! Der ist wie junger Wein, das gärt und gärt, aber es kann etwas aus ihm werden! Und ich meine, daß der Ehrgeiz ihm auf die Beine helfen soll. Der ist in ihm wie Feuer!“

Die Bäuerin nickte. „Da hast schon recht, Vater! Aber ein Wasser kommt immer wieder über das Feuer, und das ist das ihm angeborene Schlechte. Ich meine immer, das ist so gut unheilbar wie ein andres Geburtsübel!“

„Ihr seid doch gut gewesen zu ihm, und jetzt verschimpft Ihr ihn auf einmal,“ mischte sich Leni, die bisher seitab gesessen, ins Gespräch.

„Vielleicht just deinethalb,“ sagte die Zwyerin mit einem großen, klaren Blick. Aber sie fügte hinzu: „Wenn er mich Besseres lehrt, bitte ich ihm von Herzen meine harte Meinung ab!“

Des nächsten Tages, kaum daß des Morgens graue Streifen sich über dem Lochberg in den Nachtgrund des Himmels zeichneten, stand Flori wegbereit an der Wohnstubentür; es war noch alles still. Er pochte. Da scholl des Bauern Stimme, die ihn eintreten hieß, und er fand ihn, sein Weib und Leni stumm über ihrem Frühbrot sitzen.

„Sitz zu, dann macht, daß ihr auf den Weg kommt!“ mahnte der Zwyer.

Das Frühstück ging rasch und still vorüber. Danach lud sich Flori die schwerbepackte Gabel, die vor der Tür bereitstand, auf den starken Rücken.

„Behüt Gott!“ grüßte er und wollte, Leni es überlassend, ihm zu folgen, die Treppe hinabsteigen. Da rief ihn Zwyer zurück.

„Die Hand her und schau mich an, Bub!"

Flori hob den Blick. „Hab die Augen offen und trag dem Kind Sorg'." Des Bauern Finger preßten die seinen, daß ihn ein jäher Schmerz durchfuhr. Aber er muckste nicht. Er fand auch kein andres Wort, als das kurze, trockene „Ja" von gestern. Nur seine Augen hatten in einem trotzigen Stolz aufgeleuchtet.

Die Bäuerin wand Leni ein Tuch um die Schulter: „Der Morgen ist kühl. Wenn die Sonne auf ist, legst es dem Flori auf die Gabel." Dann reichte sie beiden die Hand. „Steiget mit Gott!"

Damit verließen sie Haus und Dorf.

Der Weg lag noch in dämmerigen Schatten und feucht vom Nachttau. Flori ging vor dem Mädchen einher, als ginge das ihn nichts an. Sie stiegen wortlos bergan, dem Wald entgegen, der Leni und den Burschen zum erstenmal einander nahegebracht hatte. Die Frühluft, die von der Höhe des Stillen Horns herniederpfiff, als bliese der kühle, weiße Berg selber mit geblähten Backen, rötete ihre Gesichter. Flori riß dennoch den zertragenen Hut ungestüm vom Kopf. Ihm war heiß, das Blut drängte ihm zu Häupten, seit er mit dem Mädchen allein war. Doch war nichts als Zorn und Trotz in ihm. Er gedachte der Mahnung der Bäuerin und ihres Mißtrauens und gelobte sich's zwanzigmal, daß er Leni mit keinem Blick ansehen noch viel weniger mit einem Finger anrühren werde. Und beim einundzwanzigsten Mal wandte er den Kopf und spähte flüchtig nach der ihm Folgenden. Der

Frosthauch des Morgens hatte seine entblößte Stirn schärfer getroffen, da fiel ihm ein, Leni möchte frieren. Richtig, da hatte sie das Schultertuch abgenommen und trug es am Arm, das unvorsichtige Ding!

„Nimm das Tuch um dich! Meinst, ich will, daß du deiner Mutter krank heimkommst?"

Er murrte nur so vor sich hin im Weitergehen.

Leni gab nicht Bescheid, aber sie legte gehorsam das Tuch wieder um. Nach einer Weile schaute er wieder zurück, und als er sah, daß sie gehorcht hatte, zuckte er halb spöttisch, halb gehässig die Achseln, als wäre ihm das Gegenteil lieber gewesen.

Derweilen ließ der Morgen seine wundersamen Rosengespinste über die Berghäupter fallen, welche die Tausendjährigen verjüngen und ihre Starrheit mildern, also, daß es wie wohlige Wärme von ihnen ausgeht. Die glutroten Zinnen leuchteten und standen wie Fackeln wider den stahlblauen Himmel. Als Leni einmal die Augen hob, tat sie einen langen, frohen Seufzer und legte die Hand an die Brust, die ihr plötzlich weit werden wollte vor Freude über die Schönheit, der sie entgegenschritten.

„Lug doch! Kann es irgendwo in der Welt schöner sein als hier?" stammelte sie erregt, hielt an und sandte einen langen Blick zurück und empor und wiederum zur Tiefe, wo ein grauer Nebeldunst Tal und Heimatdorf verbarg.

Flori hörte nicht. Er stieg fürbaß und ließ das Mädchen stehen, wo es stand. Er schaffte sich durch den Wald hinauf mit seiner schweren Last

und gönnte sich kein Verschnaufen. Als er die Stelle erreichte, wo verkohltes Holzwerk noch jetzt den Brand von damals verriet, wurde ihm heiß, als ertappte er sich auf einer Sünde. Da hatte ihn das Mädchen geküßt, ihn, leibhaftig ihn, den Hudelbuben! Er gab sich einen Ruck und lief mehr, als er stieg, der Leni voraus, bis er die Lichtung erreichte, wo der Jochsee düster und reglos der eiteln, sich geradeauf reckenden Tannen Spiegel war. Dort fand ihn Leni, nachdem sie erhitzt und erzürnt umsonst ihn im Walde einzuholen gestrebt hatte. Sie gedachte ihm Vorwürfe zu machen, aber als sie an ihn herantrat, erstickte ihr die Rede im Halse, derweil er mit einem sonderbaren Blicke, finster und voll Trauer zugleich, sie maß. Er hatte die Gabel an einen Baum gelehnt und riß kleine grüne Aeste von einer Jungtanne, die er spielend und in Sinnen verloren ins Wasser gleiten ließ.

„Siehst, wie sie nach der Mitte treiben?“ redete er gleich darauf in einem Tone, in dem es von einer mühsam verhaltenen Erregung zitterte. „Und siehst, wie's dort gurgelt und sie einzieht?“ zeigte er gleich darauf hinüber, wo zwei Zweige plötzlich im Wirbel sich drehten und langsam versanken. „Da tauchen sie unter, als ob sie immer da hinunter gehört hätten!“

Dem Mädchen wurde ganz leid ums Herz. „Wie's nur kommen mag, daß der See sie verschluckt?“ fragte sie angstvoll.

„Weiß ich's!“ gab er zurück. „Aber etwas fällt mir allemal ein, wenn ich hier stehe. Und alleweil treibt's mich wieder da herauf, daß ich das denken kann.“

„Was denn?“

„Wie der See das Holzzeug, zieht dich's Schlechte ein, wenn du einmal damit zu tun gehabt hast. Wo du ihm nahe kommst, hier, dort, da — überall treibt's dich der Sünde entgegen, bis du drin versinkst!“

„Da muß man ihm halt nicht nahe gehen!“

„Als ob's dir nicht von selber nahe käme!“

„Man muß sich's nicht nah kommen lassen, sagt der Herr Pfarrer.“

„Was tun dagegen?“

Leni hob die Augen zu des Burschen Gesicht. Sie schaute ernsthaft in die seinen: „Hast nicht beten gelernt, Flori?“

Er verzog den Mund. Wenn ihm einer von Frömmigkeit predigen wollte, hatte er sonst einen Fluch zur Antwort bereit gehabt. Aber der kam ihm heut nicht über die Lippen.

„Nein!“ stieß er zur Antwort hervor.

Da legte ihm Leni die Hand auf den Arm. „Flori, du bist wild und verdorben! Du weißt nicht, wie 's Bravsein einem wohl tut im innersten Herzen. Aber — wenn du halt wolltest, möcht' ich dir schon sagen, wie ich's mache, der Sünde aus dem Wege zu gehen.“

Er tat einen stockenden Seufzer und nahm langsam seine Gabel wieder auf.

„Ja, ja, wenn du immer um mich wärest, du und dein — der Meister — und die Frau! Aber — aber — hast nicht poltern hören an der Stalltür vorgestern abend? Das ist der Bennet-Xander gewesen, mein Bruder, der mich ins Wirtshaus

geladen hat! Der Meister hat ihn weggewiesen! — Und hast das Weib nicht gesehen, das gestern in deiner Mutter Küche gehockt ist, eine Zerlumpte, Verkommene, meine Mutter, haha! Und der zu denen gehört, den willst brav machen?"

Leni fand keine Antwort. Aber als sie ihren Weg fortsetzten, schritten sie dennoch dicht nebeneinander. Das heiße Mitleid trieb das junge Ding dem Flori an die Seite, und dem war es wohl und warm und ruhig ums Herz, solange er das Mädchen neben sich wußte. Der Tag ging in aller Glorie über ihnen auf. Die Lichter der Sonne lagen wie feuchter, goldener Tau auf den Aesten über ihnen und träufelten, wie die Kronen sich lichteten, schimmernden Tropfen gleich auf ihre jungen Häupter. Als sie die Matten erreichten und den Alpgrund, der sich weit hinanzog am Stillen Horn bis hinauf an den ewigen Schnee, da war es glühender Mittag geworden.

Dem Flori perlte der Schweiß auf der Stirn. Er hatte seine Gabel nicht mehr abgesetzt, die ungewohnten Stricke schnitten ihm in die Achseln. Aber er war wie verwandelt, als sie die Alp erreichten. Er scherzte und lachte, seine schlaffen Züge waren lebendig, helle Fröhlichkeit leuchtete ihm aus dem Gesicht. Es tat ihm fast leid, als er die Alphütte des Zwyer erschaute, die, neu gezimmert, inmitten der weiten grünen Fläche sich erhob.

„Das Hüttli steht ja wie nagelneu," sagte er, nur um etwas zu sagen.

„Und es ist neu," beschied ihn Leni. „Die Laue hat es weggefegt im vergangenen Winter.

Diesen Langsi*) hat der Loch-Zimmermann es neu geschafft."

„Wir sind schnell gegangen," murmelte Flori gedankenlos, während sie dem Bau näher und näher kamen und das Rindvieh in seinem kargen Schatten lagern sahen, eine große fürnehme Herde, wie sie sonst keiner in den Lochtälern besaß. Bei seinen Worten hatte der Bursche seinen Schritt verhalten und die Augen dem Mädchen zugewandt. Auf einmal rann dunkle Glut über ihre beiden Gesichter. Angesichts des Holzbaues dort, drinnen sie einer erwartete, fiel es ihnen erst ein, daß sie einen langen, langen Teil ihres Weges schon Hand in Hand gegangen waren. Verlegen lösten sie ihre Finger und schritten hastig der Hütte zu.

Der Rest des Tages verglitt ihnen unter den Händen. Leni sorgte für den kranken Knecht und hielt in der Küche ein gründliches Säubern, und Flori schaffte Holz vom Walde herauf und besorgte das Vieh. Die Nacht war da, als sie ihre Arbeit gut und ganz getan hatten. Sie saßen darauf am Lager des Jost und hielten Abendmahlzeit, nachdem Leni mit lauter, klarer Stimme den Segen gebetet hatte. Hernach nahm das Mädchen die trübfenstrige Laterne und stieg auf die niedrige Heudiele, wo sie und Flori nächten sollten, da der Jost sein Heubett mit seinem Geißbub teilte.

Das Herz pochte dem Bennet, als er eine halbe Stunde später die Leiter zu dem Mädchen emporstieg. Die Laterne hing an einem Nagel am

---

*) Langsi = Frühling.

Dache und gab einen dämmerigen Schein. Flori hatte die schweren Schuhe abgelegt und schlich sorglich auf den nackten Füßen nach der Ecke, wo Leni das Heu gebreitet hatte, ein Lager zur Rechten für sich, eins zur Linken für ihn. Und als er nach ihr schaute, sah er sie mit großen, offenen Augen liegen.

„Schlaf wohl, Flori!" sagte sie laut und reichte ihm die Hand hin.

Er faßte sie zitternd, es überrann ihn seltsam. „Schlaf wohl!" brachte er nur leise heraus, dann löschte er das Licht und legte sich.

Er lag geduldig und starrte durch eine Ritze im Holzwerk hinaus nach dem Himmel, der voller Sterne stand und rein und groß war, so daß der Blick in seinen Tiefen versinken wollte. Er vermochte nicht zu schlafen. Sein Ohr war wach und sein Herz klopfte und seine Pulse fieberten. Und sein Ohr lauschte nach der Leni hinüber. Ihre Atemzüge waren ruhig und wurden ruhiger und tiefer. Den Flori faßte eine tolle Begehrlichkeit. Die tiefe Nachtstille, die verschwiegene Dunkelheit und in dem Raume keiner als er und das Mädchen! Er fühlte, daß er die Zwyer-Leni an seiner Seite lieb hatte, daß er ihr nachlaufen könnte, wohin sie nur ging, wie ein treuer Hund. Aber es war noch etwas andres in ihm lebendig geworden. Das trieb ihm das Blut immer heißer zu Häupten, das machte, daß er den Herzschlag bis zum Halse fühlte. Er riß das Hemd auf an Hals und Brust, daß die Knöpfe sprangen. Ein leiser Luftzug traf die nackte Haut. Da erschauerte er und wälzte sich seitwärts,

griff mit bebenden, tastenden Händen um sich und suchte die Leni. Und just als das Blut der verkommenen Mutter in ihm Herr werden wollte, erinnerte er sich, wer er war und wer die neben ihm. Da faßte ihn eine grenzenlose Scham. Ein Laut, der einem qualvollen Aufschluchzen glich, brach die Stille und störte die Schlafende neben ihm, daß sie sich wie zum Erwachen regte. Aber sie sah nicht, wie der Bursche sein glühendes Gesicht in das Heu grub und wie seine Augen heiß und feucht waren, die doch seit der Kleinkinderzeit nie mehr geweint hatten. Eine kurze Weile danach erhob sich Flori verstohlener noch, als er gekommen war, und schlich sich über die Leiter hinunter nach dem Viehraum. Er erwartete, daß der Jost ihn anrufen werde. Aber dem hatte der kranke Fuß just ein halbes Stündchen Ruhe gelassen, und er schlief so tief wie der zwölfjährige Bub, der sich neben ihm ins Heu gewickelt hatte.

Am nächsten Morgen fand Leni den Flori schon geschäftig unter den Kühen, obwohl sie mit dem Tag aufgestanden war. Es fiel ihr auf, daß er bleich und übernächtig aussah.

„Bist krank?“ fragte sie zum Morgengruß, „siehst ja aus wie einer, der am Tod ist!“

Er erhob die Augen scheu und senkte sie hastig, als sie den andern begegneten. Er konnte doch nicht beichten, daß er die Nacht vor der Hütte gestanden und sich selber verhöhnt und mit Vorwürfen sich kasteit hatte.

„Mir — mir fehlt nichts,“ stotterte er.

Lenis Augen blieben auf ihm, und er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg. Da ließ

er das Mädchen stehen und schritt mit seiner Melkter zwischen den Tieren hindurch, bis wo ein vereinzeltes braunes Stück ihm mit schläfrigen Augen entgegenblinzelte.

„Willst den Stier melken, Flori?“ lachte Leni hellauf, als er das Gefäß zu Boden setzte.

„Verrücktes Mädchen!“ gab er höhnisch zurück und trat an das mächtige Tier. Ein Fußtritt sollte es aufjagen. Der Stier lag fest. Da packte er mit roher Faust die starken Hörner. Seine Muskeln schwollen. Ein gewaltiger Ruck. Der Stier taumelte auf die Füße. Nun lachte er. Alle Verlegenheit war von ihm gewichen. Mit einem leisen Pfeifen ging er zu seinen Kühen zurück.

„Was hat dir denn der Mani getan, daß du ihn verjagst?“ klang es neben ihm. Des Zwyers Tochter sprach zum erstenmal als des Knechts Herrin und voll Ungeduld.

„Der muß mir für den Raufpartner gehen, so-lang ich hier bin,“ lachte Flori sie unbekümmert an, und er lachte so übermütig, daß er den Groll des Mädchens mit seiner an ihm fremden Lustigkeit bezwang.

„Weiß der Herrgott, was du für einer bist!“ sagte sie kopfschüttelnd und wandte sich der Hütte zu.

„Jetzt wär' es, denk' ich, Zeit, ‚Gut Tag‘ zu sagen!“ rief Flori ihr nach.

„Gut Tag!“ nickte sie zurück und verschwand. —

Eine Stunde danach saßen sie beim Morgenbrot beisammen, und bald darauf richtete sich Leni zur Heimkehr. Der Flori stand am Alpausgang, als sie zu Tal stieg.

„Hast etwas auszurichten?“ fragte sie.

„Nun, kannst ja sagen, daß ich alles gut besorgen will.“

„Sonst nichts?“

„Sonst nichts!“

„So adie, Flori!“

Er faßte ihre Hand, die sie ihm hinstreckte, und vergaß, sie fahren zu lassen. Plötzlich sagte er: „Da herauf kommen die andern nicht, die — die — meine Verwandtschaft! Sag deinem Vater, er soll mich hier lassen.“

Kaum daß er ausgeredet, hatte er Leni schon den Rücken gewandt. Nur die Finger schmerzten ihr noch zur Erinnerung; er hatte sie in seiner Faust ganz wild gequetscht. Sie sah die armen Finger an und spreizte sie und stieg talabwärts und fühlte heimlich den Druck noch einmal. Und er tat ihr wohl statt wehe.

Viertes Kapitel

Der Flori war lang wieder von der Hornalp zurück. Es jährte sich bald, daß er in des Zwyers Dienst getreten war. Der Dorfvogt war mit seinem Knechte zufrieden. Er hatte auf der Hornalp damals drei volle Wochen für den Jost einstehen müssen, und als Zwyer nach Verlauf derselben nach seiner Alp gestiegen war, war selbst der eben wieder genesene Knecht des Lobes voll über seinen Stellvertreter.

„Lasset mich hier oben, Meister,“ hatte Flori

gebeten, der wußte, daß der Bauer gekommen war, ihm die Heimkehr anzusagen.

Der Zwyer hatte aufgehorcht, und er meinte zu verstehen, warum Flori sich das erbat. Aber er vertröstete ihn dennoch auf ein künftiges Jahr und hieß ihn noch am selbigen Abend mit ihm nach Färnigen zurückgehen. Weil er mußte, gehorchte der Bursche. Seither hatte er auf dem Rütigut gewerkt, und jeder Tag hatte ihn gleich schaffig und willig gefunden. Aber er ging herum wie ein Geschlagener, der mehr Schläge fürchtet. Der Bauer zeigte ihm offen seine Zufriedenheit, Leni hatte ein Wesen gegen ihn, als wäre er zeitlebens ihr einziger und bester Freund gewesen, und selbst die Bäuerin ließ ihn fühlen, daß er nun auch in ihren Augen höher stand als vordem. Aber er behielt ein scheues, zurückgezogenes Wesen. Das kam, weil andre ihn an die Hütte erinnerten, aus der er stammte.

Ueber der guten Meinung des Bauern hatte er die Freundschaft seines Mitgesindes verloren. Knechte und Mägde waren ihm nicht grün, und seit ihn einer der Knechte einmal beim Eindämmern mit Leni Hand in Hand im Hausflur hatte stehen sehen, war ihr Neid offenkundig geworden. „Was so ein Hudel mit der Rütihoftochter wolle," das war ihm mehr als einmal in die Ohren geklungen. Wenn er es hörte, knirschte er die Zähne zusammen und saß ein paar Tage lang bei den Mahlzeiten wie auf glühendem Stuhl, weil er sich schämte, daß er geringer war als alle andern. An solchen Tagen lockte ihn das Wirtshausschild vom „Schäfli" mächtig. Es

war ihm, als müßte ein Rausch ihm die innerliche Zerworfenheit heilen, aber Lenis Augen verlegten ihm jedesmal den Weg. Vor denen konnte er nicht leichtsinnig noch schlecht sein.

Einmal war ihm Leni ungelegen gekommen. Er hatte einen Besuch gehabt. Abends beim Zunachten war's gewesen und an einem schlimmen Wintertag. Der Föhn fegte über die tief verschneiten Halden herab und wirbelte seit Stunden die Flocken talzu, die während dreier Tage im Biswind bergwärts gestoben waren. Mitten im ärgsten Unwetter, als er im Stall seine Arbeit tat und sorglich die Tür gegen das weiße Gestiebe verwahrte, war das braune Brett zurückgestoßen worden, und er hatte Leni sagen hören: „Er wird da drinnen sein! Geht hinein! 's steht sich nicht wohl in dem Gux!"*)

Das hatte just nicht freundlich geklungen und fremd an dem Mädchen, das sonst zu allen Leuten gut war. Flori wußte schon, wen sie einließ, ehe er nur die Tschüli sah.

„Was ist?" fragte er. Sein Blick glühte auf und sah sich dann nach Leni um. Richtig, da stand sie noch in der Türecke. Nun war ihm die Alte erst recht zur Last.

„Ich habe halt auch einmal wollen fragen kommen, ob der Herr noch weiß, wo die Mutter wohnt," hob die Tschüli in einem winselnden Tone an.

„Ach, dummes Zeug! Laßt mich in Ruh'!" murrte Flori und stach seine Gabel ins Streustroh.

„Es ist kalt daheim bei dem Lauswetter, und 's

*) Gux = Schneegetriebe.

Holz kostet Geld! Grad viel hast noch nicht heimgegeben, seit einen Verdienst hast! Einen so guten Verdienst dann noch!"

„Bin ich Euch etwas schuldig worden?" fragte er grob. Aber unwillkürlich sah er Leni dabei an, und in ihrem Blicke meinte er zu lesen, daß ein Kind der Mutter gegenüber die Schuld nie tilgt.

Die Tschüli verzog den Mund weinerlich.

„Dank hat ein armes Weib wenig von zweien wie du und dein Bruder." Sie begann zu schluchzen.

Flori fuhr auf. „Geht voran und wartet am Haus." Er schob die Alte zur Tür hinaus und wartete, daß Leni ihr folge, in einer Stellung, als wollte er sagen: Was suchst du hier noch? Da trat auch das Mädchen in den Schnee hinaus und wandte sich seitwärts, die beiden allein lassend. Erst jetzt gewahrte der Bennet, wie das Weib vor ihm unsicher schritt, sie torkelte der Haustür entgegen und versuchte diese mit unsicheren Händen zu öffnen. Er packte sie mit rauher Faust. „Ihr wartet hier."

Dann schloß er die Tür hart vor ihr zu, ging hinauf auf seine Kammer und holte seine Barschaft. „Ueber zwanzig Jahr hast von ihr zu essen gehabt. Zahl's heim," redete es in ihm.

Als er zurückkam, fand er das Weib auf der Schwelle hocken. Es hatte eine grüne Flasche in den Händen und setzte sie gluckſend juſt an die Lippen. Zwei Mägde standen bei ihr und kicherten höhnisch über die Säuferin. Als diese Flori nahen hörte, riß sie die tränenden Augen auf. „Siehst, ich muß mich schon selber wärmen, wenn du mich aussperrst," greinte sie.

Flori war kalkweiß. Er nahm ihr die Flasche aus den Händen und warf sie an die Mauer, daß sie in hunderte Stücke zerbarst. Dann band er das Geld in sein Sacktuch und hielt es ihr hin.

„Geht!" sagte er heiser und mit einem Blick, der sie fast ernüchterte in seinem Ausdruck bitteren Hasses.

Sie ging denn auch, kaum daß sie die harten Silberstücke zwischen den Fingern fühlte. Und er riß hastig die Tür hinter ihr zu. Im Flur erst sah er, daß die Mägde sich davongemacht hatten. Dafür stand Leni mit einer brennenden Lampe hinter ihm.

„Hast ihr Geld gegeben?" fragte sie.

„Ja!" gab er zurück und wollte an ihr vorüber.

„Einen Teil des Lohnes bist ihr schon schuldig!" redete aber das Mädchen, und er mußte ihr stehen, ob er wollte oder nicht.

„Schuldig — einer solchen!" Er lachte übeltönig.

„Mag sie sein, wie sie will! Aendern kannst es nicht, daß sie deine Mutter ist!"

Als Leni das gesagt hatte, hätte sie es um weiß Gott was ungesagt machen mögen. Flori sah sie mit flackernden Augen an.

„Hast recht, hast recht, und wenn du es sagst, wird es wohl wahr sein! Mußt dich nur nicht wundern, wenn dem Saufweib sein Bub nächstens auch der Mutter Ehre macht! Hei, zum Teufel, auf einen Brand*) käme es mir grad jetzt nicht an! Sag dem — deinem Vater, ich bin ausgegangen

*) Brand = Rausch.

— ich habe Geschäfte — hm — da drüben beim Schäfliwirt! Und ich komme dann wieder, wenn's mir paßt!"

„Flori!" Leni nannte seinen Namen nur halblaut, aber in ihrem Gesicht stand eine so bittere Angst geschrieben, daß er den Fuß verhielt, der schon auf der Haustürschwelle stand. Und gleich darauf senkte er den Kopf und schritt an dem Mädchen vorüber, die Treppe hinauf. Es war Leni, als hätte er ein „Vergelt's Gott" durch die verbissenen Lippen gemurmelt.

Seit jenem Abend hatte Flori vom Gespött des Gesindes mehr als je zu leiden. Sie nannten ihn den Fürnehmen, weil er sich von ihnen fernhielt, und rieben ihm das Fadenscheinige seiner Fürnehmheit unter die Nase, wo es immer anging. Er ging seines Weges und schaffte und muckste nicht. Nur Leni sah, wie es in ihm arbeitete, und zuweilen ergriff sie eine Angst, er möchte vom Hofe laufen.

„Aergere dich nicht, wenn sie dich foppen," warnte sie ihn einmal, „sie wissen es nicht besser und reden in den Tag hinein."

Er merkte ihre heimliche Furcht und sah sie sonderbar an.

„Bleib du nur dahie, Mädchen," sagte er, „dann bleibt's schon beim alten!"

Das kam aus den innersten Falten seiner Seele herauf und redete eine ganze Geschichte.

So kam die Faschingszeit heran, die Lumpenzeit, wie sie der Zwyer übellaunig nannte, weil da, wie er sagte, das halbe Dorf verrückt würde.

Knechte und Mägde streiften aus, wenn das Tagewerk notdürftig getan war. Der Schäfliwirt und seine Kollegen hatten Erntezeit. Vom Zwyer seinen Leuten war nur einer noch nicht zum Tanz gewesen — der Bennet. Und sie hatten doch mehr als einmal versucht, ihn wegzulocken. Der Xander selber hatte sich um ihn herbemüht. Und umsonst! Jetzt blieb nur noch der letzte und größte Tag, der Fastnachtdienstag, für den das „Schäfli" Maskenball ausgeschrieben hatte. An diesem Tage mußte sich selbst der Zwyer bekehren und mit seiner Frau auf ein Stündchen zum Freund und Nachbar hinunter und, daß er ihn nicht beleidige, seine „Krapfen" *) versuchen. Leni hatte Besuch von einer Verwandten aus einem der Nachbardörfer und wollte sich mit der zusammen maskiert zum Tanz begeben.

Es war über dem Mittagessen, daß Flori hiervon erfuhr. Die Leni zum Tanz! Es ging ihm ein Stich ins Herz, das Blut überwallte ihm Gesicht und Hals gleich einer heißen Flamme. Er neigte den Kopf tief über den Teller.

„Es wird wohl keines zu Hause bleiben, heute abend," redete Zwyer jetzt laut über den Tisch hinunter. „Wer zuletzt aus dem Haus geht, schließt ab und legt den Schlüssel."

Die Anordnung wurde stillschweigend hingenommen. Plötzlich ließ sich Flori vernehmen: „Ich bleibe da." Er war über sich selbst erstaunt, wie er das sagte, aber er wußte, daß es nicht gut war, wenn er ging.

---

*) Kirchweihgebäck.

Der Bauer sah die Bäuerin an. Diese nickte und lächelte. Sie fing an, dem Burschen gut zu sein, der sich aller Versuchung so mannhaft fernhielt. Aber an der Tischecke neben Flori tuschelten die Mägde. Leni hatte seine Rede kaum gehört. Es war das erstemal, daß sie zum Tanz durfte, und sie hatte mit der neben ihr sitzenden Freundin übergenug zu bereden.

Flori war der erste, der vom Tisch aufstand. Er ging daraufhin mit wütendem Eifer an die Arbeit. Er hatte unten vor dem Hause Holz zu spalten.

Zwei Stunden hatte er schon geschafft und sich um das Fastnachtstreiben in der Straße, das ihm laut genug in die Ohren gellte, nicht gekümmert. Da kam ein johlender Haufe die Straße heraufgezogen, drei, vier Welsche, ein paar Einheimische, die an dem Neubau des Sternenwirts schafften, und ihnen voran der Xander.

„Hallo, da trifft man ihn ja grad richtig!" brüllte der schon von weitem, dann staute sich der Haufe vor dem arbeitenden Burschen.

Der hatte einen Blick nach den Fastnachtsseligen getan und hieb die Axt heftiger in die Scheite, daß die Splitter flogen.

„Gönnt dir der Blutsauger nicht einmal heute Ruh'?" begann Xander zu sticheln.

„Ich tu', was mir zu tun gefallt. Es hat mich niemand an die Arbeit geschickt!" gab Flori zurück und wandte den andern zum deutlicheren Bescheid den Rücken. Dabei sah er, wie der Lärm Peter und Töni, seine Mitknechte, aus dem Stalle gelockt

hatte, und aus einem der Stubenfenster lehnte die alte, giftige Regine, die Hausmagd, die der Zwyer mit dem Hof vom Vater übernommen hatte, und fragte, was es gäbe.

„He da, geh mit und laß das verdammte Beil fahren!" drängte sich da der Xander an den Schaffenden und fing einen Axtstreich mit der Hand auf, das Beil mit nerviger Faust mitten im Schwunge hemmend.

Flori preßte die Zähne zusammen. Sein Gesicht verfärbte sich. „Laß mich in Ruh'," murrte er finster und befreite sein Werkzeug aus dem Griff des andern.

„Haha, der und mitkommen! Dem seid ihr noch lang nicht fürnehm genug," ließ sich die Regine von oben plötzlich vernehmen.

„Oho, Kleiner, das wollen wir doch auch noch sehen!" lachte der Xander hämisch. „He, nimm ihn, Gusti," ermunterte er einen Gefährten, „es wird ihn nachher schon freuen, wenn er bei uns ist. Und, hm, Hudelbruder, wir sind lang genug nicht mehr zusammen gewesen! Ich habe ganz Heimweh nach dir!"

Er schlug seine Finger um den Arm Floris und winkte die Genossen zur Hilfe heran.

Flori riß sich los und faßte die Axt kräftiger.

„Mach keine Dummheiten, Xander! Ich verstehe den Spaß nicht! Packt euch weiter und laßt mich in Ruh'!"

„Er wartet noch auf eine Einladung! Er meint, die Leni nimmt ihn unterm Rock mit!"

Die Knechte am Stall wieherten über ihre eignen Späße. Da fand Xander ein Mittel, den

Widerspenstigen kirre zu machen. Er drängte sich vor die andern, die alle auf einmal auf Flori einzureden begonnen hatten, und zog ihn beiseite. „Siehst nicht, wie du denen da auf dem Rütihof zum Gespött bist? An deine lahme Bravheit glaubt kein Mensch. Und wenn dir der Petrus selber seinen Heiligenschein leihen würde, so würde dich keiner für etwas Besseres ansehen als du bist. Tu nicht so geschwollen! Komm mit, wo du hingehörst!“

„Er hat Angst, der Zwyer schickt ihn fort, wenn er einen Dreier trinkt!“ ließ sich einer aus dem Haufen vernehmen.

Darauf einer der Knechte: „Pah, er fürchtet den Alten und die Alte wie 's Feuer! Er getraut sich nicht, fortzugehen, so gern er wollte.“

Flori stand auf sein Beil gestützt und starrte ins Leere. Des Xanders Rede hatte sein Inneres aufgewühlt. Nun hörte er eben im Schlafzimmer Lenis die Stimmen der beiden Mädchen. Die probierten ihre Larven, wie er dem Gekicher entnahm. Und Leni mußte doch hören, was hier vorging, und kam nicht ans Fenster, ihm mit einem Wort oder einem Blick nur zu sagen, daß er hierbleibe. Und hätte sie ihm nicht ein Wort gönnen können, das ihn für heute abend zum Mitgehen ermuntert hätte? Und sein Versprechen, daß er zu Hause bleibe, hatte das keine Anerkennung verdient? Das alles fuhr ihm blitzschnell durch den Kopf. Dann vernahm er eine neue Spottrede.

„Soll ich den Zwyer um Erlaubnis anbetteln für dich?“ erkundigte sich einer.

Da ließ er plötzlich die Axt. Seine Fäuste fuhren in die Hosentaschen. Hemdärmelig, im Werktagsgewand, wie er stand und ging, trollte er sich, er wußte selber nicht, wohin. Aber die andern wiesen ihm den Weg. Sie nahmen ihn jubelnd in ihre Mitte und lotsten ihn dem „Schäfli" zu. —

Es war ein paar gute Stunden später, daß der Zwyer mit der Bäuerin im Wirtshaus erschien. Die beiden Mädchen waren nicht bei ihm, da sie nicht erkannt sein wollten. Der Bauer durchschritt rasch die von Rauch und übelm Weindunst erfüllte Schenkstube, durch die man in den Tanzsaal gelangte.

„Profit, Dorfvogt!" hatte es ihm von einem der Tische nachgehallt.

Es war Flori gewesen, der mit verstörtem Gesicht und weinglänzenden Augen inmitten einer wilden Truppe hockte, die den Raum mit Lärm und wüsten Reden erfüllte. Des Burschen Aussehen war dem des Xander würdig, der mit von Trunkenheit glasigem Blick neben ihm sich breit machte. Einzig Floris Werktagsgewand paßte nicht unter die in ihrer besten Kleidung prangenden andern, sonst aber hatte keiner am Tisch etwas vor ihm voraus.

Des Zwyers Stirn hatte sich jäh verdüstert, als er kurz den Kopf nach dem Schreier umwandte. Er erkannte seinen fleißigsten Knecht kaum wieder. Ein Ausdruck von Roheit, der Xanders Gesicht zeichnete, trat auch bei Flori hervor und machte ihn dem Bruder ähnlicher, seine Augen hatten einen unstet funkelnden, begehrlichen Blick, seine Finger

zerwühlten das blonde, dichte Haar des in die Hände gestützten Kopfes. Nur die Stirn leuchtete weiß und in edler Wölbung. Die kluge Stirn fiel dem Bauern auf, mitten in dem Groll wider den Leichtsinnigen. Da legte die Zwyerin ihm die Hand auf den Arm.

„Da," sagte sie leise, aber scharf, „sein Blut verleugnet keiner lang. Es ist mir leid um den Bub, aber von der Stunde an kann ich kein Zutrauen mehr zu ihm haben."

Die beiden schritten nach einem der Tische, die an die Wände gerückt waren. Sie waren überfüllt, aber dem angesehenen Manne wurde Platz geschaffen.

Indessen waren draußen in der Wirtsstube Masken um Masken angekommen. Zwei weibliche neue erschienen eben unter der Tür und drängten linkisch und tuschelnd ins Innere der Stube.

„Hihi, schon wieder zwei Besen!" wieherte der Xander. „Komm her, du Käfer!"

Er langte nach dem Arm der ihm von den beiden am nächsten Stehenden und wollte sie an sich ziehen, aber sie entkam ihm. In demselben Augenblick hatte sich die andre, ein schlankes, junges Ding, dessen rotes Maskenkleid von wahrhafter Seide war und dessen nackte Arme nicht weniger weiß schimmerten als die einer städtischen Ballschönheit, nach der Gruppe der Trinker umgewandt.

„Hm, das ist aber eine Feine!" brüllte einer der Gesellen.

Der Xander machte vergebliche Versuche, sich hinter dem Tisch hervorzuarbeiten und zu der Maske

zu gelangen. Flori aber starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Er hatte, wo der Hals des Mädchens weiß aus dem eng anschließenden Mieder trat, ein paar widerspenstige blonde Locken erspäht, die aus einer rotseidenen Kappe hervorkräuselten. Plötzlich murmelte er mit verstörtem Ausdruck, als hätte er nicht lange schon gewußt, daß er die hier treffen würde, die er just erkannte: „Das ist — das ist . . .“

Er vollendete nicht. Das Mädchen hatte ihn anfangs angestaunt, als begriffe es sein Hiersein nicht. Dann aber wandte es sich plötzlich und zog die Genossin mit sich nach dem Tanzsaal.

Floris Augen gewannen einen bösen, lauernden Ausdruck. Er lehnte sich über den Tisch vor und spähte nach der offenen Saaltür. Drüben blies eine zusammengewürfelte Musikbande ihre Tänze mit einer Gewalt, daß die Wände zitterten und das eigne Wort dem Sprecher verloren ging, so er nicht schrie.

Flori erhob sich taumelnd.

„Wohin willst?“ kreischte einer am Tisch.

„Tanzen will ich!“ schrie er zurück.

Da legten sie ihm nichts in den Weg. Und er bewegte sich unsicheren Schrittes nach der Saaltür, zwang sich zwischen ein paar Dortstehenden hindurch und pflanzte sich auf der Innenseite an einem der Pfosten auf. Im gleichen Augenblick fühlte er einen weichen Arm durch den seinen nesteln. Eine Maske hatte sich hart an ihn gedrängt.

„Flori Bennet, du gehst jetzt heim!“

In seinem Taumel mußte er sich besinnen, ob

die strenge Rede ihm gälte. Aber er fühlte einen warmen Hauch an seinem Ohr. Da wußte er, wer zu ihm redete. Er trotzte.

„Heimgehen — ja, wenn ich will," murrte er vor sich hin und stopfte die Fäuste breit in die Taschen.

Aber seine Gefährtin hatte eine stille, ernste Gewalt. Ihr Arm preßte den seinen und zog ihn fort. Dann wurden sie im Gedränge der eben von einem Tanze Abtretenden durch die Wirtsstube hinaus nach dem Hausflur gestoßen. Dort in einer dunkeln Ecke steifte sich Flori abermals.

„Ich will verflucht sein, wenn ich weitergehe!"

Die Maskierte sah sich um, und als sie sich unbeobachtet wußte, löste sie die häßliche Wachslarve vom Gesicht. Lenis liebliches, bleiches Antlitz schaute Flori an mit einem Ausdruck, in dem qualvolle Angst mit einer fremden Entschlossenheit stritt.

„Ich habe dir etwas zu sagen, Flori," sagte sie hastig. „Komm mit mir über die Straße heim. Wenn du dich nachher nicht anders besonnen hast, kannst wieder — daher zurück."

Es war, als wäre er nüchtern geworden, seit er in des Mädchens Gesicht gesehen hatte. Er straffte sich, nur den Kopf neigte er auf die Brust; dann schritt er wortlos vor ihr einher. In tiefem Schweigen legten sie die kurze Strecke verschneiten Weges bis zum Rütihof zurück. Nahe der Kirche lief ein Brunnen. Röhre und Trog waren vereist, der Wasserstrahl sprang und fiel von kristallenem Trichter zu kristallenem Trichter. Als Flori das

leise Wassermurmeln hörte, stampfte er vom Wege seitwärts tief in die Schneemauer, die den Brunnentrog umgab, und neigte sich über denselben, brach das Eis aus, senkte den Kopf und ließ das Frostnaß über Stirn und Augen rinnen. Als er sich wieder aufrichtete, tat er einen tiefen Atemzug. Er hob die Lider. Die Augen waren hell. Er sah empor und sah eine klare, in ihrer Stille und Reinheit heilige Nacht. Des Himmels ferne, dunkle Gewölbe waren von goldenen Flämmlein durchleuchtet. Die Berge rings standen wie Mauern aus weißem, getriebenem Silber. Das Mondlicht flutete in mächtigen Strömen von ihren Hängen.

„Komm," mahnte Leni und stand schon drüben an der Tür des Hofes, die sie geöffnet hatte.

Wieder sog er mit einem tiefen Atemzug die frostige, klare Luft in sich hinein und folgte dem Mädchen, das war ihm zur Wohnstube voraufgegangen. Das Licht einer Stehlampe traf ihn, als er sie betrat. Und Leni stand vor ihm mit wogender Brust und zuckenden Lippen und sagte:

„Flori, wenn einer hört, daß des Zwyers Mädchen sich mit einem Knecht heimlich nach Haus geschlichen hat — so — so weißt du, was sie dort reden und denken werden. Aber ich habe dich nicht dort lassen können."

Die Reue hatte ihn schon in ihren Fängen. „Denk nicht gar zu schlecht von mir, ich — ich — schäme mich, daß ich so fort bin!" Er sah sie nicht an. Seine Zähne nagten die Unterlippe, daß das Blut floß. Röte und Blässe wechselten

auf seinem Gesicht. Da hörte er das Mädchen wieder reden.

„Sie haben gesagt, du bleibst wegen mir auf dem Rütihof. Und wenn du dich besserst, so sei es wegen mir! — Bennet — Flori," die Rede versagte Leni, sie rang mit sich, dann sagte sie tapfer: „Seit ich dir im Wald als halbes Kind einen Kuß gegeben habe, bist du mir lieb, ich kann nicht helfen! Jetzt — wenn dir etwas an mir liegt, so laß das von heute abend nicht wieder geschehen."

Auch jetzt noch kam kein Leben in den Burschen. Er stand da und horchte, als sollte er immer noch mehr und weiter hören. Leni näherte sich der Tür:

„Ich muß fort. Du tu, wie du meinst, bleib hier oder geh zurück zum ‚Schäfli'."

„Geh nur, geh nur," mahnte er mechanisch und wagte keinen Schritt, obgleich ihm das Herz in wildem Verlangen hämmerte. „Ich — ich — bin zum letztenmal bei denen gewesen, solang du um mich bist," vollendete er.

Leni trat über die Schwelle hinaus. Da ging er ihr nach und faßte ihre Hand mit seinen beiden.

„Du geh nur nie aus meiner Nähe. Solang ich dich sehe, ist keine Gefahr, daß ich dir Schand' mache."

Es lag eine hündische Demut in der Art, wie er bettelte. Er wagte nicht, von dem Rechte Gebrauch zu machen, das des Mädchens Geständnis ihm gab. Er scheute sich selbst, die Finger zu pressen, die er in den seinen hielt.

Leni schaute ihn mit großen, ernsten Augen an.

„Ich will dir's glauben," sagte sie. Dann verließ sie ihn.

Die Haustür schlug unten leise, kaum hörbar, ins Schloß. Flori stand noch immer und starrte die Treppe hinunter. Allmählich erst kam es über ihn wie die Wellen einer Meerflut. Er besann sich, daß ihm Leni gesagt hätte, wie gut sie ihm sei. Er faßte sich an den Kopf und ließ die Finger zögernd und tief in Gedanken durch den blonden Haarwust gleiten. Herrgott, war es denn wahr? Und es war wahr! Aber — aber wozu half es ihm? Er, der Knecht — das Mädchen, des Meisters Einzige! Er einer aus der Bennet-Hütte, das Mädchen das Kind vom Rütihof! Das Blut stieg ihm zum Herzen. Er brauchte sich keine Hoffnungen zu machen, wenn er kein Narr sein wollte. Aber gleichviel, die Leni hatte ihm, ihm, dem Bennet-Flori, von Liebhaben geredet!

Plötzlich fühlte er sich in des Meisters Stube nicht allein genug, trotzdem ihn nichts störte. Er stieg über die kreischende Stiege zu der kleinen, schrägdieligen Kammer, welche die Zwyerin ihm zugewiesen und ihm bisher eigens sauber und heimelig gehalten hatte, also daß er manchmal ein Frohgefühl empfunden hatte, gleich jenen, für die noch die Mutter sorgt. Hier ließ er sich auf den rohen Holzstuhl nieder, legte die Arme um die Knie und starrte vor sich hin ins Dunkel. Jesus, Jesus, die Leni hatte ihn gern! Es wurde ihm weich wie nie zu Sinn. Auf einmal empfand er es wie einen Schmerz, daß er so gar nichts Erspartes just in seinem Kasten hatte. Er wäre in diesem Augen-

blick damit zu dem Weibe unten in der Bennet-Hütte gelaufen und hätte gesagt: „Da nimm! Du sollst nicht mehr zu klagen haben!“ — hätte das der entfremdeten, verworfenen Mutter in dieser Stunde herzlich, ja fast liebevoll sagen können. Er hatte eine Sehnsucht, wohlzutun.

Nach einer Weile entzündete er eine Kerze. Dabei fiel sein Blick auf ein altes Buch, dessen vergilbte Blätter so dicht aneinander klebten, als hätte nie eine Hand darinnen geblättert. Er erinnerte sich, daß die Zwyerin ihm das eines Tages hingelegt hatte mit den Worten: „Lies manchmal darinnen, Bub, es wird dir nichts schaden!“ Er griff hinüber und schlug es auf und wendete die Seiten, während seine Gedanken weitab wanderten. Sein Blick überflog allerlei Titel: „Gebetbuch“ stand auf der ersten Seite; das hatte er schon früher einmal gelesen. Dann kam er an ein Kapitel, das „Bittgebete in trüber Zeit“ überschrieben war. Dann kam ein andres: „Dankgebete“. Und auf einmal haftete sein Auge an ein paar Zeilen eines der letzteren, das mit den Worten begann: „Herr, mein Vater im Himmel, du hast mich gesegnet weit über Verdienst!“ Da begann er die Worte flüsternd nachzusagen, die er las, und dabei legte er die ungelenken Finger über dem Buche zusammen, er, der Bennet-Flori, der in keiner Kirche mehr gewesen war, seit ihn der frühere Pfarrer von Färnigen, ein streitbarer, strenger Herr, einmal an den Ohren zur Kinderandacht geschleppt hatte.

Fünftes Kapitel

Der Zwyer hielt einen Familienrat. „Es ging da oben in der Wohnstube etwas Sonderbares vor," meldete im Stall die Regine, die Hausmagd, die eben von dem Bauern selbst weggeschickt worden war und gehört hatte, wie hinter ihr der Schlüssel geknarrt hatte, der ihr das Wiederkommen für die nächste Viertelstunde vollends verwehrte.

Wie hätten sie da unten die Ohren gespitzt, so sie hätten hören können, worüber oben die Rede ging. Es war kein Streit; kein Zornwort wurde laut, und nicht einmal hob sich die Stimme des Bauern zu jenem drohenden Poltertone, vor dem selbst der alte Knecht, der Veri, der seit dreißig Jahren auf dem Gut diente, den Kopf scheu senkte. Aber es lag auf den drei Gesichtern, die da einander zugewendet waren, ein fast leidvoller, gewichtiger Ernst. Die Stube war von Schneelicht hell. Sie sah just so blitzblank und freundlich aus wie sonst, und doch vermeinte die Bäuerin, den traulichen Raum nie so düster gesehen zu haben. Sie saß am Tisch, die Arme gradaus vor sich auf die Platte gelegt, den Leib gereckt und den Kopf wie in Trotz in die Schultern zurückgebeugt. In ihren klaren, scharfblickenden Augen lag eine herbe Entschlossenheit, die ihrem Gesicht einen seltenen Ausdruck von abweisender Strenge gab.

Ihr gegenüber saß der Zwyer. Er hielt die breite, braune, wie aus Hartholz geschnittene Hand

an das Kinn gelegt und den Ellbogen auf den Tisch gestützt. Durch seine Finger quoll das schöne schwarze Barthaar auf die grobe Hemdbrust und überrieselte die rauhe Weste. Das weiße Licht eines Fensters lag über seiner dunkeln Stirn und zeigte jede Rinne in der furchigen Fläche, die gerade unter das zurückgestrichene Haar ragte. Eine der Linien zog sich tief hinab an die Nasenwurzel, als hätte ein scharfes Messer sie eben erst in das gebräunte Antlitz geschnitten. Sie gab ihm einen Zug sinnender Sorge. Aber sein Blick ruhte mit demselben liebevollen Ernst wie sonst auf seinem Mädchen.

Leni stand mit herabhängenden, lässig gefalteten Händen. Ihr blondes Haar hatte einen leisen Glanz; die dunkeln Augen schimmerten groß, ernst und feucht dagegen. Eine große Ergebenheit und doch eine mächtige Stärke lagen in Haltung und Mienen; Leni hatte eine Beichte abgelegt . . .

„Da gibst uns ein schweres Rätsel zu raten auf, mein Maitli,“ sagte eben der Zwyer. Es war ein Glanz in seinen Augen, den Leni noch nie darinnen gesehen.

„Seht Ihr, Vater,“ redete sie mit leise zitternder Stimme, „es ist halt nun einmal so gekommen. Ich muß ihn gern haben; er braucht mich. Ich kann etwas Rechtes aus ihm machen und etwas Gutes; hat er mich nicht, so geht er verloren!“

„Ich glaube gar, du hast ihn aus lauter Mitleid gern.“ Die Zwyerin redete harten, energischen Tones.

„Nein,“ gab Leni fest zurück. „Außer euch beiden, ja über euch, weiß ich keinen als ihn! Hätt' ich sonst

Angst um ihn, wie ich sie habe?! Und hätte ich Heimweh, wenn ich ihn fort weiß!"

„Sag mir, was du an ihm achten kannst, worüber du dich an ihm freuen kannst!" forschte der Zwyer.

„Er ist schaffig und stark, gerad und ehrlich! Er ist dankbar wie ein geschlagenes Kind für alles, was man ihm Gutes tut. Und wenn er den Hut vor Euch zieht, Vater, weiß ich, daß es ihm ernst ist. Er hat eine mächtige Achtung vor Euch und der Mutter!"

„Er ist alles das, du hast nicht gelogen," stimmte der Zwyer zu. „Aber," fuhr er mit Nachdruck fort, „vergiß auch nicht, was er weiter ist. Er ist aus einem übeln Boden gekommen. ‚Sumpf' heißen die Stadtleute den Schmutzgrund, wo keine Ehrbarkeit ist und keine Scham. Da ist der Flori daheim gewesen. Er hat Mutter und Bruder noch, und wenn der Rütibauer inskünftig auf die Straße geht, würde das Volk mit Fingern auf ihn zeigen und sagen: ‚Seht, dem sein Mädchen hat einen aus dem ärgsten Hudelnest im Dorf geheiratet!'"

„Vater!" mahnte Leni.

Die Zwyerin sagte entschiedener: „Es kann nie sein, nie und nie! Was wollen wir noch länger reden!"

Da sah der Zwyer sie ernst an und legte ihr beschwichtigend die Hand auf die auf dem Tische liegende Rechte.

„Gemach, Mutter! Man soll keine Sach' so leicht beiseite legen! Wer weiß, ob wir nicht eine Sünd' tun an dem Bub, wenn man ihm das

Glück verwehrt, das ihm der Herrgott auf den Weg streut!"

„Ja, denkst du nur an den, kannst an den noch denken, wenn's doch deinem Mädchen gilt!"

Der Zwyer hob in seiner vorigen sinnenden Art abermals an. „Es gibt zweierlei zu bedenken. Wie der Flori jetzt ist, an und für sich, ist er brav und recht, und jedes Mädchen mag zufrieden sein, das einen solchen Mann bekommt."

„Ja, mein Gott, hast denn die Fastnacht schon ganz vergessen?" warf die Bäuerin heftig ein.

„Eben, weil ich sie nicht vergessen habe, muß ich vom andern reden! Dem Flori seine Verwandtschaft wäre zu verschmerzen. Es gibt noch andre Orte als Färnigen, und es hätte am Ende sein können, daß man dem Leni und seinem Mann auswärts ein Besitztum geschaffen hätte. Aber die Fastnacht hat gezeigt, daß der Flori schon von dem Gift in sich hat, das in der Bennet-Bude daheim ist, und ob das so ganz unschädlich bleibt auf die Länge, das fragt sich, und das glaub' ich nicht!"

„Beim erstenmal, daß sie ihn verlocken, kommt er wieder in sein Hudelleben zurück!" sagte die Bäuerin.

„Nicht, solang ich um ihn bin!" gab ihr Leni zurück.

Da gab sich der Zwyer einen Ruck. „Komm daher, mein Mädchen!"

Leni trat an ihn heran, und er faßte sie bei der Hand. Sie sahen sich in die Augen.

„Siehst, wenn du ein andres wärst, eins von

denen, die gern nach den Mannsleuten schauen, oder von denen nur, die in den Tag hinein leben und, wenn sie einen Wunsch haben, ihn gleich möchten erfüllt sehen, dann stände ich jetzt auf und sagte: ‚Aus der Geschichte wird nie und nimmer etwas. Ich, der Zwyer, will's nicht und geb' es nicht zu!' und du weißt, Mädchen, daß für dich und ihn weiter nichts zu hoffen wäre."

Seine Stimme hatte gedröhnt, als meine er wirklich mit einem Schlage der übeln Sache ein Ende zu machen. Aber plötzlich gewann er den weichen Ton von vorhin zurück.

„Aber siehst — ich und die Mutter — gelt, Mutter? — müssen's bezeugen, daß du immer ein Gutes gewesen bist und ein Braves. Mein Zutrauen ist so groß, daß ich keine Angst um dich habe, sogar, wenn ich das Schlechteste an dich herankommen sehe! Und darum, weil ich so an dich glaube, mein Einziges, darum soll dem Flori Zeit gegeben sein, zu zeigen, ob er dich verdient!"

Die Hand des Bauern preßte die, die in der seinen lag, und der andern schmale Finger schlossen sich fest um die seinen. Die beiden hingen ineinander mit einem langen Blick. Es leuchtete feucht hier wie dort. Dann sagte der Zwyer: „Hörst, Mutter, das wär' mein Vorschlag: bald, sobald es sein kann, geht die Leni ins Welsche hinüber. Ich hab' schon lang daran studiert. Jetzt — sobald ein Platz gefunden ist — geht sie. Ein Jahr bleibt sie fort! Der Flori weiß, daß sie ihn mag. Bleibt er brav und recht das Jahr, dann soll weiter geredet und gesorgt werden!"

Die Bäuerin seufzte und sah auf die Tischplatte.

Leni war zusammengefahren. Ein Jahr — das war lang! Ob er stark genug sein würde? Dann hob sie den Kopf.

„Ihr meinet es gut, Vater! Ich danke Euch. Und lasset es so sein."

Jetzt erst schaute die Zwyerin auf.

„Ihr habt nicht nach meiner Meinung entschieden, ihr zwei," sagte sie mit einem trüben Lächeln, „aber es wird doch auf das herauskommen, was ich gemeint habe. Du tust mir leid, Leni, aber du verschwendest dein Zutrauen. In einem Jahr wirst mir recht geben. Ich wünsche dir gern, daß ich unrecht habe!"

Sie erhob sich und reichte dem Mädchen die Hand, und als sie einen Ton, wie ein Schluchzen, vernahm, das Leni verwand, tat sie, was sie seit langem nie mehr getan. Sie brachte ihre Lippen auf ihre Stirn und verließ dann still die Stube. Auch der Zwyer stand auf.

„Solang du noch hier bist, bleibst du des Rütibauers Tochter und der Flori sein Knecht! Ein Zueinandergehen gibt's nicht! Wenn du ihm ade sagst, kannst ihm sagen, wie lang seine Probezeit dauern muß. Daß du mit mir und der Mutter geredet hast, soll er nicht wissen. Das bring ihm als Geschenk mit, wenn du wieder heimkommst und er brav geblieben ist ... Also helf dir Gott, Leni!" Damit ging er an seine Arbeit.

Zwei Wochen währte es, bis für Leni ein leichter Platz gefunden war im Welschland. In zwei weiteren Wochen sollte die Abreise sein.

Flori ging herum und wußte nichts und ahnte nichts. Seit jenem Fastnachtsabend war er freilich, wie Leni gesagt hatte, „scheu wie ein geschlagenes Kind", vielleicht weil er wußte, daß er Schläge verdient hatte. Er war der Früheste und der Letzte im Haus, unermüdlich, bewußt, daß es eine Scharte auszuwetzen galt. Der Zwyer lächelte für sich: die Leni ist nicht dumm, sie bekommt doch einen Braven! Die Bäuerin zog die Brauen hoch, und ihre hellen Augen spähten scharf. Aber sie fand keinen andern Fehl an dem stillen Burschen, als vielleicht sein verschlossenes Wesen. Und sie wünschte heimlich, sie möchte ihm unrecht getan haben. Wenn Leni ihm nahe war, leuchteten Floris Augen auf. Er war genügsam in seiner Liebe. Er hatte das Mädchen mit keinem Wort an das zu mahnen gewagt, was es ihm an jenem Abend gestanden hatte. Es genügte ihm, daß er in seinem Gesicht alle Tage und alle Stunden, wenn er hineinsah, lesen konnte, daß es ihn möge. Und seit Leni von sich aus ihm alle Abende heimlich die Hand zum „Gute Nacht" bot und ein leiser Druck ihrer Finger jedesmal ein Glücksgefühl in ihm weckte, erschien er sich wie ein Gesegneter und fühlte sich so traumhaft froh, daß er der Wirklichkeit nachzusinnen vergaß und noch keinen Gedanken daran gehabt hatte, daß es noch ein Mehr gebe, als dieses „von fern" einander liebhaben.

Da — zehn Tage, ehe Leni reisen sollte, kam dem Flori die Neuigkeit zu Ohren.

„Die Leni geht fort ins Welsche," berichtete die Hausmagd im Stall, als sie sich die Abendmilch holte. Ihre Rede hatte dem Vorknecht gegolten,

der melkend unter einer der Kühe saß. Da war Flori aus dem dunkeln Hintergrunde hervorgetreten.

„Was redest da?“ fragte er heiser.

„Jesus, friß mich nur nicht!“ zeterte die Magd und stierte in sein Gesicht, in dem kein Tropfen Blutes war.

„Was du gesagt habest, habe ich gefragt,“ beharrte der andre.

Das Weib fürchtete sich, der Flori hatte den Tod in seinem Blick.

„He, was werde ich gesagt haben? Die Leni kommt ins Welschland für ein Jahr, das habe ich gesagt.“

„Gelogen!“ lachte Flori, aber es war ein Ton wie von sprödem, brechendem Gras.

Der Vorwurf gab der Magd die Zunge zurück.

„Frag doch den Zwyer selber, wenn du's nicht glaubst, du Grasaff! Oder soll ich dir vielleicht drei Finger aufhalten?!“

Sie tat in hellem Zorn nach ihren Worten. Der Bursche wurde still.

„So bestimmt weißt es?“ sagte er.

„Ja, in einer Woche reist sie ab.“

„So — so — danke auch. So — so!“

Er ließ Arbeit und alles, vergaß selbst des Stieres, den er eben von der Kette gelöst hatte, und ließ ihn mitten im Stalle stehen. Er taumelte über die Schwelle und verschwand. „Einem Besoffenen gleich,“ geiferte die Magd. Sie und der Knecht wurden lange nicht müde, an dem „Halbverrückten“ und seiner seltsamen Manier herumzuschimpfen und herumzuraten.

Flori war auf seine Kammer gestiegen. Er stand mitten in seiner sauberen Behausung und glotzte die vier Wände an, und an allen vieren, in der Luft, an den kleinen Fensterscheiben wie an der getünchten Diele stand es geschrieben: ‚Die Leni geht fort.' Er starrte und sann. Einmal überkam ihn ein unbändiger Zorn. Der Zwyer mußte wissen, daß sein Mädchen ihm, dem Flori, gut war, darum schickte er es fort! Er tat einen Schritt gegen die Tür, er wollte den Bauern suchen und ihn beichten machen. Hier — die beiden Fäuste wollte er ihm an den Hals legen und ihm ins Gesicht schreien: ‚Warum schickst du das Mädchen fort?' Und dann sah er den Zwyer vor sich, hoch und stattlich, und die Augen auf ihn gerichtet. Als ob er ihm wirklich nahe war, kam ihm der Respekt vor dem Ehrenmanne, der ihm stets innegewohnt hatte, zurück, und er senkte den Kopf. Darauf begann er, über Leni nachzusinnen, und dabei gewann er plötzlich eine feste Ueberzeugung. Die Regine, die Magd, mußte ihn angelogen haben. Wenn das Mädchen fortginge, so würde es ihm das doch gesagt haben! Haha, wie er nur so dumm sein konnte! Seinem Schatz sagt man's doch zu allererst, und er war doch der Leni ihr Schatz! Herrgott, ja doch, er war's! Schon faßte ihn wieder das unvernünftige, stürmische Glücksgefühl. Er zwang mit Gewalt alle Zweifel nieder, und er stritt so mächtig mit sich selbst, daß er nach einer Weile ruhig, als ob nichts geschehen wäre, an seine Pflicht zurückging.

Darauf vergingen acht von den zehn Tagen, ohne daß Flori sich gestattet hätte, an die Abreise

seines Mädchens zu glauben. Die beiden gingen nach wie vor nebeneinander hin, nicht wagend, von dem einen zu sprechen, das im Grunde sie beide Tag und Nacht bewegte. Vielerlei Anzeichen, die auf die bevorstehende Reise des Mädchens deuteten, machten Flori stutzig, aber er übertäubte alle Furcht mit der halsstarrigen Ueberzeugung: „Wenn es ginge, würde es dir's zuerst sagen!"

Da war Flori in der Frühe eines März-Freitags nach dem Färnigerwald gestiegen. Er hatte im Eigen des Dorfvogts einen Schlag Lattenbäume zu reisten*) und werkte mit Seil und Axt unter den Stämmen. Stunde um Stunde ging, und Flori schaffte, als gelte es dem ganzen Wald. Er hatte die Jacke von sich geworfen, die Aermel hochgestülpt und die Weste aufgerissen. Die Gewaltarbeit hielt den Leib warm. Sein Gesicht war bleich vor Anstrengung, das Haar klebte ihm an der Stirn; in diesen Tagen hatte er in allem, was er tat, diese Ueberstürztheit und Hast.

Um ihn schaffte der Langsi. Mit dem Höherstreben der Sonne erwachte das Leben an den Hängen. Der Tag war einer von jenen, da Licht und Nebel sich bekriegen. Aus den Lochtälern quoll es unversieglich wie die grauen Rauchmassen eines schwelenden Feuers. Es wallte an den Bergen dahin und kam manchmal über die Färniger Hütten gefahren, daß diese gleichsam in einer schwellenden Flut versanken. Aber auf den Türmen des Gebirgs herrschte die Sonne, und über den grauen

---

*) reisten = zu Tal schaffen des Holzes.

Schwaden lag ein blauer, schimmernder Himmel, von dem es an allen Enden wie Schleier sank. Im Lichtbereich hoben die Stimmen des Frühlings zu tönen an. Es war weder ein liebliches noch ein wohlklingendes Lied. Der Herrgott sitzt an gewaltiger Orgel, und die dröhnenden Chöre der stürzenden Lawinen, schlagender Felsen und brechenden Waldzeugs bilden seinen Sturmchoral.

Flori tat nicht dergleichen, wenn der bleiche Tod rings um ihn jauchzend zu Tal ritt. Der Wald war seine Schutzwehr, und hätte er keine gehabt, er hätte kaum mehr für sich Sorge getragen. Denn — Leni sollte übermorgen fort, wie sie im Hause berichtet hatten, und sein blindes Zutrauen wollte nicht mehr standhalten.

Gegen die Mittagszeit, als ihm das Himmelsfeuer allzu ergiebig auf Kopf und Rücken brannte, gönnte er sich eine Weile des Verschnaufens. Er warf die Axt in den Schnee, hockte sich auf die entrindeten Stämmchen, die oben an der Reiſtrinne des letzten Axtstoßes harrten, um hangabwärts zu fahren, und langte die Pfeife aus der Rocktasche. Aber ehe er sie zum Munde führen konnte, jagte ihm eine Entdeckung das Blut zu Häupten. Von den Färniger Hütten, die seit einer Stunde in den Lichtkreis der Sonne gerückt waren, stieg ein Mädchen herauf — die Leni! Was da los war, daß sie selber kam! Sonst war der Stalltöni gut genug gewesen zu der Pflicht des Mittagtragens. Plötzlich packte ihn die Erkenntnis mit Sturmgewalt, daß Leni komme, von ihm Abschied zu nehmen. Und als der Gedanke in ihm Wurzel gefaßt hatte, ergriff

ihn eine so wilde, kopflose Verzweiflung, daß er eines ruhigen Denkens nicht mehr fähig war.

Indessen arbeitete sich Leni durch den Schnee bergan. Sie ging den Weg mit des Zwyers Einwilligung, und sie ging ihn froh wie alle, welche dort Freude zu machen gehen, wo sie lieben. Als sie die Höhe erreichte, sah sie Flori ihr mit weitaufgerissenen Augen entgegenstarren. Aber er trat in die Tannen zurück, als sie sich näherte, und blieb an der Stelle stehen, wo die Stämme geschlagen worden waren und der Schnee zu festem Grund getreten war.

Leni folgte. Er lehnte an einem alten Baum und hatte den Kopf auf die Brust gesenkt. Hoch über ihm auf den Spitzen der dunkeln Bäume lag verklärend der Goldschimmer der Sonne; aber tiefer unten hing noch das graue Wintergespinst, der graubartige Raureif, den der Frost über die Aeste gesponnen hatte.

„Grüß Gott!" sagte das Mädchen, zu ihm tretend. Ihre Stimme war unsicher geworden, vielleicht von der Mühe des Steigens, vielleicht von der Erregung.

Flori antwortete nicht. Da begannen Lenis Finger das rote Nastuch aufzuknüpfen, in welches das Blechkesselchen mit der Suppe gebunden war.

„Du wirst wohl Hunger haben, Bub," mühte sie sich mit dem Gespräche weiter.

Da stand er neben ihr. „Ist es wahr, daß du fortgehst?"

Die Frage kam so plötzlich, daß sie zusammenschrak, und als hätte sie ein böses Gewissen, überflutete das Blut ihr Gesicht und Hals.

„Ja," war alles, was sie zu stammeln vermochte.

Flori fuhr zurück, dann faßte er nach ihren beiden Händen. Das Mittagbrot entfiel ihr bei seinem rauhen Griff, aber das kümmerte ihn wenig.

„Hast mich für einen Narren gehalten, Mädchen, sag es!"

Er keuchte; die Erregung erstickte beinahe seine Stimme. Leni sah ihn erschreckt an. Er stammelte weiter:

„Sag es nur, ich tu' dir nichts, ich will's nur hören und dann fortgehen!"

„Flori," zwang sich das Mädchen auf. „Wie kannst auch so reden! Weißt nicht, was ich dir versprochen habe?"

„Eben — eben — weiß ich es! Aber weil ich es weiß, kann doch das andre nicht wahr sein, daß du fort willst!"

„Ich muß! Der Vater will es und die Mutter! Aber es ist ja nur für ein Jahr! Und — und — wenn du brav bleibst und mich gern behältst bis übers Jahr, dann — dann wirst schon sehen, daß ich mein Versprechen halte mein Lebtag lang!"

‚Der Vater und die Mutter wollen es!' Er hatte aus allem nur das herausgehört, und es raubte ihm die letzte Selbstbeherrschung.

„Sie schicken dich fort! Merkst es denn nicht? Weghaben wollen sie dich von hier, daß du nichts mehr haben sollst mit dem Hudel, dem Bennet! Ja, gehst, gehst denn, kannst denn nur daran denken, zu gehen?!"

„Aber Flori, so hör doch! Ich verspreche dir

doch in deine rechte Hand hinein, vor dem Herrgott und der heiligen Mutter Gottes, daß ich dir treu bleibe!"

Der Bennet war taub. Seine Blicke loderten, das Blut kam und ging in seinem Gesicht. Plötzlich lag er vor Leni auf den Knien. Er krallte die Hände in die Kleidfalten des Mädchens, und als sie zurücktrat, rutschte er ihr auf den Knien über den harten Schnee nach.

„Wenn du mich gern gehabt hast, nur eine einzige Stunde in deinem Leben, so geh jetzt nicht fort! Wenn du jetzt gehst und ich verliere dich, so —" er wies nach der Richtung, wo Färnigen lag. — „Siehst, da unten ist mein Jochsee — und es zieht mich hin mit hundert Armen, wenn du mich nicht hältst!"

Er fand keine Worte mehr. Leni neigte sich über ihn, ihre Augen standen voll Tränen.

„Ich hab' dich lieb, Flori! Glaub mir's doch! Du kannst mich nicht verlieren, auch wenn ich fort bin, solang —"

Er ließ sie nicht ausreden. „Gehst oder gehst nicht? Sag's, und ich will zufrieden sein!"

„Ich muß, Flori! Aber —"

Sie fühlte plötzlich einen rohen Stoß und taumelte rückwärts. Eine gellende Lache traf ihr Ohr, und als sie Floris Namen bittend und zärtlich nannte, sah sie, daß der Bub fort war. Das Herz krampfte sich ihr in Angst zusammen; was bis jetzt noch Mitleid gewesen sein mochte, wandelte sich in Leidenschaft und Liebe. Sie vergaß, was der Zwyer befohlen hatte, und mit gellender Stimme schrie sie

durch das Gestämme: „Der Vater selber setzt dir die Frist, Bennet-Flori! Ich gehe als deine Braut fort!"

Keine Antwort kam. Ein wildes Getöse, Donnern, Krachen und Knattern hatte ihre letzten Worte verschlungen. Die Stille-Horn-Laue fegte eben zu Tal! Von dem Tage, an dem sie ging, zählten die Färniger den Frühling.

Sechstes Kapitel

Des Zwyers Leni war verreist. Das Mädchen hatte einen bitteren Abschied genommen. Der Bennet-Flori war seit dem Zusammentreffen im Wald verschwunden. Leni war nach Hause gekommen in der festen Hoffnung, ihn dort zu finden. Als sein Platz auch am Abendtisch leer blieb, erwachte eine furchtbare Angst in ihr. Wenn er sich ein Leid angetan hätte! Sie blieb mit Vater und Mutter zusammen und beichtete jedes Wort, das unter den Tannen gesprochen worden war. Der Zwyer lächelte und meinte, er würde dem Flori, dem Hitzkopf, den Kopf schon zurechtsetzen. Er wolle morgen beizeiten zur Bennet-Hütte hinunter, da würde der Flüchtling wohl stecken.

Am Morgen war der Zwyer gegangen und mit ernstem Gesicht zurückgekommen. Der Flori hatte sich bei der Tschüli nicht blicken lassen. Leni hatte die Lippen zusammengepreßt und geschwiegen. Dann war sie nach dem Jochsee hinaufgestiegen. Der hatte Flori die schweren Gedanken geweckt, der zog ihn an. Vielleicht . . .

Auch diese Suche führte nicht zum Finden. Keine Spur im Schnee hatte auf die Anwesenheit eines Menschen hingewiesen.

Und der letzte Tag, den Leni daheim verleben sollte, ging zu Ende. Als Mägde und Knechte sich vom Nachtessen erhoben und die Stube verlassen hatten, stand Leni, die mühsam ihre paar Bissen hinuntergewürgt hatte, von ihrem Platze auf und sagte mit bleichen Lippen: „Vater, ich kann morgen nicht reisen!"

Der Zwyer sah sein Mädchen mitleidig an. „Was würde es nützen, wenn du da bliebest? Du kannst ihn nicht suchen gehen. Läßt er sich wieder sehen in Färnigen, so bin ich schon da und will ihn aufsuchen zu jeder Stunde, da er wiederkommt. Und —" er zögerte und vollendete dann, den Blick fest auf Leni gerichtet — „wenn ihm ein Leides geschehen ist, so macht ihn auch dein Dableiben nicht lebendig."

Leni stand wie entgeistert. Daß noch andre diesen Gedanken hegten!

Da erbarmte sich die Zwyerin ihrer nach ihrer rauhen, geraden Art. Sie war bisher schweigend geschäftig gewesen und drehte sich jetzt nach ihm um.

„Ist er ein Braver und hält er etwas auf sich, so geht er jetzt hin und wird etwas Rechtes, dem Rütibauer zuleid, der sein Mädchen vor dem Hudel flöchnet! Und ist er ein Lump, so ist's schad um jeden Tropfen, den du um ihn flennst!"

Leni trat zum Fenster. Lange schaute sie still auf die Straße nieder.

Auch die Nacht hörte das Tauen nicht auf.

Bächlein rannen den Häusern entlang, die Dachrinnen liefen, und das Mondlicht glitzerte in Tausenden von Wassertropfen. Das Mädchen drückte die Stirn an die kühlen Scheiben. Der Wind strich draußen durch die Gasse und sang an den Hüttenecken die eintönige Weise, die einem das Herz schwer macht. Der Leni war's zum Sterben.

Nach einer Weile trat die Mutter an die vor sich hin Weinende heran. „Komm schlafen! Morgen heißt's früh sein! Und du holst dir doch nichts Gesundes bei dem Hinausstieren!"

Das Weib machte nicht viel Umstände, aber die Kraft ihres Wesens war allein schon Trost. Inmitten der Stube stand der Zwyer und reichte seiner Einzigen die Hand.

„Siehst, es ist tausendmal besser, wenn du gehst; du vergissest eher, was du zu vergessen hast. Und was ich dir helfen kann, das werde ich tun."

Da ließ sich das Mädchen nach seiner Kammer führen.

Als Leni des andern Morgens mit von Tränen entstelltem Gesicht an des Zwyers Seite durch die Lochtäler nach der nächsten Eisenbahnstation hinunterstieg und dort Abschied nahm, nahm sie den Trost mit sich, daß sie einen Anwalt dahinten ließ, der ihre und des Floris Sache getreulich führen würde, wo immer es noch etwas zu führen gab, den Vater!

„Wo ich hinkomme, und wo ich einen weiß, den ich kenne, will ich nach ihm spüren," das hatte ihm der Zwyer als Fahrtsegen mitgegeben. —

Während nun Leni drüben im Welschland saß, gingen zu Anfang die Briefe zwischen dort und

Färnigen fast täglich hin und her. Es war immer nur die eine Frage: „Ist er gekommen?" und die karge Antwort des Zwyers: „Nein!" Nach Wochen, als die Hoffnung dem Mädchen ganz verloren ging, wurde es schweigsam, so sehr, daß die Zwyerin ängstlich wurde und sich zu der ihr mühseligsten Arbeit, einem selbstgeschriebenen Briefe, aufraffte. Sie fragte bei dem Hausherrn ihres Mädchens an und erfuhr, daß es ihm ordentlich gehe, daß es schmale Backen bekomme, wohl wegen dem Heimweh, das alle die jungen Mädchen anfangs heimsuche, sonst aber weder selbst klage noch zu Klagen Anlaß gebe. Damit gaben sich der Bauer und die Bäuerin vom Rütihof zufrieden und hofften auf die Zeit, die alles heilte.

Inzwischen blieb der Zwyer nicht müßig, nach dem verschwundenen Bennet-Buben zu forschen. Es war bald keine Hütte mehr, Stunden im Umkreis, die der Bauer nicht abgesucht, oder wo er nicht hätte Nachfrage nach dem Verschwundenen halten lassen. Es verstrichen Wochen und Monate über dem Suchen und Nichtfinden, und endlich — es jährte sich schon bald, daß Leni verzogen war — gab auch der Zwyer den Erfolg seines Mühens verloren und gestand sich heimlich ein, daß er um den Mißerfolg froh sei.

Just da kam der Bennet-Flori nach Färnigen zurück.

„Bei der Bennet-Tschüli liegt einer krank," ging das Gerede durch Färnigen. Der Dorfklatsch hat hurtige Beine. Er lief von Haus zu Haus. Beim Zwyer bildete die Nachricht das Gespräch der Knechte

und Mägde beim Mittagessen. Die Bennet-Tschüli sei nach einem Doktor aus und habe den Hürlimann, den Vieharzt, mitgebracht, weil sie den just an der Straße getroffen hätte. Der Xander könne es nicht sein, der krank liege; der schaffe im Tagelohn beim Schäfliwirt, also müsse doch wohl der Verlorene, der Flori, wiedergekommen sein.

„Redet kein Schwefelzeug!" fuhr der Zwyer, rauher als gewöhnlich, unter sein Gesinde.

Aber gleich nach der Mahlzeit stieg er zu der Hütte der Bennet-Tschüli hinunter, ungern, aber weil er es seinem Mädchen so versprochen hatte.

„Jesses, der Zwyer!" fuhr die Tschüli an der Tür zurück, als sie in zerlumptem, notdürftigem Anzug das Brett nach einwärts zog, an das der Bauer gepocht hatte. Ein ekler Geruch schlug ihm entgegen. Er wäre beinahe auf die Straße zurückgetreten. Jetzt erst kam mit ganzer Macht das Bewußtsein über ihn, an was für einen sein Mädchen sich wegwerfen wollte. Und er wunderte sich über sich selber, daß er nicht den Plan mit harter Faust zerbrochen hatte, wie man ein Rohr zerbricht. Blitzähnlich tauchte dann die Erinnerung an seinen schaffigen Knecht in ihm auf, und an dessen Ringen nach Befreiung von den an ihm haftenden Makeln. Darum überwand er sich und trat in den dunkeln Bretterflur.

„Wo hast den Flori?" fragte er das Weib barsch.

Sie wunderte sich, daß er von dem Heimgekehrten wisse. „Droben in seiner Kammer liegt er," stotterte sie.

„Geh voraus, ich will zu ihm," beschied sie der Zwyer. Seine Art litt kein Zögern.

Ohne Widerrede wandte sie sich und stieg ihm über eine leiterartige Treppe voran. Er mußte den Wänden entlang seinen Weg tasten. Erst als die Tschüli eine kreischende Tür zurückstieß, wies ihm eine leise Helle, wohin er zu gehen hatte. Er trat in einen niederen, schrägdieligen Bretterraum. Ein Loch, das zur einen Hälfte eine nie von einem Tuche berührte Scheibe und zur andern ein Papierfetzen bedeckte, gab spärliches Licht. Der Zwyer unterschied mühsam die Lottereinrichtung der Kammer, den wurmstichigen, nur auf zwei Füßen krumm wie ein Betrunkener dastehenden Schrank, die zwei Stühle, von denen der eine keine Lehne, der andre keinen Sitz mehr hatte, und die Bettstatt. Diese hatte vordem dem Xander und dem Flori zum Lager gedient. Das Gestell war unbemalt, gelbbraun von Zeit und Schmutz. Aus der Matratze guckte das Stroh. Das Kissen sollte weiß und rot bedruckt sein und war grau, so dunkel, daß der Druck verschwunden war. In dem Kissen lag ein Kopf begraben, den blondes, wirres, verwildertes Haar umgab. Der Liegende drehte sich nicht um, er stöhnte zuweilen, und sein Atem ging ruckweise. Der Zwyer sah, daß es der Flori war; aber er schrak zusammen und meinte sich geirrt zu haben, als auf ein Wort der Tschüli der im Bett jäh ein paar hagere Hände in die zerrissene Wolldecke krallte und sich aufrichtete. Ein zerfallenes Gesicht starrte ihn an. Graubleiche Wangen, fiebergesprungene Lippen, die Augen rotunterlaufen und doch glänzend, von begehrlichem, halbwahnsinnigem Blick.

„Flori, was ist mit dir vorgegangen!“ stieß der Zwyer unwillkürlich aus.

Da öffnete sich der Mund des Kranken, der Unterkiefer fiel kraftlos nach abwärts, ein tierisches Lallen, und Flori schlug schwer auf sein Lager zurück.

Den Zwyer fror. Was hatte ein Jahr aus dem dort gemacht, für den er einmal sein eignes Mädchen als nicht zu gut gehalten hatte!

„Wo ist er gewesen? Wie ist er wieder dahergekommen und wann?“ fragte er die Tschüli.

„Wo er gewesen ist, hat mich wenig gekümmert! Gekommen ist er heute früh. Wie's Tag geworden ist, ist er draußen an der Haustür gelegen. Wie er ist, werdet Ihr wohl selber sehen! Jetzt kommt er, wenn er ausgelumpt ist, und macht einem Arbeit und Kosten, und früher, wie er noch etwas gehabt hat, hätte er einem nichts gegeben!“

Die Roheit des Weibes empörte den Dorfvogt.

„Lüg nicht, er hat dir fast allen seinen Verdienst zugesteckt!“ sagte er hart.

Dann wandte er sich und beschied das Weib unter der Tür:

„Der Bub muß einen Doktor haben und richtige Pflege. Er ist so gut als noch mein Knecht, denn er hat seinen Dienst nicht aufgesagt bei mir. Wenn du nichts dawider hast, lasse ich ihn in mein Haus nehmen.“

„Wenn Ihr doch den Narren an ihm gefressen habt, warum nicht!“

Der Zwyer war mit dem Flori fertig. Der Bub hatte keinen Platz mehr in seinem Herzen,

viel weniger neben seinem Mädchen, aber das Gerechtigkeitsgefühl zwang ihn, mitleidig zu sein. Als er sein Haus erreichte, zögerte er nicht; sein kurzer Befehl jagte einen Knecht zum Arzt nach dem nächsten Talort, zwei andre hieß er nach der Hütte der Bennet-Tschüli steigen und eine Tragbahre mitnehmen. Dann erst begab er sich zur Wohnstube hinauf, wo die Zwyerin nähend saß. Sie schaute auf, als er eintrat, und harrte beinahe ungeduldig seiner Botschaft.

„Er ist es," sagte der Bauer, den Hut an den Nagel stülpend. Ich habe zwei hinuntergeschickt, daß sie ihn heraufbringen. Ich denke, wir lassen ihn in seine Kammer tragen. Der Kaspar ist zum Doktor."

Die Zwyerin war aufgestanden. „Du meinst doch nicht, daß der Flori hierher soll?"

„Doch! Freilich."

„Wo ist er denn gesteckt? Weißt, was er getrieben hat all die Zeit her? Ums Herrgotts und aller Barmherzigkeit willen, weißt denn so sicher, ob dein Mädchen nicht ins Unglück bringst mit dem halsstarrigen Plan mit dem Burschen!"

Der Zwyer faßte das Handgelenk seines Weibes und zog sie zum Tisch. Seine Ruhe beschwichtigte die Erregte.

„Der Mensch ist verkommen an Leib und Seele, fast gestorben in der kurzen Zeit, daß er von hier fort ist." Es zitterte eine tiefe Bewegung durch seinen Bericht.

„Wer hat dir's erzählt? Er selber?"

„Es hat niemand ein Wort gesagt, aber wenn du sein Gesicht siehst, wirst es schon selber wissen!"

„Und doch soll er da her zu uns?"

„Sind wir ihm das nicht schuldig? Weil der Zwyer sein Mädchen vor ihm ‚geflöchnet' hat, ist er ins Elend gerennt!"

„Das glaubst du ja selber nicht! Wer, wie der, von Geburt aus den Geleitbrief in die Höll' mit sich trägt, der braucht nicht noch erst einen, der ihn hineinstößt!"

Der Zwyer sah auf. Er war bleich, und sein schönes, männliches Gesicht zeigte einen trüben Ernst.

„Ich kenne dich nicht mehr, Gundi. Zu Färnigen heißen sie dich die ‚Guet' und die ‚Barmherzig', und für den kranken, elenden Burschen hast kein bißchen Mitleid übrig!"

„Für einen solchen, wie den, nicht," sagte die Bäuerin, aber es hatte ihr Mühe gekostet, eine aufquellende Weichheit zu verwinden.

Dem Dorfvogt bebten die Lippen. „Ich muß dich an etwas mahnen, was du vergessen hast, Alte! Der Zwyer-Lois — weißt noch, wie der jung gewesen und seinem Mädchen nachgegangen ist, der Lochbergbauer-Gundi im oberen Lochtal — da ist er keiner von den Brävsten gewesen!"

Die Zwyerin wandte sich heftig nach ihrem Manne um.

„Red nicht davon," sagte sie hastig und angstvoll.

Aber er schüttelte den Kopf.

„Es wird uns zweien gut tun, wenn wir wieder einmal recht daran erinnert werden. Der Zwyer-Lois und die Gundi haben einander gerngehabt, lieber, als es gut ist, wenn die Väter miteinander

im Streit sind. Und wie die Liebschaft an den Tag gekommen ist, hat's daheim bei beiden schlechtes Wetter gegeben, daß der Donner im Dorf herum gehört worden ist. Aber die zwei haben donnern lassen und sind nicht voneinander. Und wenn der Lois ins Lochtal kommen ist, hat er sich reichlich Mut getrunken und ist nie fort, ohne seinen Schatz besucht zu haben, bis ihn sein Vater mit seines Todfeinds Mädchen am Stafelgaden erwischt hat. Und da, weißt noch, was im Weindusel und im Liebesrausch geschehen ist?"

„Schweig doch davon!" Die Tränen standen glitzernd in des Weibes Augen. Es vollendete mit zitternder, kaum hörbarer Stimme:

„Du hast's hundertmal bereut, und der Herrgott, du weißt doch, hat 's Unglück verhütet!"

Aber der Zwyer redete fest und mit voller Stimme zu Ende:

„Der Zwyer-Lois, der von seinem Vater Tag seines Lebens nur Gutes gehabt hat, hat die Hand aufgehoben im Zorn und blindwütigen Eifer, seinem Mädchen zu Gefallen zu leben, und wär' nicht der Alte selber mit einem Blick, den sein Bub bis ins Grab nicht vergißt, zurückgetreten und heimgegangen, wer weiß, was geschehen wäre!"

Die Zwyerin gab keinen Bescheid. Eine geraume Weile saßen die beiden Alten am Tisch. Kein Laut war hörbar als das schwere Atmen des Mannes, der mit gesenktem Haupte dasaß. Und ihre Hände lagen auf der Tischplatte übereinander. Endlich sagte der Dorfvogt:

„Siehst, Gundi, darum soll kein Stein aus unsrer Hand auf den andern fallen."

„Aber das Mädchen?“ fragte die Frau.

„Das Mädchen bleibt fort. Stirbt der Bennet, oder lebt er, die Zwyer-Leni ist nicht mehr für ihn auf der Welt!“

Die Bäuerin erhob sich. Sie entnahm einem Schranke Linnenzeug und näherte sich der Tür.

„Wohin willst?“ fragte der Zwyer.

„Seine Kammer richten,“ gab sein Weib Bescheid. „Und weiß Gott, ich will meine Pflicht an ihm tun.“ Damit trat sie hinaus.

Eine Weile später trugen sie den bewußtlosen Bennet-Flori zum Rütihof zurück und hinauf in seine Knechtskammer.

Siebentes Kapitel

Als Flori drei Wochen im Hause des Zwyer gelegen und dem Bauern ein schön Stück Doktorgeld, seinem Weibe aber eine Reihe mühe- und arbeitsvoller Tage gekostet hatte, erklärte der Talarzt den Schwerkranken für gerettet.

Was ihm denn eigentlich gefehlt hatte? erkundigte sich der Zwyer. Der Doktor gab wichtig zum Bescheid, daß der Bursche ein ganz besonderer Fall sei. Wenn er noch ein Vierteljahr fortmachte, wie er vordem mit Trunk und Unmäßigkeit aller Art seinem starken Körper zugesetzt, wenn er zudem, wie wohl in seiner jüngsten Zeit, noch zeitweise mit Entbehrungen zu kämpfen habe, so brauche er den Tod nicht mehr um einen Geleitbrief anzugehen.

Der Zwyer berichtete seinem Weibe den ärztlichen Ausspruch.

„Wenn es so weit ist, daß er wieder verdienen kann, muß er aus dem Hause."

Frau Gundi nickte. „Die Leni pressiert und drängt mit dem Heimkommen. Wenn sie kommt, darf er nicht mehr da sein."

„Ich will mich nach einem Platz umsehen für ihn und mit ihm reden, wenn ich etwas gefunden habe," entschied der Zwyer.

Aber eine andre entschied anders. Tags darauf kam die Zwyer-Leni durchs Lochtal nach Färnigen und stand um die Abendzeit in der Wohnstube, wohin sie ihre Schritte so schnurstracks und ohne Zögern gewandt hatte, als würde sie erwartet.

„Jesus, woher kommst auch du!" schrie die Bäuerin auf.

Der Zwyer hatte sich erhoben. Ein leichter Unwille verdüsterte seine Stirn.

„Das ist ein Unsinn, Leni, es hat dich niemand gerufen; ein rechtes Mädchen wartet, bis man es holt."

Leni schlug die Augen nicht zu Boden. Sie erschien höher und schlanker, so gerade aufgerichtet stand sie.

„Er ist da, darum bin ich gekommen!" sagte sie einfach.

„Woher weißt das? Wer hat es ausgeratscht?" fragte der Zwyer.

„Die Loise aus dem ‚Schäfli' hat's geschrieben. Ich habe gewartet, daß ihr mich rufet, wie ihr es versprochen habt. Weil ihr nichts habt hören lassen, bin ich gekommen."

„Keine Vorwürfe, Mädchen!“ sagte der Zwyer mit hartem Ton.

Leni schloß die schmalen Lippen und stand halb trotzig.

Da redete der Bauer laut: „Der Bennet ist hier, hier im Haus, ein verkommener Lump, der gestorben wäre, wenn man ihn nicht aufgenommen hätte. In ein bis zwei Wochen kann er wieder schaffen, dann geht er weiter! Du brauchst ihn nicht mehr zu sehen, hast gehört?! Ich, dein Vater, habe dir nicht dawider sein wollen, wie der Bub hat noch recht werden können. Jetzt wirst mir auch folgen, wenn ich dir sage, daß an ein Zusammenkommen von euch zweien kein Gedanke mehr sein kann!“

Leni schwieg und schwieg, fast zu lange, denn der Zwyer wurde ungeduldig. Eine dunkle Röte floß seinem Mädchen über Gesicht und Hals. Endlich stammelte sie ein leises Versprechen: „Ja, Vater!“ und hatte zum erstenmal in ihrem Leben gelogen.

Leni blieb danach im Hause und wohnte sich wieder ein, wäre heimisch geworden bei Vater und Mutter, und diese wären ihr die alten gewesen, wenn nicht etwas sich immer zwischen sie gedrängt hätte, etwas, darüber kein Wort gefallen war, aber das just, weil es verschwiegen blieb, desto merklicher war: die geheime Uneinigkeit des kranken Floris wegen.

Der erstarkte indessen zusehends, ging herum und werkte schon leichtere Arbeit in den Ställen. Auf den Ersten des nahen Mai hatte ihm der Zwyer

eine Fuhrmannsstelle im Tale gefunden. Zur Wohnstube kam er nie, und der Bauer und die Bäuerin wachten eifersüchtig, daß das Mädchen ihm fernblieb. Er verlangte selbst nicht nach einer Begegnung. Er ging mit finsterer und von einem bösen Zug entstellter Miene herum und sann am Entlaufen. Nur ein Rest von Dankbarkeit und ein Greuel vor dem zu End' gelebten Jahre hielten ihn zurück. So kam der Tag heran, an dem er fort sollte. Da nahm er sich gewaltig zusammen, pochte an die Wohnstubentüre, als just Essenszeit war, und trat auf den Hereinruf der Bäuerin hinein, obgleich die Stube sich just mit dem ihm noch immer feindlichen, hungrigen Gesindevolk füllte. Und als er über die Schwelle geschritten war, sah er Leni sich bleichen Gesichts erheben und an ihm vorüber in den Flur hinaustreten, ohne daß sie ihn gegrüßt hätte.

Flori sah abgezehrt und gealtert aus. Sein glattes Gesicht war von grauer, kranker Färbung, sein düsterer Blick flackerte seltsam. Er hielt den Filzhut in beiden Händen und drehte ihn ein paarmal rundum, dann hob er zu reden an. Er hatte die Dankrede für sich auswendig gelernt, denn er fühlte, daß er dem Bauern wie der Bäuerin unvernünftig viel zu danken hatte, aber sein Herz hatte keinen Anteil an dem, was er reden wollte. Bei den ersten Worten aber ging sein Blick zufällig über die eigne, sonntäglich gekleidete Gestalt, und wie der Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung daran, daß er in Lumpen in Färnigen eingezogen war und in anständigen Kleidern fortging. Das wärmte ihn

plötzlich. Ein Schein jenes Respektes, den er vor den beiden Alten vordem empfunden, trat in seine Augen.

„Ihr habt mir viel Gutes getan, Frau, und Ihr, Dorfvogt! Ich will's euch nicht vergessen!"

Die paar Worte hatten einen zitternden, von Herzen kommenden Ton. Er klang dem Zwyer sonderbar an die Ohren. Er maß Flori mit einem langen, forschenden Blick, und es erschien ihm etwas verändert an ihm, das nicht äußerlich, nicht leiblich war. Er meinte einen Ausdruck von Kraft und Ernst an dem Burschen zu finden, den er früher nie an ihm gesehen hatte. Es mochte darum sein, daß sein Ton warm, beinahe liebevoll war, als er sagte:

„Behüt' dich Gott, Bub! Du hast jetzt eine rechte Stelle da unten! Halt dich gut und mach mir keine Schande, hörst! Es wäre das letztemal gewesen, daß der Zwyer mit dir zu tun gehabt hätte!"

Er streckte Flori seine Hand hin, und der legte die seine hinein. Aber zu antworten hatte er nichts; denn er hatte keinen Glauben daran, daß er, der Hudelbub aus der Bennet-Hütte, das Gutsein versprechen könne! Nach dem Bauern grüßte er die Bäuerin, und dann ging er willig und geduldig von einem zum andern von allen, die ihm übelwollten, und verabschiedete sich. Als er unter die Tür trat, rückten der Zwyer und seine Tischgenossen zum Essen zusammen. Er hörte die Bäuerin fragen: „Wo ist denn Leni?" Und als er die Türe schloß, sprach der Zwyer eben mit seiner vollen, schönen Stimme das Tischgebet.

Dem Flori wurde es auf einmal elend zumute. Es war ihm, als nehme er erst jetzt, aber für ganz Abschied von allem, was brav an ihm war. Er tastete sich gleich einem Alten über die Treppe hinunter. Als er an die dunkle Ecke kam, wo die Stiege sich wendete, fühlte er plötzlich eine Hand in der seinen, die ein Papier zwischen seine Finger drückte. Er griff zu, halb im Taumel. Da war die, die es ihm gereicht hatte, schon an ihm vorüber und die Treppe hinaufgeeilt. Er sah, daß es Leni gewesen war. Das Herz klopfte ihm; er mußte anhalten, so heftig bedrängte ihn der Schlag. Dann schloß er die Finger fester um den Zettel, als könnte er ihn verlieren, und ging. Er stieg am Berghang hinauf, daß er über die Matten, dem Wald entlang und das Dorf umgehend, den Talweg gewinne. Wie ein Dieb schlich er davon, seine Habseligkeiten in ein Bündel geschnürt; er fürchtete das Dorf und die, welche ihm dort begegnen konnten, dem Hudelbuben seine Verwandtschaft. Endlich hielt er hinter ein paar grauen, gewaltigen Steinbrocken inne. Er tat seine Hand auf und las, derweil das Blut ihm das Gesicht entzündete. Ein paar Bleistiftworte standen auf Lenis Zettel. „Ich will mit dir reden. Sei eine Stunde vor Zunachten am Jochsee oben!"

Dem Flori schwindelte. Er wußte nicht, wie die wilde, verrückte, selige Unruhe plötzlich über ihn kam. Bestellte ihn Leni nicht zu einem Stelldichein, wie man seinen Schatz bestellt? Die Leni, die er doch verloren hatte, und der — zuleid — er . . . Ja, wenn er jetzt das vergangene Jahr hätte hinwegwischen können! Er schaute nach der Sonne. Sie

schien blaß, weiß, hinter dünngrauen Schleiern, aber sie stand wenig westwärts. Er hatte noch Stunden zu warten; dennoch raffte er sein Bündel auf, duckte sich und ging seinen heimlichen Weg wie der Pascher, der an dem Häscher vorbeischleicht. Und schlich zum Jochsee hinauf, alle die Stunden zu früh. Unter den Tannen, wo er manchmal sein Spiel mit den Holzstücken getrieben hatte, warf er sich nieder und wartete.

Es wollte Frühling werden. Schon tauchte an den Seeufern da und dort ein grüner Grasfleck aus der Schneedecke auf. Die Tannen standen in unbeflecktem, düsterem Kleide. Der Schnee über ihren Wurzeln war gelb, vereist. Nur das Stille Horn und die übrigen Türme blinkten noch silbern hernieder.

Die Sonne erlosch ganz hinter dem Graugewölk. Es wurde kalt, als es dem Abend entgegenging. Flori hatte regungslos und in Grübeln versunken gewartet. Er malte sich aus, was geschehen würde, wenn Leni käme. Alle Zukunft kümmerte ihn nicht. Seine Gedanken reichten nicht weiter als just bis zu der Stunde, wann er sein Mädchen sehen würde. Einmal baute er sich wundersame Schlösser in die blaue Luft, und mit dem nächsten Gedanken riß er sie wieder ein. So saß er, und die Zeit verging ihm fast schnell.

Als die letzte Spur eines Leuchtens hinter den Nebeln erstarb, stand Leni unter den Tannen des Färniger Waldes. Das Mädchen trug ein dunkles, schlichtes Kleid. Das bleiche Blond des Haares schimmerte in warmem Glanz dawider, und das

schmale Gesicht hatte einen Ausdruck rührender Lieblichkeit. Flori neigte den Leib vor und staunte das Mädchen an, als erschiene ihm ein Engel. Und vielleicht war Leni in seinem Leben der gute Engel. Nun tat sie ein paar Schritte ihm entgegen. Sie zog das Tuch, das sie um die Schultern geschlungen hielt, fester zusammen und reichte ihm nicht die Hand, als sie vor ihm stand. Ganz ruhig und voll tiefen Ernstes hob sie zu sprechen an:

„Vor einem Jahr, als ich mit dir geredet habe, hast mir nicht vertraut, und als ich dir habe beweisen wollen, daß ich es ehrlich meine, da hast mich mißhandelt und bist taub gewesen und verlaufen. Jetzt, bevor du noch einmal gehst, mußt anhören, was damals überhört hast. Wenn du zugrunde gehst, so sollst die Entschuldigung nicht haben, daß dich des Zwyers Mädchen zugrunde gerichtet habe!"

Es hielt inne. Der Bursche sagte kein Wort, er tat keinen Schritt zur Flucht, wie Leni fast gefürchtet hatte. Er stand nur und staunte in ihr Gesicht, wie ein aufrichtig Betender voll Inbrunst nach seiner Heiligen blicken mag. Da fuhr Leni fort:

„Vor einem Jahr sind der Vater und die Mutter einverstanden gewesen, daß, wenn du eine Frist lang recht tust und dich gut hältst, wir zwei beieinander bleiben dürften fürs Leben. Das habe ich dir eingestehen wollen, weil du mir sonst nicht getraut hast, aber du hast mich nicht angehört! Und jetzt ist das Jahr herum, und es ist alles ganz anders! Warum — warum hast du solch ein Jahr gelebt, Flori?!"

Sein Blick verlor sich seitwärts in das Tannendunkel.

„Frag den Herrgott, warum er seinen Menschen die Sünde ins Blut gießt, daß, wenn der Verstand nicht mehr Herr bleibt und das Blut Meister wird, keine Rettung vor dem Sündigen ist. Dem Verstand hast du die Herrschaft genommen, Mädchen!"

Er redete alles ruhig, leidenschaftslos, nur er fühlte, wie im geheimen jedes Wort in ihm nachbebte.

„Der Vater und die Mutter wollen nichts mehr von dir wissen, und so gut das andre gegolten hätte, gilt jetzt das!"

Er nickte nur, als hätte er nichts andres erwartet.

„Flori, warum bist auch nicht brav geblieben!"

Lenis Hand hob sich und suchte die seine. Da zuckte die alte Begehrlichkeit in ihm auf, er verschlang des Mädchens Gestalt mit einem durstigen Blick und öffnete die Arme. Aber dann fiel sein Auge auf ihr Gesicht, das in Tränen zuckte, und er überwand den Bennet-Buben in sich. Er ergriff des Mädchens Rechte nicht.

„Was geschehen ist, ist geschehen. Was hilft's jetzt! — Ich muß halt gehen! So, adie, Leni! Und es hat mir doch gut getan, das zu hören. Ich sage dir Dank!" Er wandte sich ab. Er tat ein paar Schritte.

Leni wußte, daß sie ihn nie mehr zu sehen bekam, wenn sie ihn gehen ließ. Zweimal wollte sie rufen, und zweimal stockte ihr die Rede. Dann nahm sie allen Mut zusammen und nannte seinen Namen. Und als er gehorsam wiederkam, redete

sie hastig, als könnte sie darob Reue haben: „Flori, wenn du dich halten willst, wenn du brav bleibst, so — ich bleibe dir treu, und — in ein paar Jahren kannst mich holen!“

„Ob deine Leute wollen oder nicht?“

Leni zögerte noch. Dann versprach sie mit kaum hörbarer Stimme: „So oder so!“

Da glühte die Hoffnung in Floris Augen auf und erstarb.

„Weißt du alles, was in dem Jahr geschehen ist?“ fragte er.

„Alles, was die Leute wissen!“

Er dürstete nach Ehrlichkeit.

„Der Xander —“ begann er zu beichten. „Ich traf ihn am Weg in die Lochtäler damals. Und ein Herumstreicher, wie er ist, als er herausgebracht hat, daß ich fort will, hat er mich mitgenommen ins Oberland, wo er einmal gedient hat. Im gleichen Dorfe sind er und ich unterkommen. Und — wenn du hingehen könntest, würdest die Leute jetzt noch den zweien fluchen hören. Seit da die grauen, alten Hütten stehen, sind noch nie zwei Schlechtere dazwischen herumgegangen. Die Leute haben Angst vor ihnen gehabt: so schlecht, so frech und so wild sind sie gewesen, die zwei — der Xander und ich!“

„Was — was hast Schweres auf dem Gewissen?“ fragte Leni. Ein Schauder durchfuhr sie.

„Schweres genug,“ fuhr er fort. „Der Xander ist ein guter Lehrmeister, und ich bin ein noch besserer Schüler gewesen! Acht Tage lang ist geschafft worden und darauf vierzehn gelumpt; in allen Wirtschaften sind wir daheim gewesen, bis uns alle

verboten waren! Wo's Streit und Schlägerei gegeben hat, sind wir dabei gewesen. Und die jungen Burschen haben fast soviel Angst gehabt wie die jungen Mädchen!"

„Was — wie meinst das?"

„Daß ich dir nicht treu geblieben bin!" stieß er heraus.

Da schwieg Leni und wandte sich ab.

Flori hatte nichts andres erwartet.

„Siehst, Mädchen, ich habe dir alles sagen müssen, wenn ich auch gewußt habe, daß dein Wort zurücknimmst, oder gerad, weil ich das gewußt habe. Du — hättest mir im Leben viel Gutes tun können, und wenn mir das Glück eine wie dich gegeben hätte, so wäre ja schon alles anders geworden; aber du bist nicht für den verkommenen Kühknecht gewachsen! Und — und — so geh' ich jetzt, Mädchen! — Und behüt dich der Herrgott!"

Er tat noch einen langen Blick in Lenis Gesicht, dann schritt er abermals und rascher hinweg. Da schrie es ihr im Herzen: ‚Hilf ihm aus der Not! Errett ihn! Der Herrgott selber hat dich bestimmt dazu!' Das Mitleid war mächtiger noch als die Liebe und trieb sie ihm nach. Unter den Tannen holte sie ihn ein. „Flori, Flori!"

Er blieb stehen; sie legte beide Hände auf seinen Arm.

„Wenn ich deine Frau würde, versprächest bei allem, was heilig ist, daß du brav bleiben würdest, von Stund an und solange du lebst?"

Er hielt sie weg von sich und suchte im Düster der Stämme in ihren Zügen zu lesen.

„Nach allem, was du weißt, sagst das noch, nach allem?"

„Ich — ich möchte dir helfen . . ."

Es straffte sich jede Sehne an seinem Leib. Er schien zu wachsen. Seine Arme hielten das zitternde Mädchen, scheu und doch fest, wie man ehrfürchtig seine Mutter in Armen hält.

„Wenn du mir Treu' versprichst — jetzt — Leni! Ich will dir jetzt glauben, als hätt' ich's verbrieft! Wenn du mir versprichst, daß du mich gern behältst, keinen sonst, dann will ich jetzt in die Stelle gehen, die dein Vater mir gesucht hat, und will in treulicher Arbeit die Sünden verbüßen. Und wenn ich wiederkomme in ein paar Jahren, dann sollst nichts Schlechtes mehr von mir hören, nur — nur — das Gegenteil! Und dann — will ich um dich fragen!" Er hatte das alles laut und voll Kraft gesprochen.

Leni schluchzte leise, sie drückte seine Hände.

„Die heilige Mutter Gottes gebe dir Kraft! Ich will dich nicht vergessen, und magst kommen, wann du willst, ich will deine Frau sein, wenn dem Vater sagen kannst, daß du brav geblieben bist!"

Sein Kopf neigte sich ihr zu, ihre Wange schmeichelte an die seine. Wieder durchrieselte ihn ein heißer, begehrlicher Schauer. Er atmete schwer. Aber sein Wille war mächtiger. Er faßte Lenis Kopf zwischen seine beiden rauhen Hände und drückte die Lippen andächtig auf ihre Stirn.

„Adie, mein Mädchen! Was gesagt ist, soll gelten, wie Hochzeit vor dem Pfarrer!"

Er verließ sie plötzlich und schlug, ohne sich umzusehen, den Weg nach Färnigen ein.

Leni achtete jetzt erst auf die wachsende Dunkelheit. So spät! Sie erschrak. Sie wußte, daß nach ihrem Verbleib gefragt werden würde; da stieg sie über die Hänge hinab, um zu beichten.

Achtes Kapitel

Flori hatte den Weg nach Färnigen genommen. Es war nichts mehr, was ihm dort gefährlich schien. Sein Kopf saß höher, ganz stolz im Nacken. Er kam sich wie gefeit vor gegen alles Schlechte, und jedes Seitwärtsweichen schien ihm feig. Darum ging er der Straße nach und scheute es nicht, daß er an der Hütte der Bennet-Tschüli vorüber mußte.

Als er das Haus Zwyers erreichte, war es ganz dunkel geworden. Ueber den westlichen Bergen flammte inmitten letzter, verbleichender Tageshelle ein Stern auf. In der Wohnstube des Zwyerhauses zündeten sie Licht an. Flori blieb einen Augenblick im Schatten der Kirche stehen und sah das Haus an. Er fühlte, daß es ihm lieb geworden war. Der Kopf wurde ihm heiß und wirr. Er ließ das Bewußtsein in sich wachsen, daß das Glück auch ihn jetzt suchte, ihn, den schlechten Flori! Und wie es in ihm war, als befreite sich etwas in seiner Seele, wie er selber dabei gleichsam körperlich an Kraft gewann, mußte er sich Gewalt antun, daß er es nicht in die Nacht hinausschrie: ‚Ich will ein Rechter werden, und ich weiß, daß ich es kann!‘ Darauf suchte er, weiterschreitend, den Schatten der Häuser; es war ihm nicht ums Grüßen und Gegrüßtwerden,

er hatte mit sich zu tun. Er durchmaß das Dorf, ohne daß ihn Freund oder Feind belästigt hätte. Endlich lag nur noch die Hütte der Mutter vor ihm. Ehe er sie erreichte, sah er, daß das Türbrett offen stand und ein karger Lichtschimmer auf die Straße fiel. Er zögerte. Eben klang die Brüllstimme des Xander heraus: „Weiß der Kuckuck, wo er steckt! Er wird wohl noch beim Rütibauer oben sein! Hähä, was gibst mir, wenn ich dir den Gefallen tu' und ihn suchen gehe?" Flori verstand jedes Wort. Ein unbestimmbares Gefühl hielt ihn an der Stelle fest, wo er stand. Dann wappnete er sich mit seinem Trotz und seiner jungen Kraft und trat in den Lichtstreifen.

Da rief ihn von innen der Xander an: „Red vom Teufel, dann ist er da! Komm herein, du!"

Der Gesell hatte sich eben durch die Tür geschoben und streckte den Arm.

Flori biß die Zähne zusammen und sah sich nicht um. Ohne Gruß schritt er vorbei. Aber der andre ließ ihn nicht los.

„Hoho, tu nur nicht so fürnehm heute, als kenntest einen nicht. Hereinkommen sollst, hast gehört?" brüllte er hinter ihm.

Flori ging fürbaß, bis der andre hinter ihm herfuhr wie ein Stier und ihm die Pratze auf die Achsel schlug.

„Was ist?" fragte er mit halberstickter Stimme. Er war bleich. Er hätte den andern erschlagen können, um frei zu werden.

Xanders Aeuglein funkelten. Er ließ ein Kichern hören, das wie Raubtiermurren war.

„Hereinkommen sollst!" befahl er dann.

Der andre richtete sich auf. „Ich habe da drinnen nichts zu tun. Schuldig bin ich dir nichts. So, adie!"

Der Xander war schnell trotz seiner Plumpheit. Er versperrte ihm den Weg.

„Bist halt wieder beim Zwyer gewesen, man merkt's dir an; du spielst jetzt noch den Braven, der du vor seinen Augen sein mußt!"

„Laß mich weiter!" Flori hob den Sack mit den Habseligkeiten wie zum Schlage.

Da rückte ihm Xanders Gesicht dicht vor die Augen:

„Es ist Besuch da für dich! Willst kommen oder nicht? Was sollen wir die Suppe ausfressen, die du eingebrockt hast!"

„Wer könnte da sein? Zum letztenmal — jetzt — laß mich weiter!"

„Die Gunter-Karlini aus dem Oberland will mit dir reden!"

„Die — die — was hast gesagt?" Flori hatte geschwankt. Der Name! Eine Angst befiel ihn, von der er selber nicht wußte, was sie sollte, und es schwindelte ihn. Darauf trat er, ohne den Xander mehr anzusehen, auf die Hüttenöffnung zu.

Die Wohnstubentür stand offen; er warf seinen Packen in dem Flur zu Boden, dann rührte er sich. Seine Beine waren schwer wie nach langem Weg. Er betrat den dunkeln, unsauberen Wohnraum. Eine Petroleumlampe brannte rauchig an der Decke, auf dem Tische stand in einer Flasche der Rest einer brennenden Kerze, welche die Tschüli jüngst

in der Kirche hatte mitlaufen lassen. Der Xander hatte eine schmutzige Zeitung auf dem Tische liegen und hatte der Mehrbeleuchtung bedurft. An ihrem Fensterplatz faulte die Tschüli und glotzte ein Mädchen an, das mit auf den Rücken gekreuzten Händen an der Wand lehnte. Es drehte den Kopf nach der Tür, als Flori eintrat.

Es war blutjung, sein Leib hatte hagere, aufgeschossene Glieder, Fetzen umhüllten sie. Das Gesicht war schmal und weiß, dunkle, glänzende Augen standen darin, dunkles Haar umgab wirr und zerzaust den Schädel.

„Gelt, er ist es gewesen," murmelte die Tschüli und verzog das Gesicht zu einem Grinsen; dann wandte sie sich dem Eintretenden zu.

„Bist wieder gesund, du? Die Karlini wird froh sein! Wenn du gestorben wärest, wär' sie dagesessen!"

Flori tat, als sehe er das alte Weib nicht. Er war über die Schwelle getaumelt und starrte das Mädchen an. Er sah aus wie ein Gestorbener, und seine Knie zitterten. Es war ihm eine Art Erleuchtung gekommen. Er wußte das Glück, das ihm heute in die Hand gefallen war, von einem Worte abhängig, das aus des fremden Mädchens Mund kommen sollte.

„Was — mich hast wollen?" stotterte er und schlenkerte die Arme, mit denen er nichts anzufangen wußte.

„Er hat zu viel!" kicherte die Tschüli.

„Ah bah, Angst hat er!" gröhlte Xander, der hereingekommen war. Die Karlini lachte frech.

„Ja, dich habe ich wollen!"

Er wollte fragen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen vor Angst, er brachte kein Wort hervor. Das Mädchen gab sonst Bescheid.

„Die Mutter schickt mich, ich soll fragen, wann du uns ins Amtsblatt tun lassen willst?"

Langsam kamen Floris Arme zur Ruhe. Die Lider fielen einen Augenblick über seine Augen, daß nur das Weiße hervorschimmerte. Danach fragte er tonlos:

„Ins Amtsblatt? Dich und mich?"

Wieder lachte die Karlini.

„He, ja, die Mutter will nicht Heirat und Taufe miteinander im Haus haben."

Der Xander brüllte auf vor Vergnügen. Die Tschüli glotzte und lächelte zutraulich: der Bub schien ihr nähergerückt. Und Flori wandte sich ihr zu. Sein Gesicht war verzerrt wie von grenzenloser körperlicher Qual, aber es war keine Schwäche mehr an ihm.

„Mach' ich Euch nicht Freud' jetzt, Mutter?" fragte er und höhnte mit den Worten das verkommene Weib und sich selbst und alles, was um ihn war. Dann ging er auf das Mädchen zu.

„Recht hast, Karlini, daß du gekommen bist! Schläfst hier die Nacht? Ja — da" — er schlug die Finger um ihr Handgelenk und riß sie nach dem Flur — „da in dem Pack ist mein Hochzeitg'rust und meine Aussteuer, das nimmst morgen mit, wann du heimgehst, daß du auch sicher bist, daß ich nachkomme!"

Das Mädchen wehrte sich wider seinen Griff, seine Nägel gingen ihr wie Krallen ins Fleisch.

Da stieß er sie von sich und tat einen Sprung und stand auf der Straße.

„Wohin läufst?“ kreischte Karlini, die ihn nicht mehr wegzulassen meinte, obgleich ihr angst war vor seinem sonderbaren Gebaren.

„Was, brennt er wieder durch?“ schimpfte innen der Xander und kam durch den Flur gestürmt.

Aber Flori stob den Weg wieder hinan, den er gekommen war. Er durchjagte das Dorf und stürzte den Bergpfad aufwärts. Er kannte den Weg auch im Dunkeln. Aber der war weich und schlüpfrig; es war eine beschwerliche Flucht. Ein wenig außerhalb der letzten Gaden blieb er keuchend stehen. Er lauschte. Es blieb alles still. Im Dorf hatte ihn keiner durch die Schatten huschen sehen. Mochte ihn der Xander dort suchen! Da herauf folgte er ihm nicht! Langsam fing er abermals an zu steigen, und als seine Pulse ruhiger schlugen und das wilde Klopfen seines Herzens sich legte, kam eine große Klarheit der Gedanken über ihn. Er fühlte weder Schmerz noch Furcht, noch war die leiseste Hoffnung mehr in ihm. Aber sein Kopf war hell und sein Sinnen scharf wie das eines Vielerfahrenen. Auf dem Weg, den ihm die Zwyer-Leni gezeigt hatte, war er an eine Mauer gekommen, die nicht zu überklettern war. Er, der Bennet-Flori, eines verkommenen Weibes Bub, mußte zurück zu dem Volk, das seinesgleichen war, und mußte wieder verkommen. Aber er hatte dem guten Mädchen versprochen, daß er recht und brav bleiben wolle! Ha, wenn's doch an ein Untergehen ging, sollte es nicht wieder ein

Versinken in Schlechtigkeit sein! Er schlug seine nägelbeschlagenen Schuhe fester in den gegen die Höhe sich härtenden Schnee. Als er den Firnwind schärfer spürte, riß er den Filz vom Kopfe. Der kühle Hauch tat wohl, die Stirn fühlte sich noch einmal so frei. Er nahm den Hut und schwang ihn in weitem Bogen in der Richtung fort, wo das Tosen des Färnigenbaches scholl. „Da, tu deine letzte Reise, wie ich die meine!"

Er erreichte bald danach den Wald und schaffte sich aufwärts, langsam, gemächlich. Es war ja keine Eile! Er brauchte wohl eine Stunde bis zum Jochsee. Als er aus den Tannen trat, lag das Mondlicht auf dem dunkeln Gewässer. Weiß, von blendender Helle, schien es hinab zu zünden in die finstere, seltsame Tiefe. Es tat sich wie ein Tor auf in dem schweigenden Wasser, und die Silberleiter des Mondstrahls führte hinab in den Grund. Flori wunderte sich nicht mehr, daß nichts zur Höhe kam, was der See verschlang, seine Tiefe schien endlos. Er stand und sah dem ruhigen, weißen Glanz nach und hinunter, bis ihm die Augen brannten. Dann hob er den Kopf und sah dasselbe weiße Licht über alle Berge gegossen. Nur wo Wald wuchs, ragte es schwarz in die heilige Helle, und jede Tanne hob sich scharf von dem leuchtenden Grund, und jeder lag es zwischen den Aesten wie von feuchtem, silbernem Tau. Aber die Berge standen gleich erleuchteten Riesenmauern. Das Stille Horn schien wie ein Turm aus edelm, weißem Metall, und auf seinem Firn spielten bleiche Flammen.

Flori dachte an die Tage auf der Hornalp und die Zeit, da die Zwyer-Leni ihm lieb geworden war. Nun packte ihn zum erstenmal ein Leid, und seine Züge begannen in verbissenem Gram zu zucken. Aber er nahm sich zusammen. Seine Hand fuhr nach der Brusttasche. Ein altes, zerrissenes Notizbuch steckte dort, darinnen des Zwyers Knecht die Austragmilch aufzuzeichnen pflegte. Das Lotterding enthielt noch zwei Blätter. Er riß das eine heraus und ließ es, dicht an den See tretend, ins Wasser gleiten. Es machte den gleichen, gemächlichen Weg, inmitten der Mondhelle fing es an, sich zu drehen, und plötzlich war es verschwunden. Flori entnahm seinem Buche das andre Blatt und hob es über das Wasser. Dann besann er sich und zog es zurück. Er nestelte einen Bleistiftrest aus dem ledernen Halter am Buch, legte das Blatt auf den leeren Deckel und zeichnete mit ungelenken Fingern zwei Worte auf das Papier.

„Adie, Leni!"

Er brauchte eine lange Weile dazu. Als er fertig war, schritt er zur nächsten Tanne, deren Stamm kahl war und nur hoch in das Licht eine spärliche Krone streckte. Dort nahm er sein Taschenmesser, durchstach den wortarmen Brief, ihn fest an den Stamm des Baumes heftend. Das Messer zitterte, als seine Hand es losließ, er hatte es bis in das Herz der Tanne gestoßen.

Und gleich einem, der sich ruhig schlafen legen will, entledigte er sich seines Rockes und legte ihn unter den Baum, und die silberne, wertlose Uhr legte er darauf, als wäre sie ein Kleinod. Dann

trat er an den See zurück und zögerte nicht ein einziges Mal. Sein Entschluß stand so klar und fest vor ihm. Er stieg in das Wasser, als gälte es ein Sommerbad, und legte sich gleich dem geübten Schwimmer auf den Rücken in die schwarze Flut. Sein Gesicht war der Helle zugewendet. Es zuckte keine Muskel darinnen. Der Körper begann zu treiben, und je mehr er sich der Helle näherte, desto starrer erschien das Gesicht, wie aus Marmor geschlagen, rein, schön, von kühnen Zügen; jede Spur von der Schlaffheit des Verkommenen war verschwunden. Der Sterbende hatte einen eisernen Mut, seine Augen standen offen und blickten ohne Trauer, nur voll großer, entschlossener Ruhe.

Als der Mond in das Gesicht lugte, tat der See sich auf. Es ging wie eine mächtige Welle und war wieder glatt und still und hell.

An dem Stamm drüben schimmerte das Blatt.

*

Des Zwyers Leni hatte gebeichtet. An dem Abend, da sie sich dem Flori am Jochsee versprochen hatte, war sie vor den Zwyer hingetreten und hatte gesagt:

„Ich bin dem Flori nachgegangen. Er hat mein Wort, wenn er brav bleibt!“

„Das Wort soll nicht gelten! Der Herrgott wird dir Antwort geben, eigenwilliges Mädchen! Ich habe nicht gewußt, daß ich ein ungehorsames Kind habe!“ hatte der Zwyer geredet und war zum erstenmal im Zorn von seiner Einzigen gegangen. —

Zwei Tage später hatte er der Leni einen weißen Zettel zugetragen, darauf zwei schwer zu lesende Worte standen.

Das Mädchen saß in der Wohnstube und nähte und sorgte sich um den Flori und grämte sich um den Vater, der zwei Tage lang kein Wort mehr zu ihm gesprochen hatte. Die Zwyerin saß daneben und las den Kummer aus des Mädchens Gesicht und hätte trösten mögen, wenn sie nicht dem Manne recht gegeben hätte.

Der Zwyer war auf einmal in der Tür gestanden, während ihn die Weiber bei den Knechten glaubten, die am Waldholz schafften. Sein Gesicht war ernst, aber die ganze Liebe zu seinem Mädchen leuchtete wieder aus seinem Gesicht.

„Der Herrgott gibt dir einen harten Bescheid," sagte er, und seine Stimme zitterte, „das und allerlei Sachen, die dem Bennet-Flori gehört haben, haben sie am Jochsee gefunden!"

Leni war aufgefahren. Sie haschte nach dem Zettel und las — und las. Darauf sah sie den Vater an mit Augen, die sich füllten und brannten, bis sie das Gesicht an des Zwyers breiter Brust verbarg. Da schluchzte sie lange, und der Bauer legte den Arm um ihren schlanken Leib, und mit der Rechten strich er ihr über den blonden Kopf, zärtlich, viele Male.

Die Zwyerin sah hinaus zum Fenster. Es wollten auch ihr die Augen feucht werden ob der großen Liebe, die sie zwischen den beiden sah.

Kunis Heilung

Erstes Kapitel

Des Zwyssig-Melks Kuni wollte sterben.

Sie hatten das achtzehnjährige Mädchen vor die Hütte getragen, daß es wieder einmal die kühle, duftende Heualpluft atme und des Herrgotts sonntägliche Sonne fühle, aber sie mußten jetzt mitten im Juli Kissen und Decken herbeischleppen; Kuni fröstelte. Es war hart, so jung und auf dem gesegneten Erdenfleck da oben, der Stegalp, ans Sterben denken zu müssen. Die Sonne stand im Westen so hart über den Schneezacken des Hochalpstocks, daß es schien, als lohe von dessen Turm ein mächtiger weißer Brand zum Himmel. Der Hochalpgletscher leuchtete, ein Feuerwerk von silbernen Blitzen und Funken ging über seine Fläche; in die Stegalp hinab aber floß nur noch ein goldener, stiller Abglanz und legte sich wie eine Glorie über die weiten, grünen Matten. Die Gebirgsstöcke, deren Wände senkrecht aus dem Hochgelände emporstiegen, standen in violetten Abendschatten, am Alpausgang, wo der Weg gen Frutt, der drei Stunden tiefer im Tal liegenden Bahnstation, hinabführte, und wo die Spitzen der höchsten Lochwaldtannen scharf und dunkel vom Himmel sich abhoben, lag ein Rosenschimmer, rein, heilig, das ewige Licht des ewigen Gottes.

Und inmitten der Heimatpracht wollte Kuni sterben. Sie saß in ihrem unbequemen, vom Urgroßvater selbst gezimmerten, jüngst noch vom Zwyssig-Melk frischbemalten Lehnstuhl und hielt den Blondkopf in das rotgeblumte Kissen gedrückt. Sie sah nicht unglücklich aus; die Jugend will die Nähe des Todes nicht gelten lassen. Das Mädchen war auch alleweil so zufriedenen und ergebenen Sinnes, daß es selbst gegen das unbarmherzige Schicksal, welches es seit Vierteljahrsfrist krank in der Hütte gefesselt hielt, keine Regung der Ungeduld hatte. Weil Kuni so gar eine Gute war, trauerte ganz Stegalp. Der alte, graubärtige Kaplan, dessen Leib so schäbig und hinfällig war wie sein Gewand, und der herüber gekommen war, seinen Sonntagsbesuch zu machen, staunte ganz andächtig in das schmale Kindergesicht des Mädchens. Es lag ein rührender Ausdruck in den unregelmäßigen Zügen, darinnen Mund und Nase schön geschnitten war, die Stirne aber sich allzu wölbig ob den tiefliegenden hellbraunen Augen aufbaute. Das Siechtum war mit einer edelnden Hand über das Bauerngesicht gefahren; hatte Kuni ehemals schon als eines der schönsten Stegälpler Mädchen gegolten, so — meinte der Kaplan — gleiche es jetzt schon mehr einer lieben Heiligen.

Kuni hatte seit des Kaplans Kommen noch kein Wort verloren. Zwyssig und sein gesprächiges Weib hatten so viel von ihres Mädchens Leiden zu klagen, daß dieses nicht zu Wort gekommen wäre, selbst wenn es gewollt hätte.

„Ja, in Gottes und aller Heiligen Namen, so

wird's halt zu Ende gehen," seufzte Melk und wischte sich mit dem weißen Hemdärmel die faltenumlegten Augen. Melk war alt für das junge Ding, das ihn Vater nannte. Er hatte siebzig Jahre auf dem Rücken. Aber Kuni war von seinen dreizehn Kindern das jüngste, und sein Weib sah noch aus, als hätten ihr auch noch drei, vier weitere nichts geschadet. Der Melk, der auf der steinernen Haustreppe neben seines Mädchens Stuhl hockte, trug einen dünnen, graublonden Spitzbart, lange, gleichfarbige Brauen hingen über seine Augen. Er hatte ein schmales Sorgengesicht, in dem doch die Zähigkeit des Bergbauern zu lesen war. An Sorgen hatte es ihm Tag seines Lebens nie gefehlt, von der Zeit an, da er, ein blutarmer Bub, eine alte Brotkruste für einen Leckerbissen angeschaut, bis auf die Tage, da es galt, dem kleinen Eigenland Nahrung für fünfzehn hungrige Mäuler abzuringen. Melk fuhr sich mit der Hand, die so rauh und graufarbig war wie das Gestein der Bergwände, durch das spärliche Haupthaar und redete von seines Mädchens nahem Sterben weiter, unbekümmert darum, daß dieses Wort für Wort mitanhören mußte. Sein Weib, die Leni, stand ihm redlich bei. Sie war eine saubere, rundliche Frau mit glattem, offenem Gesicht und angenehmen Zügen. Ihr blondes Haar war straff gescheitelt und am Kopfe festgesteckt, ihre Gewandung so sonntäglich sauber, daß sie sich hätte neben der Gwüestbäuerin sehen lassen können, welche die reichste im ganzen Alptal war. Auf den Sprossen der am nahen Gaden lehnenden Leiter hockten übereinander zwei junge Burschen und schmauchten ihre Pfeifen,

das waren Kunis jüngste Brüder, die einzigen, die außer ihr noch in der väterlichen Hütte weilten. Die übrigen Buben und Mädchen hatten weggeheiratet, waren weggezogen oder weggestorben.

Kuni saß und staunte ins Weite. Die Hin- und Widerreden der Alten und des Kaplans gingen ihr verloren. Seit geraumer Weile wanderten ihre Blicke nach der gleichen Richtung und hafteten an zwei schwarzen Punkten, die sich an der Nordwand des senkrecht aus dem Alpgrund emporsteigenden Fluckstocks abwärts bewegten. Eine Schrunde barg dort einen nur den Aelplern bekannten Pfad, wie ihn niemand an der schroffen Wand gesucht hätte. Ueber diesen stiegen zwei Männer zur Alp, an denen Kuni eine absonderliche Freude zu haben schien.

Der Kaplan nahm indessen Abschied. Das Mädchen fuhr ganz erschreckt zusammen, als er ihr die verdorrten Finger entgegenstreckte.

„Bete zum Herrgott und gib nicht nach! Vielleicht hat er doch noch ein Einsehen," frömmelte der geistliche Herr. Das Mädchen hörte ihn nicht. „Der Franz ist es mit dem fremden Herrn," murmelte es in sich hinein. Da wandte sich der Hochwürdige unwillig ab. „Gute Nacht beisammen," sagte er und trampelte über die grüne Fläche nach seiner Hütte hinüber, die mit einem halben Dutzend andrer und der weißmauerigen Kapelle die eigentliche Ortschaft bildeten.

Um ein weniges später erscholl das Aveglöcklein über die Alp. Melk und sein Weib hatten gleich der Kuni das Reden vergessen, erstere beiden, weil nach des Trösters Weggang der Kummer sie härter

bedrängte, letztere, weil sie noch immer nach dem Fluckstock spähte. Der Kaplan schaffte emsig am morschen Glockenstrick. Hell und fast lieblich wallten die kurzen Klänge des alten Erzes zur Weite, jetzt verstummend, jetzt fern am Berge noch einmal gleich letztem Ruf erwachend. Die Alten und ihre Tochter hatten die Hände gefaltet und die Köpfe geneigt, die Brüder auf der Leiter drückten die Pfeifen aus und stiegen zur Erde. Andächtig betend standen sie in der Hüttenecke. Derweilen kamen vom Fluckstock her zwei über die Matten geschritten. Es währte eine geraume Weile, bis sie Zwyssigs Hütte erreichten. Aber Kuni hatte ihre Andacht vor der Zeit beendet, und ein heimliches Leuchten kam in ihre großen Augen.

„Lug, der Franz," tönte da die Stimme des Alten hinter ihr, und dem gleichsam zur Antwort scholl ein Jauchzen von der Seite der sich Nähernden. Gleich darauf stand der Besuch vor der Hütte. Ein fürnehmer Stadtherr mit goldener Brille, braunem, schönem Vollbart und kluger, hoher Stirn, den schlanken und doch kräftigen Leib in Bergfahrtkleidern — und ein Bauernbub, der Franz, ein entfernter Verwandter Zwyssigs. Franz Zwyssig war ein strammer Gesell, eines angesehenen Bergführers einziger Sproß und selber schon trotz seiner zweiundzwanzig Jahre ein von den Bergsteigern gern gewählter Begleiter. Er trug die Schafwollkleidung der Stegälpler, hatte die Joppe über den Rucksack gelegt, der ihm am Rücken hing, und unter dem um die Brust gewundenen Gletscherseil schimmerte das weiße, grobe Hemdleinen aus der offenen Weste.

Die braune Brust und der kräftige Hals traten daraus hervor, und die zur Achsel zurückgeschlagenen Hemdärmel ließen Arme von eisernem Muskelbau frei. Auf Franzens wettergefärbtem Gesicht war schon von weitem die helle Freude zu lesen gewesen. Seine blauen Augen suchten die des kranken Mädchens und fanden sie ohne Müh'. Und sein Mund, auf dessen Oberlippe ein junger, blonder Schnurrbart weiß wider die braune Haut schimmerte, verzog sich zu einem breiten, glücklichen Lachen.

Der Fremde begrüßte mit ein paar Worten den verlegenen Bauern und seine gefaßtere Ehehälfte. Derweilen hatte Franz schon Kunis schmale, abgezehrte Finger in seiner breiten Rechten und hielt sie, als hätte der Gruß zum morgigen Tag zu dauern. Da war es, daß die Kranke plötzlich das Bewußtsein überkam, wie vorher so viel von ihrem nahen Tod geredet worden war. Ein Zucken ging um ihren Mund, und ihre Augen füllten sich.

„Wie ist es?" hatte Franz gefragt und vergaß, der Antwort zu warten. „Jesus, was flennst jetzt?" flüsterte er heimlich. Das Mädchen strich sich mit dem Aermel hastig über die beiden braunen Tränengehäuse und verschluckte tapfer ein Schluchzen, aber zu reden vermochte es nicht. Die Mutter besorgte ihr das:

„Es wird halt schlimmer und schlimmer. Ein ganzes Tuch hat es rot gehustet heute früh," redete sie. Der Fremde hatte aufgehorcht. Nun trat er zu der Kuni und sah sie ernst und mitleidig an.

„Der Franz hat schon recht, das wäre gotteserdenschad," sagte er halb in sich hinein und wandte

sich dann zu Melk. „Ich bin ein Doktor, Zwyssig. Der Franz meint, ich soll Euer Mädchen untersuchen und Euch einen guten Rat geben. Wenn Ihr wollt, gehen wir ins Haus, und ich nehme mir Zeit, bevor ich nach Frutt hinabsteige."

Melk wurde rot bis unter die Haarwurzeln.

„Ja, ja, Dank, ich wär' es schon zufrieden, und — aber, ja —"

„Nun?" lächelte der Arzt.

„Ich hätte schon lang einen Doktor kommen lassen, wenn — wenn nicht die großen Herren zu teuer kämen für uns armes Volk."

„Das ist in Ordnung! Es soll Euch nichts kosten!"

Melk errötete noch tiefer. Es sagte doch seinem Stolze nicht zu, daß der Fremde umsonst arbeiten sollte, und er nahm sich vor, ihm nachher das blanke Frankenstück in die Hand zu drücken, das er für den Tauftag seines demnächst zu erwartenden jüngsten Enkels aufgespart hatte.

Sie trugen Kuni darauf nach der niederen, gelbtäfeligen Wohnstube, ließen den Doktor mit ihr allein und flüchteten sich nach der Küche. In dem rauchschwarzen, dunkeln Gelaß standen die drei Leute mit verhaltenem Atem, horchend, als müßte jeden Augenblick ein Schrei aus der Wohnstube schallen. Als die beiden Brüder in ihren Holzschuhen zur Haustüre hereingetrampelt kamen, fuhr Melk wie ein Junger in den Flur hinaus, packte seine beiden Sprößlinge und schob sie mit einer kurzen, knorrigen Zurechtweisung zu dem Loch wieder hinaus, zu dem sie hereingekommen. Nach einer Weile rief der

Stadtarzt die Harrenden zurück. Sein Gesicht war ernst, aber er warf Franz einen ermutigenden Blick zu.

Die Kuni sei krank, schwer krank, aber es wäre ein Mittel, das junge Ding noch herauszureißen, wenn es ihnen auf ein rechtes Opfer nicht ankomme.

„Bei Gott, nein!" ließ Franz sich so laut vernehmen, daß Melk und sein Weib ihn mit offenen Mäulern anstarrten. Was dem Bub nur einfiel! Opfer bringen hieß: zahlen. Und das Zahlen konnte nur sie treffen, den Bub ging Kuni ja weiter nichts an, obwohl er manchmal getan hatte, als müßte das Mädchen seine Ehefrau werden.

In der Alp könne das Mädchen nicht gesund werden, erklärte der Doktor weiter. Die rauhen Winde kämen da zu früh wieder, und mit der Kost der Aelpler, mit Käse und Schwarzbrot und trockenem Schaffleisch sei doch nicht alles für des Menschen Wohlsein getan. Es gäbe weit hinter den Bergen, welche die Alp im Süden umstanden, einen welschen Landesteil, der beinahe so warm und sonnenreich sei wie das vielgerühmte Land Italien. Dort würde sich wohl ein Ort und in dem Ort eine einfache Wohnstatt finden, wo Kuni für den Winter untergebracht werden könne. Habe sie allda die rechte Pflege und Ruhe, so sei hundert gegen eins zu wetten, daß sie bis zum Alpsommer stark und gesund zur Heimkehr, ja sogar — der Doktor blinzelte Franz sonderbar an — zum Heiraten sei! Er, der Doktor Anwerd, werde sich jetzt auf den Heimweg machen und in nächster Zeit nach einem solchen Heilort für das Mädchen forschen. Sie möchten in-

zwischen sich einigen, ob sie ein paar hundert Franken an das Kind wagen wollten.

Die Zwyssigin hatte einen herzzerreißenden Seufzer getan, als der Doktor die Summe genannt hatte, und Melk hörte nicht auf, mit dem Kopfe zu wackeln und „ja, ja, hundert Franken“ ein über das andre Mal vor sich hin zu murmeln, lange nachdem jener schon nach Hut und Beil gegriffen und sich zum Gehen gewendet hatte. Einzig Franz war mutig geblieben, ja es hatte sich ein Zug von Freude und Sorglosigkeit in sein Gesicht gestohlen. Der schien zu dem fremden Menschenkurierer ein großes Zutrauen zu haben. Kuni blickte trüb, ihr ging das viele Geld, das sie kosten sollte, mehr zu Herzen als die schwere Krankheit, die ihr ans Leben wollte.

„Ja, ja, hundert Franken,“ murmelte Melk unter der Haustür noch, während er die Hand in die des Doktors legte. Aber plötzlich gab er sich einen Ruck und sagte mit zitternder Stimme, so leis und verstohlen, als dürfte kein Mensch von seiner Verschwendung hören: „Aber, Herr — wenn Ihr halt meint, es könnte nützen —, so — so — suche ich das Geld halt doch zusammen!“

Mit diesem Bescheid waren der Doktor zusamt dem Franz davongegangen.

Zweites Kapitel

Nach zwei Wochen hatte ein Brief des Doktors Melk und die Seinen in Aufregung gebracht. Der Brief war an den Franz Zwyssig gerichtet; der

Doktor schien an dem seine besondere Freude zu haben. Und an einem Sonntagmorgen war Franz bei Melk eingetreten, just als die Alten aus dem Gottesdienst gekommen waren. Sein Gesicht trug einen ganz feierlichen Ausdruck, und er hielt den Brief so sorgfältig in den Händen, wie eine alte Jungfer ihr Gebetbuch. Melk und sein Weib hatten sich hinter den schweren Tisch gesetzt, Kuni lag, in Kissen gehüllt, bleicher noch als sonst in ihrem Lehnstuhl. Alle drei schauten in fieberhafter Spannung auf den Doktorbrief, den ihnen Franz schon unterm „Guten Tag" angekündigt hatte.

„Da, leset," schob der Bursche das Papier Melk zu.

Der zog eine unförmige Brille aus übel zerrissenem Futteral und machte sich an die schwere Arbeit des Lesens. Der Doktor schrieb ausführlich. Er habe in einem Ort des Südgrenzgebietes eine kleine Pension ausfindig gemacht, wo Kuni Unterkunft fände. Wollten sie das Mädchen für sechs Monate dort hinbringen, so müßten sie eine Summe von fünfhundert Franken aufbringen. Das wäre freilich ein bißchen viel, aber er lege hier dem Franz etwas für seine guten Dienste bei, das er vielleicht jetzt gerade brauchen könne. Und im übrigen sollten Melk und sein Weib bedenken, daß des jungen Mädchens Gesundheit eigentlich nicht zu teuer bezahlt werden könne.

Melk hatte bei dem Bericht von dem Geschenk aufgeblickt und neugierig nach Franz hinübergeschielt. Der holte ein ledergebundenes Buch hervor, in das er sich von den Fremden seine Führerzeugnisse eintragen ließ, und zog zwei Hunderternoten heraus, die

er auf dem Tisch glattstrich. Daneben legte er ein blaues Heft mit schweigender Sorgfalt und harrte, daß Melk rede.

„Fünfhundert Franken — das — das ist zu viel! So viel habe ich nicht einmal im Gemeinderat beisammen gesehen, wenn wir die Steuer gezählt haben. Es ist mir schon grausig schwer, aber, Mädchen, ich — ich kann dich nicht forttun!"

Kuni nickte nur und sah vor sich nieder, als begrabe sie eine große Hoffnung für immer.

„Ob es zwei Monate nicht auch täten?" meinte die Zwyssigin.

Da hielt sich Franz nicht länger.

Nein, nein, da gebe es kein Markten! Entweder alles wagen oder gar nichts! Zweihundert Franken lägen da auf dem Tisch, das sei ein guter Bodensatz. „Und hier" — er griff nach dem blauen Heftchen —, „wenn er sein Spargeld hole, so wachse die Summe schon fast auf das Doppelte. Und — und" — er stockte.

Melk rechnete irgend etwas an seinen Fingern ab.

Da ließ sich die Bäuerin vernehmen.

„Was willst du denn mit deinem Spargeld bei der Sache? Du wirst doch nicht für uns zahlen wollen, da täten sie bei dir zu Haus schöne Gesichter schneiden!"

Franz schob lärmend seinen Stuhl zurück, das Blut war ihm ins Gesicht gestiegen, und es zuckte sonderbar in seinen wetterharten Zügen. Er trat zu der Kuni und beugte sich über sie; seine Arme nestelten um des Mädchens Schultern, bis ihr blonder Kopf wider seine Brust zu liegen kam.

„Wenn Kuni nicht vergessen hat, was sie mir versprochen hat, wie sie noch gesund gewesen ist, so läßt sie mich schon zahlen. Was meinst, Mädchen?" Er schaute Kuni sonderbar zärtlich ins Gesicht. „Darf ich zahlen?" wiederholte er leiser.

Die Antwort kam ihm ebenso leise, aber von geheimer Freude durchzittert. Die Zwyssigin zog ihr Schnupftuch und trocknete die Augen.

„Wenn ihr einverstanden seid, so zahl' ich für meine zukünftige Frau," wandte sich Franz aufstehend zu ihr und Melk. Aber der letztere schritt nach der Schlafstube hinüber. Sie hörten ihn den Truhendeckel aufschließen und nach einer ganzen Weile des Suchens wieder zuklappen. Dann kam er mit einem uralten Gebetbuch zurück. Er blätterte im Herankommen in dem vergilbten Bande, netzte die Finger und langte nacheinander drei Fünfzigfrankenscheine heraus.

„Das wird es tun," sagte er. „Wenn der Fängeler am Ersten den Zins pünktlich bringt, dann ist auch noch für die Reise etwas beisammen, und dann soll es in Gottes Namen fahren, das Mädchen. Eineweg Dank, Bub," rückte er nach dem Burschen herum und preßte ihm die Hand. „Will's Gott, erleb' ich es, daß du eine Gesunde zur Frau bekommst."

Nach diesen Abmachungen kam eine ganz fröhliche Stimmung über die vier. Selbst Kuni war eine leise Röte in die Wangen gefahren. Sie rückten näher am Tische zusammen und machten Reisepläne.

Daß eines aus der Stegalp fortging, das war

für die ganze Alp ein Ereignis. Vor Jahren war des Bumann-Sepps Weib als ledig gen Mailand gefahren und hatte mit ihrem Entschluß ganz Stegalp aus Rand und Band gebracht. Seit sie dann bald, und froh genug, wieder daheim zu sein, zurückgekommen war, hatte kein Stegälpler mehr den Fuß weiter als bis zu den nächsten Marktplätzen gesetzt. Nun sollte gerade Kuni die erste sein, die sich, und allein, weiter wagte. Allein? Das war noch die Frage! Franz meinte, Melk müsse das Mädchen begleiten.

„Geh du mit, wenn eines mit muß," knurrte der verdrießlich zurück.

Franz fuhr auf: „Hm, nicht, daß ich Angst hätte! Aber es gäbe wohl allerlei zu reden in Stegalp, wenn wir zwei Jungen allein auszögen!"

„Ja, beim Eid," meinte die Zwyssigin kräftig, „wie kannst nur so ungesinnt reden," beschied sie den Melk. „Du tust es halt hin, das Mädchen! Da gibt es nichts andres."

Da gab es nichts andres, wenn die Zwyssigin befahl. Und vierzehn Tage später ging es zu Tal.

Drittes Kapitel

Warum die Stegalp doch so grausig schön war gerade an dem Tag! Nun es für ein halbes Jahr Abschied nehmen hieß, war Kuni schwerer ums Herz als zur Stunde, da ihr der Abschied in die Ewigkeit nahe gewesen war. Sie hatte einen ihrer guten Tage, an denen sie sich leichter fühlte, der Husten

geringer war und sie im Hause umhergehen konnte. Nun saß sie reisefertig auf einer Tragbahre in der grünen Alpmatte. Sie trug ein schlichtes schwarzes Kleid, das beste, was sich die Weiber zu Stegalp leisteten; ihr blondes Haar war unbedeckt und leuchtete goldig, wenn ein heißer Sonnenblitz die dunkle Wolkenwand, die über dem Stegalpgletscher stand, durchbrach. In der weißen schmalen Hand, der die Krankheit alles Bäuerische genommen hatte, hielt sie ein Tuch, mit dem sie oft und öfter nach den von Tränen verdunkelten Augen fuhr. Und wenn sie also tat, dann machten es zwanzig Hände im Umkreis ihr nach. Um sie her stand ganz Stegalp, Männer, Weiber und Kinder. Alle im Sonntagsstaat und alle voll Trauer! Die Zwyssigin war die gefaßteste von allen; Kuni war von ihren Dreizehnen das einzige nicht, das ihr schon Sorgen gebracht hatte. Sie ging emsig hin und wieder und hüllte ihr Mädchen in ihre wärmsten Decken. Eine mitleidige Seele, die Gunter-Rosi, eine Witfrau, der sie die geläufigste Zunge von Stegalp nachrühmten und der die Tränen wie Bäche über die faltigen Wänglein in die schwarze Halskrause liefen, faßte sie am Arm und suchte nach ihrer Hand zu einem Beileidsdruck. Da drehte sich die Zwyssigin ganz wild herum.

„Wie kannst denn so flennen, Rosi! Es geht doch ans Gesundwerden, nicht ans Sterben!"

Daß ihr heimlich nicht ganz so leicht zumute war, merkte Zwyssig am besten, als sie in der Stube heimlich und ungeschickt — eine längst verlernte Jugendgewohnheit wieder herfür-

kramend — ihre Lippen auf seinen eingetrockneten Mund legte.

Zwyssig trat nachher hinaus zu den Wartenden. Er war im Reisestaat, und sein hageres Gesicht trug neben jenem schlecht verhüllten Zug heimlicher Aengstlichkeit und Unbeholfenheit einen Ausdruck von Wichtigkeit, der besagte: Hä, so weit ist noch keiner fort? Sein graublondes Haar schimmerte ehrwürdig wider seinen schwarzen Tuchrock, der seit undenklichen Zeiten im Hüttenwinkel begraben gewesen war. Er fühlte sich nicht wohl in dem engen Gewandstück, daraus die Hände rot und lang herausragten; auch der steife altmodische Filz, den er, im Freien angelangt, aufstülpte, war ihm unbequem, und selbst die Schuhe drückten die Füße, die einen Sommer lang nur in Holzsandalen gesteckt hatten.

Als Zwyssig sich seinem Mädchen gesellt hatte, griffen Franz und einer der Zwyssigbrüder die Bahre auf, dann setzte sich der Zug in Bewegung. Er war fast wie ein Begräbnis, und die Mienen der Geleitsleute waren dieselben wie bei einer Leiche. Aber sie hellten sich allmählich. Das Plauderbedürfnis der Teilnehmer verdrängte die schweigende Trauer. Die die Rückhut bildenden Männer steckten die Pfeifen an. Die Zwyssigin, die neben der Gunter-Rosi hinter der Bahre schritt, wurde nicht müde, von der Wundergegend zu erzählen, in die ihr Mädchen kommen sollte. Derweil schellte die Stegalpglocke Kuni des Kaplans Scheidegruß nach. Es zuckte schmerzlich in den Mundwinkeln des Mädchens, als die Glocke anhob. Sie meinte zu hören, wie sie ihr ins End läutete. Der Klang

würde ihr in den Ohren bleiben, derweil sie in der Fremde saß und Tag für Tag an die Heimat dachte! Das Heimweh kam ihr jetzt schon an. Sie hob die Augen gen Himmel, daß die Tränen ungesehen zurückrännen. Dabei fiel ihr erst recht ein, wie schön es zu Hause sei.

Es herrschte jene seltsame Beleuchtung, die von einem in der Ferne niedergehenden Gewitter Kunde gibt. Ueber dem Stegalpgletscher war eine nächtige Dunkelheit. Fahl und düster beschattet lag das bleiche Eisfeld, und die Felsen umragten es wie dräuende Warttürme. Die Berge schienen nah, ihre Umrisse waren scharf wie selten. Jeder Fels, jede Steinrippe und jede Tanne greifbar hervortretend, so, als zeichne der Herrgott dem fortziehenden Mädchen ein unvergeßliches Bild seiner Heimat.

Als sie die Hälfte des Dreistundenwegs zurückgelegt hatten, unter den schweigenden Stämmen des Lochwaldes, setzten die Träger die Bahre nieder. Zwei andre Männer lösten sie ab, und weiter ging's. Franz hatte sich an die Seite Kunis gemacht und hielt ihre Hand fest in der seinen.

„Ich wollte, ich dürfte auch mit," seufzte er einmal, als die übrigen nicht auf sie achteten, und Kuni hob den Blick und sagte lächelnd: „Komm doch!" Aber nachher staunten beide mit um so trüberen Augen vor sich hin.

Am Bahnhof von Frutt, den sie nach geraumer Zeit erreichten, besorgte Franz die große, gelbe Kleiderkiste, die Sepp, Kunis ältester Bruder, auf seiner Gabel zu Tal geschleppt hatte, und holte die Billette für den Alten und sein Mädchen. Derweil

saß Kuni in der Einsteighalle auf ihrem Reisesack, und die Stegälpler umstanden sie eifernd, bemitleidend, gute Räte erteilend. Der rotbärtige Gwüestbauer hatte schon geraume Zeit in der Westentasche gesucht; nun zog er einen blanken Fünffränkler hervor, drehte ihn zweimal zwischen den Fingern, daß jeder sehe, daß er, der reiche Mann, auch zu geben wisse, und reichte ihn Kuni: „Da hast etwas auf den Weg, daß du auch weißt, wer einmal dein Götti*) gewesen ist!"

Kuni griff scheu danach; es war ihrer Lebtag das erste, was der Bauer trotz seiner Patenwürde an ihr tat. Aber das Scheiden machte alle anders. Selbst das Senn-Mädchen, die Heinrieka, war mit heruntergelaufen und wünschte der Fortziehenden Gottes Segen, obgleich sie Kuni sonst um des Franz willen nicht grün war, auf den sie selber ein Auge geworfen hatte.

Endlich scholl ein Pfiff so schrill an den Bergen empor, daß das Gestein ihn in Schreien zurückwarf. Dann pustete ein Zug über die Eisenbrücke von Frutt und lief in den Bahnhof ein. Kuni richtete sich mit Hilfe einer Alten empor. Zwanzig Hände fuhren auf sie ein: „Behüt dich Gott! Leb wohl! Werd gesund!"

Das Mädchen verstand kaum ein Wort aus dem Gewirr von Segenswünschen. Und gleich nachher griffen Zwyssig und sein Weib zu und schoben sie in den Wagen. Sie kam an ein Fenster zu sitzen und sah die Aelpler in Reih und Glied, die bunten

*) Götti = Pate.

Sacktücher winkbereit erhoben, da redete die Zwyssigin neben ihr: „Behüt dich Gott, Mädchen, bleib gesund und brav und schreib etwa!"

Ihre harte Hand drückte die des Mädchens, das war die ganze Zärtlichkeit, dann schoß sie, Zwyssigs Finger flüchtig streifend, zum Wagen wieder hinaus, in dem es ihr unheimlich geworden war. Nun stand Franz noch da, seinen Gruß zu sagen. Er hatte die Türe hinter sich zugezogen und schaute sich mit verlegenem Gesicht in dem Wagen um.

„So adie denn," murmelte er und streckte Kuni die Hand hin.

„Adie," gab diese scheu zurück, aber sie hing mit feuchten Augen an des Burschen Gesicht. Der neigte sich um ein weniges tiefer über sie.

„Bleibst mir treu, Kuni? Wirst auch nicht anders? Vergissest mich nicht?"

Kuni brachte die Antwort nicht heraus. Da ging draußen ein Glockenzeichen.

„Mach jetzt, daß du hinauskommst, wenn du nicht mit willst," ließ sich Melk ungeduldig vernehmen. Franz nahm einen Anlauf und drückte den Mund hastig und fest auf des Mädchens zu ihm erhobene Lippen.

„Adie, bleib mir treu," stotterte er noch einmal, vergaß den Melk ganz und stürzte hinaus, gerade noch rechtzeitig, um von dem sich langsam in Bewegung setzenden Zug zu springen. Draußen riß er sein rotes Taschentuch heraus und schob sich an die mit Tüchern in allen Farben winkenden Stegälpler heran. Er winkte noch, als der Zug schon in dem großen Loch verschwunden war, das durch die

heimische Riesenbergmauer den Südlandgegenden zuführte.

Aber Kuni hatte sich in eine Ecke gedrückt, das Gesicht dem Fenster zugewendet, und während der ganzen langen Tunnelfahrt geschluchzt und geflennt zum Herzbrechen. Erst als es wieder hell geworden war und der Zug talwärts rollte, besserte sich ihre Stimmung. Die Sonne schien in die Wagenfenster, die Welt draußen schaute sich warm, weit, froh an, minder ernst denn die heimische Gebirgslandschaft, und wohlig überkam das kranke Mädchen die Erinnerung an den Kuß des Franzi.

Viertes Kapitel

Des Zwyssig-Melks Kuni war seit Monaten eine Fürnehme. Sie hatte sich im Hause der Pensionshalterin Buchener völlig eingelebt und fühlte, als wäre es ihrer Lebtag nicht anders gewesen, als daß sie jährlich ihre Kur an dem blauen, stillen See machte, just wie die reichen Stadtfrauen und die fremden Engelländer und was sie alles waren.

Im Anfang ihres Hierseins war das anders gewesen. Hui, was war das für ein Ankommen gewesen in dem vornehmen Haus und bei den noch vornehmeren Mitgästen! Die Sonne hatte tief über den westlichen Bergen gestanden, als der Zug in den hochgelegenen Bahnhof gefahren war. Warme, schwere Abendluft war den beiden den Wagen verlassenden Bauern entgegengeströmt, Kuni

war in derselben das Atmen sonderbar leicht geworden. Sie hatte sich trotz der langen Fahrt so wohl gefühlt, daß sie ohne Hilfe durch die Aussteighalle und nach dem Platze zu schreiten vermocht hatte, wo eine Anzahl buntbemalter Fuhrwerke in Reih und Glied standen. „Omlibusser,“ hatte Melk wichtig erklärt, der das Wort aus einem seiner Kalender hatte. Eine ganze Menge von Männern, die aussahen wie Soldaten, nur noch viel, viel schöner als der Zwyssig-Franz und der Bumann-Töni, als sie aus der Rekrutenschule heimgekommen waren, hatten an diesen Fuhrwerken gestanden. Melk hatte den Filz vom grauen Kopf gezogen und war an den ersten besten der Uniformierten herangetreten. Der Wagen, an dem dieser stand, hatte in mächtigen goldenen Buchstaben den Namen „Grand Hotel“ getragen. Melk hatte ein verlegenes „Gut Tag“ gestottert und sich nach der Pension Buchener erkundigen wollen. Aber er war an den „Lätzen“ gekommen.

„Oha, Tschusepp, da bekommt das Grand Hotel Gastung!“ hatte es aus der Schar der übrigen Männer geklungen. Das war dem Mächtigen vom Grand Hotel in die Nase gefahren. Er hatte dem Bauern mit einer Rede den Rücken gedreht, die keine Schmeichelei gewesen war und dem Alten eine dünne, seltene Röte in die Wangen gejagt hatte. Melk hatte den Filz, den er noch immer in den Händen gehalten hatte, langsam wieder aufgesetzt und war zu seinem Mädchen zurückgeschritten, das auf seinem Reisesack nahe der Ausgangspforte hocken geblieben und fast schwindlig

gewesen war ob dem Getriebe der Aus- und Ein-
eilenden.

„Komm,“ hatte Melk barsch gesagt, dann waren sie mitsammen an der Herde der Portiers vorüber-geschritten. Etwas abseits vom Getriebe hatten die beiden Stegälpler abermals halt gemacht, und Melk hatte beinahe etwas ängstlich um sich geblickt. Er hatte sich gescheut, weiter zu fragen, hatte über die Dächer der Stadt hinunter- und hinausgestarrt, bis wo der See rein und still und tiefblau herauf-schimmerte, als gebe er nur das Bild des wunder-bar wolkenlosen Himmels wieder. Und während er noch gewundert hatte, nach welcher Richtung hin die kleine bescheidene Pension Buchener liegen möchte, war ein Männlein an ihn herangetreten, das mit den Galonnierten der Omnibusse wenigstens die Dienstmütze gemeinsam gehabt, sonst aber keines-wegs an deren Fürnehmheit herangereicht hatte. „Pension Buchener“ war in nicht mehr ganz strah-lenden Buchstaben auf der Mütze zu lesen gewesen, und unter derselben hatte die lebendige Einladung — ein freundliches Mopsgesicht — geschimmert. Zwei rote Augen, die jenen weinseligen Ausdruck hatten, wie er den allzu eifrigen Dienern Bacchus zu eigen, hatten die Bauern halb spöttisch, halb gutmütig angeschaut. Melk hatte Zutrauen gefaßt.

„Ihr wollt zur Pension Buchener,“ hatte sich der mit der Kappe erkundigt und zögernd den Rand seiner Kopfbedeckung mit den dicken Fingern be-rührt. Da hatte Melk genickt und den Hut ge-zogen, und dann waren sie auf eine Einladung des Alten, der den Reisesack Melks trotz dessen

Weigerung zu tragen übernommen hatte, mit ihm davongeschritten. Unterwegs hatte der Portier bald herausgebracht, woher sie kamen, was sie hergebracht, ja Melk hatte sogar dahergeplaudert, daß der fremde Doktor ihnen einen Teil der Kur bezahle, bei welcher Mitteilung der Kleine die Augenbrauen hoch und die Knollennase geringschätzig krumm gezogen hatte.

Nach einer geraumen Weile und nachdem sie eine zwischen Villen und Gärten den See entlang führende Straße durchmessen, hatten sie ein kleines hübsches Haus mit grünen Laden, einem Balkon an der den See beherrschenden Front und einer Seitenterrasse erreicht und waren über eine Steintreppe nach einem teppichbelegten Flur geschritten, in dem der Portier zum Schreck der Kuni plötzlich an einen Knopf gedrückt und ein lautes, das ganze Haus durchschallendes Glockenzeichen gegeben hatte. Daraufhin war eine stattliche ältere Frau in schwarzem Kleid und von energischen Gesichtszügen erschienen, hatte dem ehrfürchtig dastehenden Melk wie einem alten Bekannten die Hand geschüttelt und sich der bleich gewordenen Kuni angenommen. Das Mädchen hatte dann allmählich doch die Anstrengungen der Fahrt zu spüren bekommen und hatte sich, die Augen schwindelnd geschlossen, mit unsicheren Fingern an der Flurwand einen Halt ersehen. Da hatte die Frau Buchener seinen Arm durch den ihren gezogen und es langsam und wie eine Mutter nicht sorglicher konnte, nach einem schönen Zimmer hinaufgebracht: da sollte es wohnen.

Da wohnte es noch! Und so fremd und scheu es zu Anfang in den vier Wänden gewesen war, darin sich leben ließ wie im Paradies vor lauter Bequemlichkeit, so heimisch und wohl fühlte es sich jetzt. Der Melk, sein Vater, war damals zwei Tage nach ihrer Ankunft schon wieder heimgereist, er hätte sich nicht einleben können, selbst wenn sein Geldsäckel mit einem längeren Aufenthalt einverstanden gewesen wäre. Er war sich in dem schönen kleinen Hause wie ein Verirrter vorgekommen. Den ganzen Tag hatte er seinen Hut in den Händen gehalten und sein freundlichstes Lachen in seinen Mundwinkeln sitzen gehabt, damit er nur ja den Gästen allen seinen Respekt beweise. Und just so demütig wie vor den Gästen hatte er vor Kellnern und Mägden geknickst und sich geduckt, selbst vor dem Schuhputzer, wenn er ihm frühmorgens in den Weg gelaufen war, zur Stunde, da er, Melk, aus alter Gewohnheit in aller Herrgottsfrühe sein Bett verlassen hatte, als müßte er „hirten".*) Am schlimmsten war es mit dem Alten bei Tische gewesen, wo sich Kuni jetzt schon so ungezwungen gab wie irgendeine. „Mädchen," hatte er gesagt, als er das letztemal im Speisesaal beim Mittagessen gesessen war. „Keine sieben Seile brächten mich jetzt noch einmal da herein. Da gaffen sie dir bei jedem Bissen zu und vergönnen ihn dir, wenn du ihn ins Maul steckst. Und wenn ich meine Suppe austrinke, die mir nicht auf den Löffel will, dann lachen sie. Und wenn ich mit dem Finger

*) Hirten = das Vieh besorgen.

die Brühe auftunke, die ich mit dem Messer nicht bekomme, dann stupfen sie einander, als ob unsereiner so viel zu essen hätte, daß er die Teller noch halb voll forttragen lassen könnte. Aber herein in das Loch und zu dem Herrenvolk bringt mich keiner mehr."

Fast wäre damals Kuni, selber verschüchtert, wieder mit ihrem Alten heimgefahren, aber die Frau Buchener, die auf den Doktor Anwerd und seine Empfehlung hohes Gewicht zu legen schien, hatte sie so einzunehmen gewußt, daß sie nur weniger Tage bedurft hatte, um ihre Verlegenheit zu überwinden und sich einzuwohnen.

Und jetzt war die Hälfte ihrer Kurzeit vorüber; Kuni war der älteste Gast im Hause und so daheim, daß das Heimweh nach der Stegalp so völlig von ihr genommen war wie die böse Krankheit, die sie hergebracht hatte. Die südliche Sonne hatte an dem Mädchen ein Wunder getan. Husten und Atemnot und die schlimmen Schmerzen auf der Brust waren verschwunden, noch war das Gesicht schmal, und es gab pausbackigere im Land, aber eine leise gesunde Farbe durchtönte allmählich die Haut, und Gestalt und Arme strafften sich. Der Stegälpler Schlag verleugnete sich nicht mehr ganz. Aber das Mädchen war auch im Benehmen ein andres geworden. Nicht nur, daß ihr mit den Kräften eine Leichtlebigkeit und ein junger Uebermut zurückkamen, sie hatte auch all die Zeit her die Augen wohl aufgehalten und den Stadtweibern, die ihre Gesellschaft bildeten, vieles abgeguckt. Dabei hatte sie sich unbewußt selber gemodelt, und

das Bauernmädchen konnte so vornehm tun wie die Städterinnen. Sie putzte sich auch sauber heraus und hatte einen Bankschein, den ihr ihr treuer Franz von seinem in diesem Frühjahr Ersparten zugeschickt hatte, in lauter Kleiderfirlefanz umgesetzt. Die Weiber sind gelehrig in derlei Dingen, und nichts verlernt sich in der Fremde leichter als das heimische Hausen, Sparen und Einfachsein. Und erst, wenn die Mannsbilder so ein Weibsvolk anzustaunen beginnen! Die Mannsaugen sind der Spiegel, der die Weiber am eitelsten macht. Seit ein paar Wochen schaute auch Kuni öfter in den Spiegel, als ihr gut war. Es waren nur zwei junge Ledige im Haus, dafür eine Anzahl Ehemänner. Und Verheiratete wie Ledige taten der Kuni schön.

Die ließ sich Späße und Aufmerksamkeiten gern gefallen, dachte nicht weiter, als daß es lustig sei, und schrieb einmal in hellem Uebermut dem Franz, sie könnte hier ein halbes Dutzend Stadtherren haben, was er dazu meine? Daraufhin war von Franz umgehend ein kurzer Brief gekommen, ein ungelenker, ein wenig grober Brief. Es freue ihn, daß sie gesund und lustig sei, hoffentlich nehme ihr aber die Kur den Verstand nicht und lasse sie das Geschwefel der Stadtnarren nicht für etwas andres halten als das, was die damit meinten, nämlich nichts. Darunter stand ein kühler Gruß und die Frage, wann sie denn eigentlich heimkommen wolle.

Kuni war rot und bleich geworden, als sie den Brief gelesen hatte. Einmal, weil sie nicht mit

Franz einverstanden war darin, daß die Stadtherren mit ihren Komplimenten gar nichts meinten, dann aber auch, weil Franz vom Heimkommen redete. Daran hatte sie noch keinen Gedanken gehabt, hatte es doch geheißen, daß sie bis zum Alpsommer hier sitzenbleiben müsse. Und der Franz redete vom Heimkommen! Freilich — was fehlte ihr noch? Nicht viel, nichts! So mochte es Zeit sein, ans Heimgehen zu denken.

Das Mädchen war nach seinem Zimmer hinaufgestiegen, betrübten Gesichtes, von Gewissensbissen geplagt. Und oben angekommen, hatte sie ein herzbrechendes Weinen angefangen. War sie nicht eine schlechte und eine undankbare, daß sie kein Heimweh hatte nach der Stegalp, nach dem Franz, der so viel für sie getan hatte? Sie hatte geflennt und geflennt, dann unter dem Weinen nach Tinte und Feder gegriffen und mit schweren Seufzern einen Brief an den Melk, ihren Vater, begonnen, der mit der Frage anhob, ob sie heimkommen solle, da sie doch fast gesund sei?

Derweil sie geschrieben hatte, war unten die Hausglocke gegangen, die einen neuen Gast gemeldet hatte.

Fünftes Kapitel

Die Frau Buchener hatte vom Abreisen nichts wissen wollen. Der Doktor Anwerd, vom Melk um Rat gefragt, hatte geantwortet, es sei keine Rede davon, daß das Mädchen jetzt schon und ehe

noch der Alpboden trocken sei, heim dürfe. Und Melk hatte in ängstlichen, zitterigen Schriftzügen angefragt: Ob sie denn kein Geld mehr habe, daß sie heim wolle, keines — von dem vielen Geld mehr?

So kam es, daß Kuni noch in der Pension Buchener hockte. Sie war fröhlich und leichtlebig, vielleicht noch leichtlebiger, als bevor sie heimgeschrieben hatte.

Das Stegalpmädchen hatte seit zwei Wochen einen Freund. Der Himmel wußte, wie der Doktor Felix an der Tafel auf einmal just neben sie zu sitzen gekommen war. Ein schöner bleicher Mensch mit einer hohen Stirn, einem hageren Gesicht, einer ebenso hageren, aufrechten Gestalt, die in schwarzen Kleidern stak. Fast wie ein katholischer Pfarrer, meinte Kuni, die an den von Frutt dachte.

Die Gäste der Pension waren durch seine Ankunft in Aufregung versetzt worden. Er war etwas Besonderes, hatte etwas Vornehmes in Manieren und in seinem Aeußern; die kleinen Mittelleute, welche die Pension besuchten und dem Stegälpler Mädchen schon wie ganz Fürnehme vorkamen, bückten sich vor ihm und höfelten ihm als etwas Höherem. Als er am Abend seiner Ankunft sich gleich nach Schluß der Mahlzeit erhoben hatte und hinweggegangen war, war rings an der Tafel ein Getuschel gegangen: Wer es wohl sein könnte?

Ein „Baron“, hatte die Frau Duderer, die Privatiere aus Dorlikon, geredet, der man den ehemaligen Spezereikramladen noch anmerkte und die immer das erste und letzte Wort hatte.

Ein „Pfarrer", hatte dagegen der Schuhwichse-fabrikant Suterlein entschieden, der mit seinen kurzen Beinen und seinem glatten Kopf aussah wie ein halb in die Erde geschlagener Nagel.

Ein „Gelehrter", hatte das Fräulein Müller geraten, vor deren Fürnehmheit Kuni noch immer in heiliger Scheu zitterte, obgleich man ihr erzählt hatte, daß sie eine reich gewordene Putzmacherin sei.

Ein junges Frauenzimmer, das erst seit ein paar Tagen da war, hatte seine Meinung abgegeben, der neue Ankömmling sei am Ende ein „Schauspieler". Hierüber hatte sich die Frau Duderer entrüstet und des weiten und breiten auseinandergesetzt, warum der „Neue" einzig und allein nur vom Adel sein könnte. Kuni hatte zu allem geschwiegen, aber bei sich selber hatte es dem Manneskopf nachgesonnen, der so fein und klug aussah wie die schönen Heiligen, die in einer der Ortskirchen von eines großen Künstlers Hand gemalt zu sehen waren. Und am andern Tage hatte der Fremde lächelnd seiner ganzen Tischnachbarschaft seinen Namen genannt: Doktor Felix aus Berlin.

Und die Tischnachbarschaft war entzückt von ihm. Kuni riß seine schönen frommen Gucker auf und sagte nicht viel, staunte den Mann nur andächtig an und meinte, nie einen lieberen und schöneren Herrn gesehen zu haben. Der Doktor Felix gab sich auch Mühe, ihr zu gefallen. Allen andern gegenüber zeigte er zuweilen eine Lässigkeit, die fast Herablassung war. Er hatte dann etwas

Müdes in seinen Bewegungen und seinen Reden, oft fuhr er sich durch den rötlichen Spitzbart, und die Lider fielen über seine dunkel unterschatteten Augen, als entschlafe er. Mit dem Mädchen hatte er eine andre Art. Er schaute es oft gerade und lang an, bis dem das Blut in die Backen trat. Am zweiten Abend schon waren sie bekannt. Er suchte sie nicht allein auf; aber in dem kleinen Kreise von Bekannten, denen sich Kuni zutraulich angeschlossen hatte, zeichnete er sie vor allen aus. Und von da an traf er sie morgens, mittags und abends bald hier, bald dort und immer nur wie zufällig. Dabei tat er sicher und vertraut, als hätten sie sich zeitlebens gekannt. Ein seltenes Gefühl, von dem sie nicht wußte, was es war, beschlich das Mädchen. Der Herzschlag drang ihr bis zum Halse, und fiel ihr zu solcher Stunde der Zwyssig-Franz ein, so zog sie die Stirne kraus und verjagte den Gedanken an ihn.

Eines Abends, nach dem Nachtessen, als die Pensionsgäste wie gewohnt den großen Garten aufsuchten, stand Kuni einen Augenblick allein unter der Tür des Speisesaals und schaute den andern nach, die in den Gartenwegen auf und nieder wandelten. Das Mädchen hatte seine Lustigkeit verloren; seit heute meinte sie zu wissen, daß die Leute weniger freundlich als sonst zu ihr seien. Sie stand da in ihrem einfachen dunkeln Kleid und dem schweren Alpschuhwerk, ein Bergmädchen, an dem selbst die paar Spitzen und Bänder nicht viel änderten, die sie angelegt hatte, aber das Gesicht war noch immer schmal und fein wie das einer

Städterin, und das rauhe Gewand vermochte die weichen Formen des schlanken Leibes nicht ganz zu hehlen.

Kuni hatte Heimweh und begehrte doch nicht heim. Das Herz war ihr schwer, und sie wußte nicht warum. In diesem Augenblick nestelte sich eine Hand in ihre in den Kleiderfalten hängende. Sie spürte einen langen Druck. Im Vorübergehen sagte Doktor Felix ihr leise ins Ohr: „Ich gehe an den See hinab, kommen Sie nach!“

Sie stand einen Augenblick unschlüssig, ihre Brust wogte, und sie zitterte am Leibe. Der Franz fiel ihr ein, der schuld war, daß sie hier sein durfte und wieder gesund war, und sie legte beide Hände an den Türpfosten, daran sie lehnte, als müßte sie sich festhalten, um nicht hinweggezogen zu werden. Aber das Plätschern der Seewellen drang herauf, und es war, als spänne sich durch den dunkeln Garten herauf eine Schnur, die sich ihr um den Leib legte und sie abwärts zog. Sie seufzte, sie neigte sich vor. Langsam verließen die Hände den Pfosten, und langsam schlich sie sich auf einem Umweg an den See hinab.

Der Doktor Felix stand dort. Er sagte kein Wort. Als wäre es sein Recht, legte er den Arm um ihre Hüfte, und sie begannen über den verlassenen und schmalen Pfad den See entlang hin und her zu wandeln.

Kuni atmete schwer. Der Doktor zog seinen Arm fester zusammen. Da stammelte sie ein erschrecktes „Nein“ und sperrte sich wider seine Zärtlichkeit. Dabei blieben sie stehen. Sie hatte sich

losgemacht, und der Doktor stand vor ihr und hielt ihre beiden Hände fest.

„Soll ich gehen?“ fragte er und schaute sie so nahe an, daß sie seinen dunkeln Blick trotz der sie umgebenden Finsternis unterschied. Sie gab keinen Bescheid.

Da fragte er noch einmal mit vor Leidenschaft unsicherer Stimme und fuhr ihr mit der Hand wie einem Kind mitleidig über die Stirn.

„Ich — ich weiß ja nicht,“ stammelte Kuni. Dann übermannte sie die Erregung. Sie begann zu schluchzen.

Des Doktors schmale Lippen zogen sich verächtlich nach unten, aber sein Blick hatte etwas Lüsternes, Lauerndes. Er schien einen Augenblick unschlüssig, wie er sich zu benehmen habe. Da kamen zwei Männer, im Gespräch begriffen, langsam gegen sie heran. Der Doktor unterschied zwei Pensionsgäste; er warf Kuni ein gleichgültiges Wort hin und lief in der Richtung hinweg, in der er jenen beiden nicht begegnen mußte.

Kuni nahm die Hände vom Gesicht, als sie die Nahenden bemerkte, aber das Blut schoß ihr in die Wangen, und ein Gemisch von Furcht und Scham kam über sie. Sie floh an den beiden vorüber, stob durch den Garten dem Hause zu und jagte nach ihrem Zimmer hinauf wie gehetzt. Droben blieb sie jäh inmitten des Zimmers stehen und staunte den Boden an. Eine Flut von Gedanken bedrängte ihr Hirn, das sonst wenig mehr zu studieren gehabt hatte, als was in dem Bretterraum des väterlichen Laushüttleins gegangen war.

Was hatte der „Herr“ mit ihr gewollt? Er war so — so sonderbar gewesen und doch so — sie seufzte, und die Brust hob sich ihr heiß unter dem leichten Kleid. „Wenn er dich heiraten würde?“

Die Frage stieg plötzlich und klar und glaubhaft in ihr auf, als habe der Doktor Felix ihr schon den Ring an den Finger gesteckt. Und sie stand und sann und atmete schwer und hatte Lust, noch einmal hinauszulaufen und den — den Doktor zu suchen.

Endlich tastete sie im Dunkeln nach einem Stuhl, ließ sich nieder und setzte im Hocken ihr Sinnen fort. Sie konnte es nicht helfen, daß der Franz auch zu ihr in die dunkle Stube kam und sie an ihr Versprechen und ihre schwere Dankschuld mahnte. Aber sie setzte den Franz und den Doktor auf die Wage ihrer Gunst. Der Doktor wog so schwer, daß der arme Franz hoch und höher schnellte; aber immer kam ihr Gewissen und legte auf die Schale des Franz Dankschuld auf Dankschuld hinzu, und die Wage glitt langsam auf gleich und gleich zurück.

Der Kopf wurde Kuni wirr und heiß; ihre Pulse fieberten, sie fühlte immer die weichen Finger des Doktors in ihrem Gesicht. Als aber — es war schon lang Schlafenszeit — das Bild des Franz plötzlich wieder deutlich war, da schüttelte sich das Mädchen, als werfe es Staub ab, machte Licht und begann einen Brief zu schreiben. Einen Brief an Franz, daß es gesund sei, er solle es heimholen! Der Brief geriet kurz, unfreundlich, aber er hatte einen entschiedenen Ton. Sie trug ihn noch über die dunkle stille Treppe hinab in den

im Hausflur hängenden Einwurf, damit sie nicht Reue empfinde, ehe er noch weg sei. Es war gut, daß der Franz nicht wußte, wie ihr nachher doch die Reue kam, und wie sie im Bett in ihre Kissen flennte — dem Doktor nach.

Kunis zweiter Brief hatte nicht gewirkt. Wenigstens schien es so, denn aus der Stegalp kam kein Lebenszeichen. Als eine Woche vergangen war, hob das Mädchen die Augen freier zu dem Doktor Felix auf, dessen Blick und Nähe es acht Tage lang scheu gemieden hatte. Und der Doktor, der in diesen Tagen die Tändelei mit einem Achselzucken über die Sprödigkeit des Bergmädchens aufgegeben hatte, wurde wieder aufmerksam.

In Kunis Blick leuchtete etwas Fremdes. Es war eines Abends, daß der Doktor den leidenschaftlichen Schein zum erstenmal darin blitzen sah. Eine kleine Weile danach stand er wie zufällig neben ihr und preßte ihre Hand, und sie bog von ungefähr und während sie der Unterhaltung einer Gruppe von Gästen zu lauschen schien, den Kopf zurück und schaute ihn an. Der Doktor lachte in sich hinein. Ein Blick, als wollte sie dir an den Hals fahren! sann er vergnügt, und sein lahmer, ausgeleierter Herzschlag zitterte wie neu aufgezogen. Als Schlafenszeit geworden war, stand er Wache in dem spärlich beleuchteten Flur, wo Kunis Zimmer lag, aber das Mädchen kam mit einer alten Dame gegangen, und er hatte umsonst gewartet.

In dieser Nacht schlief Kuni wenig. Sie war wie in einem Taumel, und das Denken fiel ihr schwer. Es war ihr, als müßte sie aus den engen

vier Wänden hinaus, dem Manne nach; es war kein andrer mehr auf der Welt als der. Sie wäre zufrieden gewesen, hätte sie sich vor seiner Türe auf die Schwelle legen dürfen. Als sie am Morgen nach dem Saale kam, war sie bleich, dunkle Striche lagen unter ihren hellbraunen Augen, vielleicht glänzten diese darum so sonderbar. Ein paar mitleidige Frauen fragten, ob sie krank sei; aber sie atmete nur stockend auf wie eine, die ein inneres Fieber brennt, und sagte mit zuckenden Lippen ein „Nein".

Nach dem Frühstück fand sich der Doktor zu ihr, als sie im Garten allein stand; er sah sie an, als wären sie mit Worten einig geworden, und sagte:

„Es ist Vollmondzeit. Es muß herrlich sein auf dem See zur Nacht. Wir fahren heute!"

Kuni redete kein Wort dawider. Sie hatte nur genickt und ließ danach das laute und gleichgültige Gerede über sich ergehen, das er angehoben, um sich vor Lauschern und Spähern den Anschein zu geben, als hätte der Zufall sie zusammengebracht. Sie schritten Seite an Seite hin und wieder und mischten sich endlich unter die andre Gesellschaft; Kuni wandelte aber wie im Schlaf. Und sie kam den ganzen langen Tag danach nicht zum Erwachen. Wie ein Geläute war ihr Stunde um Stunde eine Rede in den Ohren: „Wir fahren heute nacht!" An den Franz, an Vater und Mutter, an die Stegalp dachte sie an diesem Tage nicht ein einziges Mal. Und der Tag schien doch lang, wie noch keiner in ihrem Leben gewesen war.

Als die Abendmahlzeit in der Pension Buchener

beendet war, hatte der Doktor Felix Zeit und Gelegenheit gefunden, Kuni etwas zuzuflüstern. Eine Weile später nahm sie das schwere, gestrickte Tuch um, das ihr die Zwyssigin mitgegeben hatte, und schlich durch den verlorensten Schattenweg des Gartens dem See zu. Der Mond stand über den dunstverhüllten Ostbergen, hell, weiß, in sternlosem, dunkelm Himmel. Ein Schein fiel von der weißen Kugel in den See, als hinge ein breites, leuchtendes Band zwischen Wasser und Wolken. Das Band schien tief in die Flut hinabzutauchen und lag doch silberig und gleißend über der reglosen Oberfläche und reichte bis ans Ufer und bis hinauf an die Straße, über die hinab Kuni nach dem Steingrund des Gestades stieg. Der Doktor Felix wartete, die Kette einer kleinen Gondel in der Hand, den Hut in die Stirn gedrückt, und einen Ausdruck von Ungeduld in den Zügen.

„Komm," sagte er fast herrisch.

Da zuckten Kunis Lippen. Er nannte sie „du" in einem Ton, den das Bergmädchen nicht gewöhnt war. Fast wäre sie zurückgetreten, aber dann hatte er schon seine Hand fest um die ihre gelegt, und sie stieg ein. Er stieß das Boot vom Sand und sprang hinein. Dann setzte er sich auf die Mittelbank, legte die Ruder ein und trieb es mit langen Strichen in den See hinaus.

„Jetzt sind wir allein," sagte er halblaut und tat die Augen auf, die mit einem heißen Blick aus seinem bleichen Gesicht leuchteten. Er strich den Hut vom dunkeln Haar, daß das Mondlicht auf seine hohe Stirn fiel. Sein Kopf schien wie gemeißelt

in der Mondhelle, und er wußte, daß das Bauernmädchen ihn wie einen Heiligen anstaunte.

„Bist du gern gekommen?“ fragte er.

Kuni schlug die Augen nieder; das Blut stieg ihr langsam zu Häupten. Sie gab keinen Bescheid. Da verlangsamte er die Ruderschläge und beugte sich, das eine Ruder fahren lassend, näher zu ihr.

„Bist gern gekommen?“ wiederholte er dringender.

Sie nickte, aber sie schaute nicht auf, ihre Finger spielten mit dem Tuche.

Langsam glitten sie weiter in das stille Wasser hinaus, und die Ufer schienen zu versinken. Die Nacht war lau; sie erschien dem an schärfere Luft gewöhnten Mädchen von betäubenden Düften erfüllt, als wäre der Hauch der Mimosen ihnen vom Ufer her gefolgt. Es tauchte die Hand ins Wasser, das war weich und warm wie die Kissen einer Lagerstatt. Kaum, daß der See einen seufzerhaften Wellenschlag tat, wenn er die Ruder empfing.

Der Ruderer hatte sich umgesehen. Sie nahten sich einem Teil des Wassers, auf den ein dunkler Berg seinen langen schwarzen Schatten warf. Dahin trieb der Doktor das Boot. Als er in die Dunkelheit schoß, wie in ein Versteck, zog er die Ruder ein und streckte beide Hände dem Mädchen hin. Kuni erschauerte, die Stille und Weichheit der Nacht, der Südhauch, der wie ein Streicheln über den See her fuhr und ihr die blonden Stirnhaare rührte, machten eine andre aus ihr, als das Mädchen gewesen war, das Zeit seines Lebens die rauhen Tatzen des Stegalpwetters gespürt hatte. Sie tat einen leisen Seufzer; ihre Finger schlossen

sich um die ihr hingebotenen Hände; sie neigte sich dem Gefährten entgegen.

„Setz dich neben mich," drängte er leise. Sie erhob sich und drehte sich und ließ sich langsam auf seiner Bank und dicht an seiner Seite nieder. Ihr Leib zitterte, sie lehnte sich an ihn, und er legte seinen Arm fest um sie und zog sie an sich. Wieder seufzte Kuni. Er hatte ihr etwas ins Ohr geflüstert, das ihr das Blut heißer ins Gesicht trieb und sie doch froh machte. Sie wollte ihm die Bitte gewähren, die in seinem Flüstern gelegen hatte. Sie tat die Augen auf. Da blieben sie starr an einem Punkte in der Ferne haften, und sie vergaß, was sie hatte tun wollen. Es stand ein Schneeberg fern im Westen, wie eine gewaltige silberne Statue leuchtete er weit hinten in Dunst und Düster des Ufers, daher sie gekommen waren. Das bleiche Feuer des Mondes prallte an seinen Gliedern ab und von seinem weißen Haupte. Das war in den Himmel gereckt und stand wie ein Wahrzeichen wider dessen dunkle Wand. Kuni war es, als hörte sie den Föhn in Klüften jauchzen oder den Nordsturm über die fahle Schneespitze brausen. Es war, als grüßte die leibhaftige Kraft und Wildheit und rauhe Geradheit der Heimat von jenem Berge herab in ihr Boot. Sie vergaß, wo sie war. Das einschmeichelnde Geflüster des werbenden Mannes an ihrer Seite ging an ihrem Ohre vorüber. Sein Atem berührte ihre Wange — sie fühlte es nicht. Seine Arme schlossen sich enger um ihren Leib — sie wurde dessen nicht inne. Starr und gebannt und groß haftete ihr Blick an dem leuchtenden

Berg. Gerade diese Kälte reizte den verlebten Liebeskünstler. Sein Griff wurde roh, er riß des Mädchens Kopf zurück, und sein Mund suchte ihre Lippen. Da erst kam Leben in Kuni. Es war, als erwachte sie mit einem einzigen Schlag. Sie schaute den Doktor an, dann stemmte sie beide Hände vor seine Brust und wehrte sich gegen seine Liebkosung. Ihre Augen blitzten, auf ihrem schmalen Gesicht stand eine helle Glut, der Stegälpler Trotz brannte ihr auf der Stirn.

„Lasset mich los!" stieß sie hervor. Das Boot schwankte.

Der Doktor Felix verzog höhnisch den Mund. „Spielst, mein Kätzchen? Komm, komm, nicht so störrisch auf einmal!"

Der Kuni gingen irgendwie und mit jäher Gewalt die Augen auf, wer er war. „Der, und dich heiraten," durchblitzte ein Gedanke ihr Hirn. „Ein Narr bist gewesen, Kuni Zwyssig, ein gotteserdenschlechter Narr!" Groll und Scham wuchsen übermächtig in ihrem Innern.

„Jetzt lasset mich los, sage ich," keuchte sie und wehrte sich wilder. Das Boot schlug zur Seite. Wasser spritzte hinein, und ein Ruder glitt hinaus in den See.

Der Doktor Felix erbleichte. „Sei vernünftig, du wirfst uns noch um. Was hast denn?"

Seine Lippen zitterten. Er hatte das Mädchen freigelassen und begann nach dem Ruder zu tasten.

Das benutzte Kuni. Sie stand auf und trat ganz an die Bootspitze.

„Wer hat Euch geheißen, mich ‚du' zu nennen?" warf sie in hellem Zorn ihm entgegen.

Er hatte sein Ruder erhascht und wurde wieder sicherer.

„Tu nicht so, du! Hast es doch bis jetzt nicht ungern gehabt, daß ich um dich gewesen bin!"

Er griff nach ihrem Kleid. Da schrie sie ihn an: „Rühr dich, du Schlechter, und ich springe ins Wasser!"

Ihr Gesicht zeigte ganz die Bauernart, hart, eckig, scharf wie die Granitsteine der Heimat, sie war kaum mehr zu erkennen. Und der Jäger, der sie beinahe erjagt hatte, wagte sich nicht zu rühren.

„So wird man dich heimführen müssen," gab er klein bei, und ausspuckend sagte er mit kleinlichem Hohn: „Ich bin das letztemal mit so einer spazierengefahren!"

Kuni stand aufrecht und hielt die Hände verkrampft, sah zuweilen fest in sein verlebtes Gesicht und zuweilen groß und scheu geradeaus nach dem hohen leuchtenden Berg.

So fuhren sie dem Ufer zu. Als das Boot auf den Sand stieß, sprang Kuni ans Ufer und rannte hinweg wie gehetzt. Aber vor dem Hoteleingang blieb sie mit stockendem Atem stehen. Die Scham hielt sie am Platze fest. Würden sie drinnen nicht fragen, wo sie gewesen war?

Da war ihr, als hörte sie im Flur eine rauhe bekannte Stimme. Sie schnaufte nicht und lauschte mit vor die Brust gehaltenen Händen. „Beim Eid, es war!" Hinein fuhr sie zur Tür mit hochrotem Gesicht, in einem Sturm, und ohne zu wissen, was sie tat. Da stand Franz im Flur bei der Frau Buchener, Franz, der leibhaftige, blutarme

Stegälpler. Und ihm fuhr Kuni an den Hals, gleichgültig, wer zusah. Der Reiz des fremden Ortes, des „Herrenlebens", aller städtischen Fürnehmheit war mit einem Schlage vergangen, nur die Stegalp galt noch und was von der Stegalp kam. Und daß er daher kam, kam dem Franz zugut.

Schluß

Am Frutter Bahnhof stand die ganze Stegalpherde mit ihrem Hirten, dem Kaplan. Der hatte einen Talar an und einen schwarzen Filz auf, wie ihn seine Bauern sonst nur an unsers Herrgotts Tag sahen. Es wollte ein Feiertag für die von der Alp werden. Die Zwyssig-Kuni kam heim, die ihr Schatz, der Franz, holen gegangen war.

Melk, Kunis Vater, war da und sein Weib, die Lene, und um sie herum standen die Aelpler und ließen sich zum hundertstenmal und bis der Zug käme, die Geschichte von Melks Reise erzählen, der Reise, die zu wiederholen ihn keine Erdenmacht vermocht hätte.

„Es ist es halt auch satt geworden," meinte er eben mit Bezug auf sein Mädchen, „einen ganz verzweifelten Brief hat es heimgeschrieben, bevor der Franz es holen gegangen ist."

Und die Stegälpler in der Runde wiegten die Köpfe; es war wie eine stillschweigende Verschwörung, daß keinen mehr ein Gelüsten nach der Fremde ankommen solle.

Nach kurzer Weile fuhr der Zug ein, der die Erwarteten brachte. Die Stegälpler setzten zu einem Willkommgeschrei an, aber sie verstummten gleich

wieder und blickten sich scheu um. Der Frutter Stationsvorstand, dessen rote Dienstmütze in alle Weite leuchtete, hielt sie in Respekt.

Franz stieg zuerst aus mit einem Gesicht, in dem die helle Freude strahlte; mit rotem Kopf und sonderbar scheuen Augen folgte ihm Kuni. Dann standen sie inmitten der Aelpler, und die Hände fuhren grußbereit auf sie ein wie eine Schar gieriger Tauben auf die Erbsenschüssel. Kuni atmete erst auf, als es an ein Davonsteigen ging. Der Heimzug war wie eine Prozession, und wie der Pfarrer schritt Franz in der Mitte. Er machte ein heiliges Gesicht. Er hatte eine Beichte zu hören bekommen, wie sie nicht leicht ein Pfarrer hört. Und das Beichtkind ging an seiner Seite und schlüpfte fast in ihn hinein, halb vor Scheu, halb vor Liebe.

Er aber wußte, daß es ihm zweimal gesund geworden war!

Die Schießnarren

Erstes Kapitel

Die Mattener sind große Schützen vor dem Herrn. Neben dem Donner der Lawinen im Frühjahr, neben dem Knattern der Steinschläge und dem Gepolter der Rüfen hallen ihre Berge, vornehmlich Sonntags, die harten Schußschläge und das Pfeifen der Kugeln wieder. Und der Scheibenstand ist zu Matten voller als die Kirche. Einmal haben die Mattener auch einen Pfarrer verjagt, weil er ihnen die Schießfrist, die gleich nach dem Gottesdienst anging, durch allzu lange Predigten kürzte und auf keine ihrer Einwendungen hörte.

Es sind zu Matten Leute, deren Namen an den Schützenfesten im Tal jedesmal unter den ersten Preisgewinnern stehen, und es sind andre, die noch auf die scheuen Gemsen gehen und die den selten gewordenen Geier aus den Lüften mit einem Schuß herunterholen, wenn er sich zeigt. Die ersteren sind die jungen, eifrigeren, die letzteren sind steinharte, wetterfeste Gesellen, die noch die Stutzen alten Systems tragen, wie sie kein Schütze mehr führt, und damit doch nie einen Fehlschuß tun.

Es war aber ein neues, weittragendes Gewehr, das nach Matten Zank und Zwietracht brachte und Ursache wurde, daß viele Mattener den Narren

herauskehrten, den in hunderterlei Gestalt jeder Mensch mit sich trägt. Bei den Mattenern war es der Schießnarr. Und sie begannen ihn an einem Sommersonntag herauszukehren.

Im „Kreuz“, im oberen Saal, dem eigentlichen Schützenzimmer, hing die Fahne zum Fenster heraus. Windstoß um Windstoß kam über die Brücke gefahren, die den Mattener Bach überbog, und das seidene Tuch flatterte und schlug, daß die Stange sich krümmte. Ein paar nacktfüßige Buben standen in der Gasse und starrten mit offenen Mäulern nach dem Schützenbanner; Fahnen sind selten im Bergdorf. Aus den offenen Fenstern drang der Lärm der tagenden Schützen. Der kleine Saal war so überfüllt, daß sie zu vieren und fünfen auf den Gesimsen hockten. Zuweilen bog sich ein weinroter Kopf aus einem der Fenster und nahm eine Zigarre oder Pfeife aus den braunen Zähnen, um auf die Straße zu spucken. Das und der Lärm war alles, was die Unbeteiligten und Neugierigen, die allenfalls vorübergingen, von der wichtigen Schützengemeinde zu hören bekamen. Drinnen aber ging es um Lebensfragen. Da hockte an einem Tische, auf dem Biergläser, Schützenbücher, Zigarrenteller und Käsestücke in buntem Durcheinander prangten und lange Bierbäche den Weg über die Tischplatte suchten und fanden, die Vereinsvorsteherschaft: der Schreiber, der Lehrer vom Dorf, dem ob ungewohnten Ueberflusses an Speise und Trank schon die Augen übergingen, ein bleicher, schwarzhaariger, elender Halbgelehrter; dann der Fedier-Xandi, der Ratsherr und Kreuzwirt, der schon alle Dorfämter

bekleidet hatte und jetzt im zwanzigsten Jahr Gemeindepräses zu Matten war und noch immer nicht abdanken wollte. Dieser Fedier war ein sonderbarer Mensch, unscheinbar, häßlich und lahm und doch ohne Frage der, der zu Matten am meisten galt! Er war nicht groß und nicht klein von Gestalt; wenn er auf dem Stuhle hockte, schien er ein Zwerg, wenn er auffuhr und sich reckte, mit der Faust auf den Tisch schlug und die Gesellschaft überschrie, so erwies er sich zum mindesten als so groß wie die mittelgroßen Dörfler. Er war hager und von zähem Wuchs. Das rechte Bein stand fest und gerade in der groben Hose, das linke war lahm und verdreht und schleppte beim Gehen. Das Gesicht hatte eine steingraue Farbe und eckige Züge. Kinn und Backenknochen standen heraus und trugen die rauhen Stoppeln eines schwarzgrauen Bartes. Düstere Triefaugen schauten unter starken, borstigen Brauen hervor: Schnapsaugen, denn der Kreuzwirt war ein starker Branntweinliebhaber wie die Mattener überhaupt. Ueber der warzigen Nase wölbt sich hinauf zum dünnbehaarten Schädel eine mächtige weiße Stirn, die war wie ein reiner, leuchtender Schneeberg, der aus wüstem, zerrissenem Geklüft aufstarrt. Wer die ansah, begriff, daß der Fedier kein Dummkopf sein konnte.

Neben dem Kreuzwirt saß der Schützenmeister, einer der Jungen, einer, der am lautesten redete und dem der stierstarke Leib allein schon Ansehen im Kreise verschaffte. Der Jost Walker war ein Prachtsbursch, einer, wie sie einem da oben manchmal begegnen, und wie sie in den wilden Rahmen

des Berglandes passen, mit Gliedern wie Halbriesen, deren Muskeln die groben Kleider sprengen wollen. So mag der Tell von seinen Bergen gestiegen sein, ein mächtiger Mann, einer, der keine Kette erträgt. Aber auch diese Tellmenschen haben ihre häßlichen Seiten! Der Walker-Jost hatte sie, obwohl er ein schaffiger Bursch war. Er hatte ein etwas bleiches, aber volles Gesicht, schwarzes, welliges Haar, einen dichten schwarzen Schnurrbart über starker Lippe und schöne, glänzende, leicht vorquellende, dunkle Augen. Er war ein vermöglicher Bauernsohn, des angesehenen Miälers Einziger, der so gut als schon auf eignem Grund und Boden saß. Aber wenn er zu viel trank und es reizte ihn einer, so hatte er den Tod in den Augen. Und zuweilen geschah es, daß er zu viel trank, obgleich er unglaublich viel ohne merklichen Nachteil ertrug.

Er hatte jetzt ein volles Glas schweren welschen Weines vor sich stehen, das leerte er in zwei Zügen, schob es von Zeit zu Zeit einigen an einem angestoßenen Tische sitzenden Burschen zu und zog es dann, bis zum Rand wieder gefüllt, zurück.

Der Walker-Jost führte in der Versammlung das große Wort. Er hatte sich zu diesem Behufe von seinem Sitze erhoben, so daß sein dunkler Kopf beinahe an die Decke stieß, und redete mit einer lauten, starken, nur zuweilen etwas trunkheiseren Stimme auf die Männer ein. Ein neues Militärgewehr war eingeführt worden, das vermöge seiner Verbesserungen nicht mehr in den alten Schießstand paßte. Nun sollte Matten eine der ersten Gemeinden sein, die ihren Schießstand verlängerten

und ein neues Scheibenhaus erstellten. Die Kasse des Schützenvereins war voll; große prahlerische Worte fielen in der Versammlung, was alles aus dem Vereinsvermögen bestritten werden könne. Und als nun Jost Walker, der Schützenmeister, mit nicht gewöhnlicher Beredsamkeit die sofortige Anhandnahme des Baues empfahl, da schien anfangs niemand in dem dichtgefüllten Saale eine andre Meinung zu haben. Man sah viele Köpfe wichtig vor sich hinnicken. Selbst die Jäger und Strahler stimmten bei, die verwittertsten Gestalten unter der rauhen Männerschar, die in einer Saalecke über kleinen Branntweingläsern beisammen hockten.

Der Jost hatte sich gesetzt, der Fedier, der die Verhandlungen leitete, sah sich im Saale um und forderte zur Rede und Gegenrede auf. Eine Weile wurde ein Durcheinander von halblauten Stimmen hörbar, aber es schien sich keiner zum Wort melden zu wollen. Da räusperte sich ein hagerer junger Mensch in einer der Fensternischen.

„Der Gemeindeschreiber hat das Wort!" erklärte der Fedier. Und der Gemeindeschreiber begann zu reden. Seine Stimme klang nicht so kraftvoll wie die des Jost, aber er hatte eine klare und ruhige Art des Redens, und der helle Verstand, der hinter krankbleicher Stirn wohnte, verriet sich in jedem der langsamen, wohlüberdachten Worte. Offene hellblaue Augen gingen über die Versammelten und hielten ebenso wohlgemut den halblauernden Blick des Kreuzwirtes wie den in aufglimmendem Zorn sprühenden des Walker-Jost aus. Die abgemagerte, in etwas unbäuerischer Kleidung steckende Gestalt

lehnte leicht an den Fensterpfosten, die beiden, schwerer Arbeit unkundigen und dazu unvermögenden Hände waren aufs Gesims gestemmt, so daß die schmalen Schultern noch höher und die Brust noch eingesunkener erschienen als sonst. Der Kopf saß tief auf diesen Schultern und hatte dünnen, blonden Haarwuchs, wie ihn Leute aufweisen, die oft krank gewesen sind. Und der Regli-Lienhard hatte wenig gesunde Tage gesehen. Seine Mutter war an Auszehrung gestorben; er schien den Todeskeim auch in sich zu tragen, obgleich er zähe war und sich, so oft er sich im Frühjahr legte, doch immer wieder erholte. Gegenwärtig sagten ihm die Leute sogar das Gesundwerden nach. Er hatte Kapuziner werden sollen, hatte sich dann aber zu wenig kräftig dazu gefühlt, war in das väterliche Haus, des Brunngutbauern Eigenes, zurückgekehrt und hatte dann — ein Zeichen seiner Genesung, meinten die Leute — das um seines bescheidenen Lohnes willen wenig umworbene Gemeindeschreiberamt von Matten angenommen, das er wohl versah. Die Mattener sahen ihn mit einer leichten Scheu an, obwohl er einer der Ihrigen war, einesteils um seiner ungewohnt guten Schulbildung, andernteils um seines Geldes willen. Man sagte dem Regli-Lienhard nach, daß er steinreich sei; denn seine Mutter hatte ihm ein Vermögen hinterlassen, welches das des Brunngutbauern, der in zweiter Ehe eine Menge Kinder hatte, um das Dreifache übertraf. Und eine Base lebte dem Lienhard noch im nächstoberen Bergdorf, deren einziger Erbe er war, und die landauf, landab unter dem Namen „die reiche Seppe" bekannt war.

Während der Lienhard sprach, herrschte ziemliche Ruhe; die Bauern duckten sich gleichsam knurrend vor besserem Wissen, ohne freilich sich überzeugen zu lassen. Es waren manche im Saal, die nicht ohne Interesse an des Lienhard Zügen hingen. Die waren weder schön noch häßlich, sie trugen jenen Stempel von Bescheidenheit, die zugleich Festigkeit ist, von Geduld und einer Art hellseherischer Ueberlegenheit, wie sie manchen Menschen eigen wird, die viel leiden oder gelitten und den Tod nicht mehr zum unsichtbaren Gefährten, sondern mehr zum Kameraden haben, mit dem sie klare Rechnung führen. Das noch bartlose Gesicht des Regli sah nicht alt aus; man mochte den Schreiber eher für jünger ansehen als die sechsundzwanzig Jahre, die er zählte, nur stachen die Backenknochen allzu weiß gegen die graubleiche Haut, und die Röte, die zuweilen unter die Augen stieg, war nicht die Gesundfarbe der Jugend. Nase und Mund waren wohlgebildet, um des letzteren schmale Lippen zuckte manchmal der Schalk, während er redete und einen oder den andern mit einem Scherzwort aufzog.

Der Gemeindeschreiber sprach gegen die beabsichtigte Vergrößerung des Schießraumes. Wenn das Scheibenhaus versetzt würde, so würde dadurch der schöne und nicht abzusperrende Weg durch den Mattener Wald gefährdet, der seit ein paar Jahren von Fremden, die im Sommer die beiden Mattener Gasthöfe heimsuchten, wie von Einheimischen gleich stark begangen war. Die fremden Gäste brächten aber Geld ins Land; da solle ihnen der schönste Spaziergang nicht gesperrt werden. Die alte Waffe,

die am Schützenstand sich alle die Jahre her bewährt habe, sei auch in Zukunft gut genug, und Matten brauche nicht die Nase zuvorderst zu haben, es sei noch früh genug, das neue Gewehr einzuführen, wann andre Gemeinden damit vorangegangen. Später aber könne vielleicht von einer gänzlichen Verlegung des Schießplatzes geredet werden. Die beiden Gasthofwirte böten jetzt schon eine schöne Summe, wenn der Schützenstand außerhalb des Dorfes gebaut werden wolle.

Der Fedier hatte schon, während Lienhard sprach, abgerissene Worte, die wie Knurren klangen, in den Bart gemurmelt. 'Als dieser nun mit einem warmen Aufruf an die Klugheit der Dörfler schloß, sah er sich nicht erst nach denen um, die das Wort heischen möchten, sondern schoß selber hastig von seinem Sitze auf, um auf die ketzerische Rede zu erwidern. Er war auch Wirt, aber es waren lauter Einheimische, die ihm die Stube füllten, und insbesondere blühte sein Geschäft an Schießtagen, da der Schießstand unmittelbar hinter seinem Hause sich befand. Was Wunder, daß er von einer Verlegung desselben nichts wissen wollte! Er redete anfänglich ruhig, wenn auch eine bissige Schärfe in seiner Stimme lag, aber sein Gesicht war verzerrt und spiegelte den mühsam verhaltenen Zorn wider.

„Was scheren die Fremden uns Mattener!" rief er dann plötzlich ausbrechend in die Stube; „wir haben früher ohne die ‚Hudel' auch gelebt. Unsre Wege sind für uns, und wir wissen, denk' wohl, wann wir darüber gehen dürfen und wann nicht. Die aber, die es nicht wissen, sollen wegbleiben."

„Und sonst tut es auch nichts, wenn da oben einmal einer von den ‚Zottern‘ verendet!“

Dieses Wort wurde so roh und kreischend in die Stube hineingeschrien, daß es im ersten Augenblick kein Echo fand. Sekundenlang war ihm Stille gefolgt, aber der Jost, der geschrien hatte und mit vor Wut weißem Gesicht neben dem Fedier stand, fuhr in wilder Rede weiter:

„Was? Ob da einer kommen dürfe, den Mattenern das Schießen zu verbieten! Der sei schon ein trauriger Lump, dem sein Gewehr nicht das liebste sei! Ein Stubenhocker müsse er sein, ein Feigling!“

Das von dem Schießverbot tat seine Wirkung. Die ganze Stube wurde lebendig. Die Mattener Schützen empörten sich. Die Jungen gröhlten durcheinander wie losgelassene Tiere. Und der Walker-Jost überschrie alle. Er gewann dann seine Ruhe wieder etwas zurück und hielt eine nicht unkluge Rede, halb nur wider die kleine Schar der Gegner, zur andern Hälfte wider den Regli-Lienhard. Der stand aschbleich an seinem Fenster, aber er zeigte auch nicht die mindeste Furcht inmitten des tobenden Haufens. Er benutzte den ersten Augenblick der Ruhe, um mit vor Erregung leiser Stimme noch einmal eindringlich zu warnen, daß man nicht Menschenleben gefährde um eines Vergnügens willen. Aber sie ließen ihn nicht ausreden. Der Walker-Jost, der ihm nicht grün war, weil sein Ansehen im Dorfe fast über dem seinen stand, streckte ihm die Faust unter die Nase und nannte ihn mit allen Schimpfnamen. Und seine Genossen taten es ihm nach.

In einer Ecke waren inzwischen zwei Gegner handgemein geworden. Es möchte auch an den Lienhard gekommen sein, der aber griff nach seinem Hute, richtete den schmächtigen Leib auf und schob sich schweigend zwischen den Tischen hindurch dem Ausgange zu.

„Tut, wie ihr wollt," murmelte er, nur den paar nächsten verständlich. Seine Ruhe hielt selbst die ärgsten Raufer von ihm zurück. Als er verschwunden war, hatten der Fedier und der Walker-Jost gewonnenes Spiel. Eine närrische Begeisterung hatte fast alle Versammelten ergriffen, der Bau des neuen Schützenstandes und die Verlängerung des Schießplatzes wurde mit stürmischem Mehr beschlossen und dafür eine so hohe Summe ausgesetzt, daß sie die Vereinskasse mit einem Male ausschöpfte.

Zweites Kapitel

Das neue Scheibenhaus war erstellt und eingeweiht. Sonntag für Sonntag pfefferten die Schüsse aus dem Dorfe nach den Zielen. Sogar die Weiber liefen nach dem Stand und handhabten die Gewehre, ein glühender Eifer hatte gleich einem Rausche alle gepackt, und alles nur, weil einer wider das Schießen sich zu reden getraut hatte. Nicht, daß sie dem Regli-Lienhard gezürnt hätten. Er und seine wenigen Anhänger wurden kaum beachtet, sie waren unterlegen und stumm gemacht, aber ein wahrer Schießteufel saß dem Volk im Nacken, und der Kreuzwirt mochte schmunzeln ob dem Zuspruch, den seine Wirtschaft hatte.

Jeden Sonntag konnten sie auf dem Mattener Waldweg einzelne Patronenhülsen zusammenlesen. Die Schüsse verirrten sich leicht nach dem schönen, steinversteckten Pfad. In den Gasthäusern warnten sich die Fremden, an Schießtagen diesen Weg zu benutzen. Ungewarnte aber betraten ihn sorglos, und dennoch war keinem ein Unglück geschehen. Es mochte das sein, das auch die Einheimischen dreist machte. Die Mattener selber liefen durch den Mattener Wald, ob der Schützenstand Feuer und Tod spie oder nicht. Und Sonntag für Sonntag verging, ohne daß irgend etwas geschah, was des Gemeindeschreibers Meinung bestätigt hätte. Wenn einer an dessen Rede erinnerte, so zuckten sie lachend die Achseln. Der Walker-Jost triumphierte; er sah sich selber für den mächtigsten Förderer des Schießwesens an und verdoppelte seinen Eifer, je mehr die Erfolge seiner Schützen im Dorf und auswärts bei der fortwährenden Uebung wuchsen. Es schien, als müßte selbst die zweite Leidenschaft, die ihn beseelte, hinter seiner Schießwut zurückstehen. Er vernachlässigte in letzter Zeit selbst das Mädchen ein wenig, bei dem er sonst immer gesteckt hatte, und von dem sie im Dorfe redeten, daß es dem Jost mehr als das Leben gelte. Erst ein Spätherbstsonntag fachte auch dieses Feuer neu an. Da aber brannten zwei Flammen in der Brust des jungen Bauern, und sein Blut sott unter ihrer Glut. —

Die letzten Schüsse verpufften vom Schützenstand. Die Dämmerung brach herein, und selbst die allerwütendsten Schützen mußten die Gewehre beiseite legen. Der Stand war noch gedrängt voll gewesen.

Jetzt schlug der Walker sein Schießbuch zu und stieg von seinem erhöhten Platze. Er war hemdärmelig, aber trotz des kühlen Herbsttages perlte ihm der Schweiß auf der Stirn, und in seinen Augen flackerte ein unstetes Feuer. Die Literflasche schweren Weines, die neben seinem Sitze gestanden hatte, war leer. Er hatte ihr öfter als gut zugesprochen und in den Zorn hinein getrunken. Zwei Fremde waren vor kurzem noch auf dem Schießstand erschienen, hatten sich unter die Bauern gemischt und dabei gesprächsweise und ohne böse Absicht eine Aeußerung getan, die auf das Gefährdetsein des Mattener Waldweges Bezug gehabt hatte. Der Walker-Jost hatte laut und grob geantwortet. Ein kurzer Streit hatte sich erhoben, während dessen Verlauf die beiden Fremden sich dermaßen von drohenden Gesichtern umgeben gesehen hatten, daß sie vorgezogen hatten, sich zu entfernen. Aber das heiße Blut des Walker-Jost war noch rege. Er hatte eine Falte zwischen den Augen sitzen, und ein gefährliches Glänzen war in seinen Blicken.

„Die verdammten Fremden haben mir den ganzen Tag verdorben!" knurrte er ein paar Burschen zu, die mit ihm zugleich den Stand verließen und, mit derben Späßen um sich werfend, seine schlechte Laune verspotteten.

„So lauf zum Viktori, daß dir das Gesicht wieder süß wird," höhnte ihn einer. Aber ein andrer, ein Bursch mit einem scheelen, versteckten Blick murmelte halblaut ein „bei der hocken schon andre" durch die Lippen.

Die Stirn hatte sich dem Jost dunkel gefärbt.

„Haltet die Mäuler oder es gibt Krieg!“ murrte er und spannte die Finger fester um den Stutzen, Er tat rasch ein paar Schritte den andern voran und verschwand, über ein paar Steinstufen steigend, in der Stube des über der Gasse gelegenen Kreuzwirtshauses. Die Genossen zischelten untereinander, ehe sie ihm folgten. Sie fühlten sich stark in ihrer Ueberzahl, und sein Wesen forderte sie heraus. Nicht lange, so tönte der Lärm ihrer weinheiseren Stimmen aus der Kreuzwirtsstube. Aber der Walker-Jost wich ihnen aus; nicht aus Feigheit, sondern weil er andres vorhatte. Es war keine Viertelstunde vergangen, ehe er aus der Küche des Kreuzwirtes in dessen Hausflur und ins Freie trat. Er hatte sich derwegen unbemerkt von den andern hinweggemacht. Er schien ruhiger geworden zu sein, denn sein Gesicht war bleich, und das Glänzen und Glimmen in seinen Augen war heimlicher geworden. Und langsam stieg er die steile Gasse hinan.

Es war beinahe dunkel geworden. Die braunen niederen Hütten warfen dichte Schatten in den Weg, gegen die Dämmerung im Dorf schien der Himmel hell, ein Stern tauchte über den Rienbergtannen im Osten auf, ein zweiter folgte. Zwischen den Häusern flüsterte der heimliche Föhn.

Wo die Gasse auslief, lag zwischen den zwei letzten Hütten ein kleiner, nach drei Seiten geschlossener, nur gegen die Gasse hin offener Hof. Von den Fenstergesimsen des unteren Holzbaues hing üppiger Nelken- und Geranienbluft in diesen Hof und verlieh der alten, unscheinbaren Hütte ein heimeliges und sauberes Ansehen. Unter diesen

Fenstern hockte das Gamma-Viktori auf einer Holzbank und ließ sich von ein paar Dorfbuben, die ihr gegenüber auf einer Bretterschicht Platz genommen hatten, mit Worten und Blicken schöntun. Neben ihr aber stand, an die rauchschwarze Tür gelehnt, der Regli-Lienhard und weidete die Augen an dem noch kindlich weichformigen Leib des Mädchens. Dieses trug einen kurzen Rock, darunter die nackten Füße sich nicht verbergen konnten; eine ärmellose Jacke schloß sich eng an die schmale Brust; daraus traten zwei kurze, grobe weiße Hemdärmel und, leuchtender, weißer, zwei just erst sich rundende Arme, die manchmal ein wenig behaglich, ein wenig faul hinter den dunkeln Kopf gelegt wurden und dann wie der Rahmen eines Madonnenbildes waren.

Viktoris roter kleiner Mund war in scherzhaftem Schmollen verzogen, ihre schwarzbraunen Kirschenaugen blitzten und lachten aus dem runden, braunen, lieben Gesichtlein, und wenn der Kopf sich in die Hände lehnte, so quoll das krause schwarzbraune Haar über Stirn und Wangen. Die Augen der Dorfbuben sogen sich an des Bergführers Gamma sechzehnjährigem Mädchen fest, und es war keiner unter ihnen, dem nicht das Herz im Leibe nach dem Kinde zitterte, wenngleich sie jetzt sich alle überboten, dasselbe zu necken. Und Viktori war es schon gewohnt, daß ihr die Burschen nachstrichen; sie hatte keine Mutter mehr, die sie eingesperrt hätte, und der Vater, der Führer und Strahler, war viel aus und kümmerte sich nicht groß um seine Einzige. Dennoch wurde annoch von dem Mädchen nichts just Schlechtes geredet.

„Nun, rede jetzt, nimmst mich oder nimmst mich nicht?" ließ sich eben der Fedier-Kasi vernehmen, des Kreuzwirts Sohn, der inmitten der andern hockte und ein Gesicht hatte, häßlicher als sein Vater noch.

Viktori lachte hell. „Da mach' ich noch lieber mit dem Scheuchlappenmann Hochzeit, den mir die Nachtbuben im Langsi*) aufs Dach gesetzt haben."

Die Burschen wieherten auf.

„Hoho, vielleicht besinnst dich doch noch anders!" gröhlte der Kasi.

„Nein, nein, es ist schon ausbesonnen! Mich will es, gelt, Maitli?" schmeichelte mit unendlich dummem Gesicht der Senni-Kari, der neue Bäcker, und machte Anstalt, sich zu erheben.

Aber Viktori fuhr von ihrem Sitz empor und blitzte ihn mit den dunkeln Augen an.

„Sitzen bleibst oder ich laufe hinein! Wenn du stehst, ist eines nie sicher, daß ihm deine Teigfinger nicht ins Gesicht fahren, du Teigaff'!"

Wieder schallte das Gelächter der Burschen. Und so gingen das Gestichel und die derben Scherze hin und wieder. Nur der Regli-Lienhard vergaß das Reden vor dem Schauen. In seinem bleichen Gesichte stand ein Ausdruck, der fast Qual war. Des Mädchens Art schien ihm leid zu tun, das Viktori war ihm zu gut für die Buben, er hätte es stiller, züchtiger gewünscht, aber er redete sich ein, daß das Mädchen eine mutterlose Waise sei, und seine Augen ließen nicht von ihr, als müßte er sie hüten.

---

*) Langsi = Frühjahr.

Nach einer Weile redete einer der kühler gebliebenen Jungburschen davon, nach dem „Kreuz" hinunterzugehen. Es sitze sich zu trocken hier. Die Rede fand Echo. Einer nach dem andern erhob sich. Ein paar Augenblicke standen sie im Kreise um das Mädchen, streckten die derben Hände nach ihr, kneiften sie hier, tätschelten sie dort, aber Viktori fuhr wie eine Wildkatze zwischen ihnen hindurch und stellte sich hinter den Lienhard. Da fingen sie den zu verspotten an. Weil er ihnen aber nur lächelnd Bescheid gab und seine Ruhe ihn über sie erhob, trollten sie sich allmählich; des Kreuzwirts Wein zog sie zu mächtig.

Ganz zuletzt stand nur noch der Lienhard bei dem Mädchen.

„Ist dir denn bei dem Gerede wohl?" fragte er heimlich und neigte sich näher zu ihr, die sich wieder auf die Bank gesetzt hatte. Viktori wurde rot und zuckte halb ungeduldig, halb verlegen die Achseln.

Da suchte der Lienhard mit ehrlichem Blick ihre glänzenden Augen. „Ich meine es recht mit dir. Hast mich nicht gern?"

Viktori sah vor sich nieder. Sie war frühreif, sie wußte, was die Rede bedeutete. Und ein Gefühl, aus Angst und Befriedigung gemischt, war in ihrem Innern. Angst, weil sie ahnte, daß ihr da ein Glück geboten wurde, und ihr doch nicht um Jasagen war.

Der Lienhard suchte ihre Augen. Sein Atem traf ihr Gesicht. Er legte den Arm um ihre Schulter. Viktori hatte beide Hände um ein Knie gelegt und

vermochte die Verlegenheit nicht abzuschütteln, sie zog die Achsel hoch, als brenne sie seine Hand, und doch wagte sie kein Wort.

„Du bist noch jung, Maitli," sagte der Lienhard, und seine Stimme bebte vor Ernst und Aufrichtigkeit, „verstehst mich noch nicht so, was ich meine am Ende, gelt? Aber ich will schon warten, und du mußt nur wissen, daß es einer aufrichtig mit dir meint, du mußt nur Zutrauen zu mir haben, gelt?"

Viktori schlug die schönen Augen voll zu ihm auf. Sie lächelte fast: sie — und nicht verstehen! Aber sie wollte ihm eben ein gutes Wort sagen; seine Art hatte ihr wohlgetan. Da stand einer am Hofeingang und glotzte sie beide an. Hoch, nüchtern, mit untergeschlagenen Armen und einem heimlich glimmenden Blick.

„Guten Abend," sagte der Walker-Jost. Er sagte es sonderbar. Das Viktori tat einen scheuen, erschrockenen Blick nach ihm hin und sah im unsicheren Dämmerlicht seinen Mund zu einem spöttischen Grinsen verzogen.

Der Lienhard hatte sich aufgerichtet. Ein Zug leisen Unwillens schattete sein Gesicht. Aber der Walker-Jost trat plötzlich ein paar Schritte dicht an die beiden heran.

„Was suchst eigentlich du hier?" fuhr er den Lienhard an.

Der lehnte sich an die nahe Hüttenwand; der Ton des andern hatte ihm die Farbe aus dem Gesicht gejagt, nur in der sonst bleichen Stirn brannte ein roter Fleck, und sein Atem flog.

„Hoho, ist das etwa dein Boden?“ gab er mit schlecht verhaltenem Grimm zurück.

Da fuhr des Jost Faust auf wie ein Beil und traf ihn auf den bloßen Kopf. Er fiel nieder wie ein geschlagener Stier; kein Laut kam von seinen Lippen.

„Jesus, mein Gott!“ stammelte Viktori mit weißen Lippen. Es war alles wie der Blitz geschehen.

Der Jost schien von einer wilden Gier befangen. Er riß das Mädchen von seinem Sitz auf in seine Arme, warf sich selber auf die Bank und ließ es auf seine Knie nieder.

„Hast mich gern oder den da?“ keuchte er. Viktori hing halb ohnmächtig und willenlos in seinem Griffe, aber es schien, als berausche sie sich an seinem heißen Atem.

Der Gefällte lag reglos neben ihnen. Es wurde dunkler und dunkler im Hof, und die Gasse lag wie ausgestorben; nur vom „Kreuz“ herauf drang manchmal ein kurzes Johlen. Die Gesichter des Mädchens und des Burschen waren einander so nah, daß eines das Weiße in des andern Augen glänzen sah.

„Meinst, ist er tot?“ hatte das Viktori freilich noch mit angstweiten Augen gestammelt.

Aber: „Sei kein Narr! Ob einem Faustschlag kommt keiner ums Leben!“ hatte der Jost zurückgegeben. Dann hatte er das Mädchen mit seinen Liebkosungen fortgerissen.

„Keinen andern sollst lieb haben, hörst, keinen andern,“ brachte Jost fliegenden Atems einmal über die Lippen.

„Keinen andern,“ gab Viktori zurück. Aber in

dem Augenblicke schauerte ihr schmächtiger Leib zusammen. Die Erinnerung an den Lienhard kam über sie. Sie hob den Kopf und lugte über den Arm des Jost nach der Hüttenecke. Es war jetzt so dunkel, daß sie den Körper am Boden nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Aber ein leiser Seufzer kam aus der Richtung herüber, wo er lag.

„Er erwacht," wollte Viktori stammeln. Da ließ der Jost sie schon zu Boden und reckte sich. Vom „Kreuz" her schollen wirre Stimmen, so, als machten sich ein paar Weinselige von dort auf den Heimweg.

„Geh hinein," sagte der Jost hastig und wies nach der Tür.

Viktori zögerte, sie hatte Furcht vor dem Daliegenden, dem sie sich genähert hatte.

„Gehst hinein!" befahl Jost laut und barsch.

Erst, als sie gehorsam in die Tür geschlichen war, wandte auch er sich eilig und bog um die Ecke gaßaufwärts, noch ehe die vom „Kreuz" heimkehrenden Burschen nahe genug waren, ihn zu erkennen.

Eine kleine Weile verging, während welcher der Niedergeschlagene im Dunkel seiner Ecke lag und die leisen Zeichen zurückkommenden Lebens durch seinen Leib rannen. Die heimkehrenden Burschen waren durch die Gasse hinauf- und vorübergestiegen und hatten ihn nicht bemerkt. Als es wieder ganz still geworden war, tat sich des Gammas Hüttentür vorsichtig auf, und Viktoris farbloses Gesicht lugte durch die Spalte. Sie spähte umher und kam gleich darauf mit einer kleinen Laterne wieder; mit der leuchtete sie dem Lienhard ins Gesicht. Er lag noch

mit geschlossenen Augen, aber sein Mund war geteilt, und er atmete ruckweise und mit leisem Stöhnen. Da eilte das Mädchen nach Wasser und begann ihm Stirn und Schläfen zu netzen. Ueber ein kurzes schlug er die Augen auf. Sein Blick war verstört, aber allmählich wurde er klarer und fand Viktoris ängstliche Augen. Der Lienhard hob die Hand und griff sich an die Stirn, dann schaute er wieder nach dem Mädchen. Es war ein halb fragender, halb vorwurfsvoller Blick. Viktori erhob sich und trat einen Schritt zurück, sie knüllte verlegen die Rockfalten. Da stützte sich Lienhard an der nahen Wand und arbeitete sich langsam vom Boden auf. Er sagte kein Wort. Dem Viktori war dennoch, als bedeute sein Wesen die Frage: „Hältst du zu dem andern? Warum zu so einem?“

Plötzlich wandte er sich von ihr ab, noch immer wortlos, noch immer halb verwirrt und mit taumelnden Schritten. An der nahen Mauer des nächsten Hauses noch einmal sich haltend, verließ er den Hof.

Viktori schlich in die Hütte zurück, als hätte sie einer mit bitteren Scheltworten überhäuft.

Drittes Kapitel

Alle bösen Mäuler von Matten — und deren waren wie anderwärts nicht wenige — klapperten wie die Mühlen.

Der Gemeindeschreiber liege am Sterben, war die eine und erste Neuigkeit! Sein altes Leiden halte ihn danieder, redeten die Ungefährlicheren und

Uneingeweihteren! Er habe einen heimlichen Stich oder Schlag bekommen, maulten andre. Und die bezeichneten heimlich den Walker-Jost als den Täter, obgleich keiner sich offen an ihn wagte. Es schien aber, als wollte der just jetzt Gutes von sich reden machen, denn er schaffte wie der fleißigste Knecht, war nüchtern wie der Pfarrer selber und machte durch die wohlüberlegte und gedeihliche Verwaltung des Schießwesens und einiger sonstiger ihm obliegenden Aemter Aufsehen. Ganz wenige wollten wissen, daß er allnächtlich bei des Gammas Viktori hocke, daß die zwei in einer Liebe zusammengewachsen seien, wie noch keine erlebt sei, und daß der Gamma sowohl wie der Miäler nichts gegen eine demnächstige Heirat hätten!

Mitten in diese Zeit fiel ein Vorkommnis, das zu Matten einen Sturm entfesselte. Nach wie vor waren die Mattener Schützen emsig gewesen, und nach wie vor hatten sich Fehlkugeln in die Steine am Mattener Waldwege verirrt. Da lief eines Sonntagnachmittags, kaum daß das Geknatter vom Schießstand seinen Anfang genommen hatte, die Kunde durchs Dorf: Auf dem gefährdeten Wege sei ein Fremder erschossen worden. „Erschossen nicht, aber auf den Tod verletzt," wußte eine zweite Stafette zu berichten. — Am Abend aber redeten sie in den Wirtshäusern schon: Bah, am Arm hätte die Kugel den „Fötzel" gestreift, und was brauche der in den Weg zu laufen.

Am lautesten ging es beim Kreuzwirt her. Dort fuhren die Fäuste auf die Tischplatten, die Flüche und Schelte hallten von einer Wand zur andern.

Der verletzte Fremde war der Feind des ganzen Dorfes geworden. „Was suchte der da oben, Raum mußten sie, die Mattener, haben, wenn sie schießen wollten. Man könne schon nirgends mehr gehen im Sommer, ohne daß man an die fremden Hudel hinrenne! Der Teufel hole sie alle!“

So ging das Schimpfen und Schreien. Und die nicht überreinliche untere Stube dröhnte vom Gepolter; ein erstickender Tabakqualm und eine scharfe, heiße Luft erfüllten sie. Plötzlich erhob sich in einer Ecke eine junge eisengliedrige Gestalt; den Kopf an die niedere Diele gereckt, das Weinglas in der Faust, überschrie der Walker-Jost die Bauern:

„Jetzt werden sie uns wieder ans Schießen wollen! Ihr werdet es schon sehen. Verbieten werden sie es uns wollen! Aber da sind wir dann auch noch da, mein' ich!“

„Ja, beim Eid, und das sind wir!“

„Sie sollen nur anbändeln mit uns.“

„Da wollen wir denn doch sehen, wer Meister ist!“

Des Walker-Jost Dazwischenruf hatte gezündet. Hätte sich in diesem Augenblick ein Gegner des Schießwesens gemeldet, sie würden wie die Wölfe über ihn hergefallen sein.

„Der Camenzind, der Rößliwirt, will klagen gegen uns,“ wußte einer darauf zu melden, der dabei gewesen war, als der verletzte Fremde nach dem „Rößli“, wo er wohnte, zurückgekehrt war.

Hiernach ging der Aufruhr erst recht an. Sie brüllten und tobten, und ein wenig stiller als sonst, aber gehässiger stand den Schießnarren der Jost voran. Der welsche Wein floß in die Kehlen und

über die Tische, der Fedier hülpte zwischen Stube und Keller unermüdlich hin und her, schenkte ein und schürte den Durst und die Leidenschaft.

An dem Abend und in der Kreuzwirtsstube wurde das Gewitter gebraut, das sich zwei Wochen danach über den Rößliwirt und sein Haus entlud. Der hatte im Verein mit dem durch den Schuß verletzten Fremden Klage erhoben.

Kurz danach hatte der Verhörrichter zu Matten geamtet. Und an demselben Tag fand sich eine Rotte junger Bursche vor dem „Rößli" ein. Dessen wenige Gäste wurden mit Schimpfworten überhäuft, Steine flogen gegen die Fenster, und die im Erdgeschoß gelegene Gaststube wurde mit Unrat beworfen. Eben hatte einer der Schreier geraten, den Rößliwirt herabzuholen, um an dem ein Exempel zu statuieren. „In den Mattener Bach mit ihm!" kreischte einer aus dem Haufen, und den andern fehlte die Lust nicht, den Rat in die Tat umzusetzen. Da erschienen der Pfarrer und ein paar ältere Männer, denen es gelang, die Unbesonnenen von weiteren Ausschreitungen zurückzuhalten. Da trat auch ein magerer, totenbleicher Mensch, dem der Tod aus den Augen lugte, unter die Erregten und redete auf sie ein. Und sie sahen mit einer abergläubischen Scheu auf ihn, denn es hatte keiner erwartet, den, den Gemeindeschreiber Lienhard Regli, noch einmal in der Gasse zu sehen.

Der Lienhard aber schien noch einmal den Tod zu zwingen. Er ging von dem Tage an wieder im Dorfe herum und gab offen denen recht, die den Schützenverein verklagt hatten. Er mahnte und riet;

und es gab Leute, die auf ihn hörten. Er hatte auch eine seltsame Art an sich, einen hohen und würdevollen Ernst, als sei er der Priester wirklich geworden, den sie hatten aus ihm machen wollen.

„Er ist einer wie ein Engel," sagten damals ein paar empfindliche Weiber zu Matten von ihm und trockneten sich die Augen dabei. Bei dem Viktori sah ihn niemand mehr, nur wenn das Mädchen ihm zufällig in den Weg lief, hätte ein scharfer Beobachter ihm das Blut in die Wangen fahren sehen können, und sein überernstes Gesicht trug dann einen Zug, als plagte ihn heftiger körperlicher Schmerz.

Gegen den Lienhard stand der Walker-Jost auf, als dieser merkte, daß jener für seine Mahnungen willige Ohren fand. Und der Jost verstand die Bauern bei ihrer empfindsamsten Seite, ihrem Eigendünkel, zu fassen und ihre ganze Halsstarrigkeit zu wecken und gewann auch die zurück, die auf den Lienhard gehört hatten.

Der Verhörrichter kam zum zweitenmal angefahren, diesmal, um zu untersuchen, wer an dem Aufruhr vor dem „Rößli" schuld trage. An die zwanzig wurden vor den Beamten und seinen Schreiber geladen. Das gab ein Fragen und Examinieren, das vom Morgen zum Abend dauerte. Und am Abend schimpfte der Beamte: „Stierengrind' habt ihr alle miteinander, und alle miteinander sollte man euch einsperren!" Denn er hatte auch nicht einen einzigen Schuldigen ausfindig machen können. Die Bauern hatten geschwiegen, als seien ihnen die Mäuler vernagelt.

Schließlich kamen die Mattener wegen des Aufruhrs mit einer Verwarnung davon. Der Prozeß aber wegen ihres Schießstandes, den ihnen der Rößliwirt aufgehängt hatte, schwebte noch. Eine Gerichtskommission kam ins Dorf, besah sich den Stand und den Mattener Weg und ließ sich von dem Mattener Schützenmeister, dem Walker-Jost, und dem Fedier alles Nötige erklären. Nachher saßen sie bei Fedier, dem Ratsherrn, der auch im Tale viel galt, beim Schoppen.

Einen Winter lang dauerte der Prozeß. Als die Lawinen von den Halden fuhren und um die Zeit, da das Schießen zu Matten wieder anging, hatten die Dörfler ihren Prozeß gewonnen. „Das Schießwesen dürfe als eine gute und dem Vaterlande hochnützliche Sache nicht behindert werden," hatte der Spruch gelautet. Da fuhr die Freude den Schießnarren wie ein Teufel in den Leib. Das Gericht hatte zwar verfügt, daß an Schießtagen an dem gefährdeten Weg Wachen aufgestellt werden müßten, um Fremde zu warnen, aber die Schützen von Matten lachten hell auf: „Ha, wer sich da hinaufstellen müßte! Im Recht sind wir: so haben sie es uns zugesprochen, und das sind wir auch! Jetzt sollen uns die andern blasen. Wer in den Weg da oben läuft, der mag selber auf sich schauen!" Als sie das ausschrien, war es noch zu früh im Jahr, als daß schon fremde Gäste sich zu Matten gezeigt hätten. Acht Sonntage lang schossen sie, und die Begeisterung hielt noch immer an. Auch die alte Sorglosigkeit war wieder da. Die Einheimischen liefen über den Waldweg, ob

Schießtag war oder nicht. Und es geschah keinem ein Leides.

Im Juli kamen die Fremden in die Berge gestiegen. Zu Matten füllten sich die Gasthäuser wie noch nie. Da hoben die Bauern witternd die Nasen. Jetzt galt es festhalten. Der Schießstand hatte nicht mehr Raum für alle, die herliefen, den fremden „Hudeln" zum Trotz. Aber der Rößliwirt, einer, der sich nicht fürchtete, tat dem Schützenverein zu wissen, daß er abermals Klage einreichen werde, wenn nicht dem Spruch des Gerichts gemäß am Mattener Waldwege Wachen ausgestellt würden. Das war ein Funke ins Pulverfaß! „Steh selber Wache!" kam ihm der Bescheid höhnisch zurück, und am darauffolgenden Sonntagmorgen, auf dem Weg zum Gottesdienst, als der vom „Rößli" furchtlos zwischen den Bauern schritt, stichelten die Burschen, umdrängten ihn mit schlagbereiten Fäusten, und ein drohendes Murren ging von Mund zu Mund:

„Schick nur heut deine Fremden auf den Waldweg! Wenn einer droben hinfällt, ist es nicht mehr Zufall gewesen! Sehen wollen wir noch, ob wir unsre Wege verbieten können oder nicht!"

Bei dem darauffolgenden Gottesdienst hatte der Pfarrer eine undankbare Herde. Es lag etwas in der Luft, wie eine unbestimmte Gefahr, so, als wäre Krieg nah, oder so, als schliche der heimliche Föhn durch die Gassen und spiele mit Brandfeuer. Und kaum war der Weihwedel über die geneigten Häupter der Männer und Weiber gefahren, so drängten sie nach der Tür, und ein Leben und Reden

war in den Scharen der Heimkehrenden, wie an einem großen Gemeindetag. Die Weiber sahen mit scheuen Blicken nach ihren Männern, die hatten erhitzte Gesichter, und die Wirtshäuser wurden an diesem frühen Morgen schon voll.

Lienhard Regli hatte als einer der letzten die Kirche verlassen. Er hustete, als er ins Freie trat, und fuhr fröstelnd zusammen, obwohl die Sonne ihre weißen Flammen über den tiefblauen Himmel ergoß! Sein Gesicht war fast so weiß wie der frische weiße Hemdkragen an seinem farbigen Kattunhemd, die Augen lagen tief unter der Stirn, und die sonst hellblauen schienen dunkel, aber sie hatten einen wundersam freien, geraden und mutigen Blick. Lienhard schritt auf unsicheren Knien um die Kirche herum und bog nach der Straße hin. Das Zischen des Mattenbaches scholl unter der Mauer herauf, die den Kirchgarten abschloß. In der Beinhausecke stand der Walker-Jost mit dem Gamma-Viktori. Er trug sein dunkles Sonntagsgewand und sah stattlich aus. Sein schwarzes Haar schimmerte in der Sonne. Viktori war wie ein Spielzeug im Bereich seiner mächtigen Arme. Aber ihre Blicke hingen durstig aneinander. Das Mädchen hatte ein schwarzes Kleid an, ein weißseidenes Tüchlein war um seinen Hals gewunden, sonst war es fast ärmlich angetan. Aber sein Gesicht war wie der Tag selber hell, und schön; die dunkeln Augen leuchteten froh.

„Heut in vierzehn Tagen," sagte der Jost eben, als der Lienhard vorüberging. Das Mädchen drängte näher an ihn heran, und er packte es und preßte es an sich. Sie waren heute von der Kanzel herab

verkündigt worden. In vierzehn Tagen sollte die Hochzeit sein.

Viktori sah den Lienhard an, als er schon vorüber war; sie errötete, und einen Augenblick schien es, als schrecke sie vor dem Jost zurück, so, als hätte des andern Erscheinen einen Schatten über diesen geworfen.

„Ich muß nach dem Schießstand," sagte der Jost da plötzlich und als ob er sich jetzt erst an eine Pflicht erinnerte. Er nahm Abschied. Viktori sah ihm lächelnd nach, und jetzt war sie doch wieder stolz auf ihn. Daß heute ein besonders wichtiger Schießtag war, wußte sie kaum, wenn eines, so kümmerte sie sich nicht um die Dorfhändel, und wenn der Jost bei ihr gesessen, hatte er nicht Zeit gehabt, von andern Dingen als seiner Liebe zu reden.

Das Mädchen schritt seiner Behausung zu. Als es an der steilen Gasse in den Hof einbog, krachte der erste Schuß vom Schießstand her. Viktori lächelte, sie dachte an den Jost und war glücklich. War es nicht zum Staunen, daß der habliche Bursche auf sie, das blutarme Mädchen, verfallen war?

Während sie sich ihr karges Mittagbrot richtete — ihr Vater war mit Fremden aus —, spann sie die Gedanken weiter: Ein wenig rauh war er wohl, der Jost, ein wenig wild sogar, und dem Wein war er nicht abhold! Aber das konnte sich bessern in der Ehe! — ‚Der andre wäre schon ein Braver, der Gemeindeschreiber! Ja, aber allzu brav ist langweilig, und man heiratet nicht, daß einem der Mann in ein paar Wochen wegstirbt! Und dann — der

Lienhard war zu weibisch, zu sanft. Spüren mußte man's, wenn einer eines anpackte, und wenn der Jost seine Liebe zeigte, war es zu spüren!' So sann das Mädchen und verlebte mit seinen Glücksgedanken einen Sonntag voll sonderbarer Feierlichkeit.

Der Mittag neigte sich schon dem Abend entgegen, als ihr plötzlich einfiel, daß sie der gewohnten Sonntagsfreude vergessen; mit ein paar Kameradinnen zusammenzuhocken, an einer Ecke herumzustehen und sich von den Buben den Hof machen zu lassen. Sie erhob sich von ihrem Fensterplatz, wo sie sich nach dem Essen niedergelassen hatte. Sie hatte noch das dunkle Kirchenkleid an, und die Eitelkeit stach sie, daß sie einen hellen Sommerrock aus dem Kasten holte und sich fast wie zum Tanze schmückte. Es kam vor, daß die Burschen nach dem Schießen ihre Mädchen ins Kreuzwirtshaus holten. Fast war es ihr, als müsse der Jost heute nach ihr ausschauen. Und sie kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich, tat ein seidenes Band um den zarthäutigen Hals und schlang ein gleiches in das dunkle, weiche Haar. Als sie darauf die Hütte verließ, zuckte ein zufriedenes Lächeln um ihre roten Lippen. Ihre Brust weitete sich, sie machte eine Bewegung der Arme, die wie ein Verlangen nach einer Umarmung war, und der Mund überfloß ihr von einem kurzen Trällern, das viel lieber ein Jubeln geworden wäre. Es war ihr so unsagbar fröhlich zumute.

Sie hatte wenige Schritte getan, als sie eine Reihe gleichaltriger Genossinnen die Gasse heraufkommen sah. Die gingen Arm in Arm, die Breite der Gasse einnehmend; ihre Gesichter waren von

Sonntagsfreude hell, und die Augen guckten ein wenig neckisch, ein wenig scheu, ein wenig lüstern nach den Burschen aus. Sie waren Viktori abzuholen gekommen und nahmen sie in ihre Mitte. Miteinander stiegen sie die Gasse wieder hinab, drückten sich am „Kreuz" herum und ließen sich mit ein paar Burschen ein, die dort unter der Wirtsstubentür standen. Dann, als diese Zuzug vom Schießstand erhielten und ihre Scherze lauter und aufdringlicher wurden, zog Viktori die Reihe an, und lachend und schäkernd liefen sie über die Mattenbachbrücke einem stilleren Dorfteil zu.

Die Sonne stand tief über dem weißen Mittaggletscher, der gleich mächtiger, erstarrter See mit toten weißen Wellenkämmen und blauen Untiefen in das Mattener Tal hinunterleuchtet. Die Ostspitzen der Berge, der Rienalpstock und der graue Gemsgrat, in dessen zerrissenen Schroffen der Schnee ewig haftet, waren in goldglühendes Rot getaucht. Wie der Abglanz eines mächtigen Brandes lag es über dem Tal, warm und mild leuchtete es über den dunkelgrünen Matten, über dem schwarzen, schweigenden Wald. Dasselbe warme Licht war über die braunen Hütten gegossen und belebte und edelte die meist grobzügigen Gesichter der Mädchen, wie sie noch immer Arm in Arm zum Dorfe hinaus und auf dem diesseitigen Mattenbachufer dem kleinen, höher gelegenen Weiler Mattenalp zustiegen. Die Mattener liebten es, an Sonntagen diesen Weg zu gehen. Er lag parallel mit dem Waldpfad und führte zum gleichen Ziel, obwohl er länger und weniger schattig war.

Die Mädchen stiegen langsam aufwärts, zuweilen tat eines einen Blick nach dem Schießstand hinüber, wo man die Burschen dicht aneinander gedrängt stehen sehen konnte und von woher Blitz auf Blitz nach den Scheiben drüben über dem Bache fuhr. Einmal wies eins, des Kreuzwirts rothaarige Tochter, nach dem Waldpfad hinüber und meinte, er liege ganz verlassen. Es wagte sich doch keiner von den Fremden hinauf heute.

„Ja, ja," meinte eine andre, „es möchte auch gescheiter sein, wenn sie wegblieben. Der Marti, des Fluhbauern Bub, habe gesagt, daß es heute keinem braven Schützen darauf ankomme, wenn er eine lebendige Scheibe träfe!"

So redeten sie hin und wieder, stritten für und wider die Dorfburschen und kamen unter Pappeln und Kichern an den Steg, der den Waldpfad mit ihrem eignen Wege verband. Eine schöne Matte lag auf dem jenseitigen Ufer. Sie liefen hinüber und setzten sich ins Gras, schauten nach dem Mittaggletscher, auf den langsame Schatten sanken, wurden wortkarg und träumerisch, als der Rosenschimmer auf den Bergen erlosch und die ersten Nachtnebel aus den Trümmerhalden stiegen.

Plötzlich mahnte eines zur Heimkehr. Da flogen sie auf wie eine Schar verscheuchter Tauben. Vielleicht versäumten sie eine lustige Stunde, wenn sie länger verweilten! Das Schießen mußte bald zu Ende gehen! Ein paar, die schon einen Schatz unten im Dorfe hatten, fühlten plötzlich das Heimweh in den Gliedern!

„Gehen wir hier zurück!“ sagte Viktori leichthin und wies nach dem nahen Waldweg.

„Jesus, nein!“ kreischte eine Aengstliche.

„Ah bah,“ zuckte Viktori die jungen Schultern, „wir sind gerade noch einmal so rasch wieder unten.“

„Und ’s Schießen wird wohl jetzt dann aufhören,“ mischte sich ein drittes Mädchen ein.

Und ein viertes riet: „Da sind schon mehr vorbei als nur wir, und uns werden sie wohl nicht erschießen, die Buben!“

Viktori stand schon zwischen den mächtigen Steintrümmern, zwischen denen der Weg hindurchführte. Eine ganze Berghalde war von grauen Blöcken übersät. Eine unirdische Riesenfaust mochte vor undenklicher Zeit das graue Bergschloß eingerissen haben, und zerschellt lag das Gewänd im Tal und am Hang.

„Nun, kommt ihr bald?“ lockte Viktori übermütig.

Zwei setzten ihr in Sprüngen nach. Zögernd folgten ein paar andre. Drei übergescheite blieben stehen, und als die andern in den Steinen verschwunden waren, drehten sie sich und stiegen mit klugen und wichtigen Mienen den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Viktori hatte indessen die Stelle erreicht, wo die schützenden Blöcke zurücktraten und der Schützenstand sichtbar wurde. Das Schießen war spärlicher geworden, einzeln nur krachten die Gewehre. Das Mädchen hob den Kopf über den letzten Block und winkte den andern.

„Kommt doch!“ Dann glitt es leicht hinter

dem Stein hervor und schritt sicher fürbaß. Da blieben, wie von unbestimmbarem Zwang gebannt, die andern starr und mit verhaltenem Atem am Steine stehen. In diesem Augenblick krachte es wieder. Die Mädchen sahen ins Feuer. Und es schien, als wolle sich das Viktori abermals nach ihnen umwenden.

Aber — „Herrgott, Jesus und Maria!" Die Mädchen kreischten und schlugen die Hände vor die Augen. Nur eines, das älteste von ihnen, fuhr über den Weg vorauf.

Viktori hatte sich um und um gedreht, hatte die Arme erhoben, als wolle sie winken, und war hingeschlagen auf den Weg wie ein gefälltes Wild.

Das mutigste der Mädchen kniete neben ihr. Es hatte ein Tuch aus dem Kleide gerissen und preßte es an Viktoris Brust. Aber das Tuch war klein und dünn, und der rote Strom, der über das helle Kleid floß, war so rasch und reich wie ein Sprudelquell.

Vom Schützenstand war noch ein Schuß dem gefolgt, auf den Viktori gefallen war. Jetzt blieb alles still, als hätten sie dort gemerkt, daß etwas geschehen sei. Das Mädchen mit dem Tuche tat einen verzweifelten Schrei.

„Jesus, so kommt doch!"

Mit zitternden Knien schlichen sich zwei der andern heran. Viktori tat just da seine großen, heißen Augen auf, sah den Rienberg an, an dem das letzte Goldblitzlein erloschen war, und sah nach dem dämmernden blauen Himmel, groß, traurig. Ein Stern stand plötzlich dort im Graublau. Das

Viktori ließ den dunkeln Kopf hintenüber sinken, es seufzte fast unhörbar. Dann versiegte der Blutquell.

„Herr, mein Gott!" stöhnten die drei Mädchen mit graubleichen Gesichtern und klappernden Zähnen. Sie wußten es nicht, aber es war doch so, als sei — als sei — das Viktori gestorben.

*

Auf dem Schießstand war den ganzen Nachmittag über ein unglaubliches Gedränge gewesen. Sie standen wie die Oelfische in der Büchse aneinandergepreßt. Und über dem Haufen hockten der Walker-Jost, der Schützenmeister, und der Dorflehrer, der Schützenschreiber, auf ihrer Estrade. Die Mattener schossen schlecht an dem Tage, eine gewisse Hast war über der ganzen Schar, und ihre Mäuler redeten so viel wie ihre Gewehre.

„Aber he, es kommt keiner von den Zottern, den Fremden, da hinauf," ließ sich alle Augenblicke einer aus dem Haufen vernehmen. Und sie glotzten fast mehr nach dem Waldweg als nach den Scheiben. Dann drängten sie wieder an die Wände, wo auf Balken und leeren Munitionskisten Gläser und Flaschen standen, die alle Augenblicke von einer Kellnerin aus dem „Kreuz" herüber frisch gefüllt wurden.

„Prosit du!" hob jetzt und jetzt einer das Glas nach dem Schützenmeister hin. Der griff alsdann sein neben ihm stehendes Glas auf und trank jedem Bescheid. Und er trank bösen Wein heute. Zuerst stand ihm das Blut auf der Stirn, dann glühten

ihm die sonst bleichen Backen, und die Augen gewannen ein feuchtes Funkeln.

„Es ist gut, daß keiner sich sehen läßt," stieß er manchmal durch die Zähne, wenn einer auf die fremden Widersacher anspielte. Das klang aber, wie wenn ihm das Gegenteil lieber gewesen wäre.

Das Trinken und Schimpfen und Schießen dauerte fort. Der Tag schlich so hin dabei. Als der Abend kam, ging es schon wüst her in dem Holzstand.

„Hähähä, große Mäuler haben sie, aber am Schießen hindert uns doch keiner," wieherte ein Hauptschütz.

„Geht zum ‚Rößli' und jagt sie hinauf!" brüllte ein andrer.

Der Walker-Jost fletschte die Zähne auf seinem Sitz. Er war betrunken. „Sie haben gemerkt, daß sie heute schlecht bei uns ankämen," redete er ein wenig lallend. „Jetzt sollen sie 's Maul halten! Wenn noch einmal einer wider das Schießen kläfft, so schlagen wir ihm den Schädel ein."

Das war um die Zeit, als es draußen schon zu dämmern begann, und die Zielscheiben nicht mehr recht klar waren.

„Jetzt heißt es dann aufhören," meinte denn auch der Fedier, der Kreuzwirt, der auf einen Augenblick herübergekommen war. Da schaffte sich der Jost von seinem Sitz herab. Er schwankte einmal, als er von der Estrade wegtrat, aber dann richtete er den Gewaltleib höher auf und trat an das Schießfenster.

„Jetzt möchte ich doch auch noch einen Schuß tun,

bevor's nachtet," brummte er. Und ließ sich das Gewehr von dem Lader reichen.

„Siehst auch die Scheibe noch?" höhnte ihn einer von hinten.

„'s Ziel geht um und um, Josti," ließ sich ein andrer vernehmen.

Da wandte der Jost sein vor Wut bleiches Gesicht zurück.

„Meint ihr etwa, ich habe zu viel? Machet nicht, daß ich euch zeige, wie gut ich noch sehe!"

Der böse Wein übermannte ihn mehr und mehr. Und die andern sahen es, und selber nicht nüchtern, stachelten sie seine Wut. „Schad', daß jetzt keiner da oben geht, sonst könntest zeigen, ob du noch triffst!" spottete wieder einer. In diesem Augenblick trat eine Gestalt aus den Waldwegsteinen.

„Hm!" räusperte sich einer der Burschen laut. Der Jost hatte eben das Gewehr an die Backe gelegt. Der Lauf schwankte hin und her.

„Ein Weibervolk!" scholl es gedämpft aus der Mitte der Bauern.

Der Jost aber setzte wie der Blitz das Gewehr fester an. „Soll ich euch zeigen, wie ich treffe?" stieß er wild durch die Zähne.

„Jesus! Nein! Es ist —" Ein paar Arme hatten nach ihm gelangt. Viele Stimmen hatten dazwischen geschrien. Aber der Schuß war schon aus dem Rohr gefahren. Dann hatten sie die Gestalt droben zusammenfallen sehen.

Eine atemlose Stille folgte. Der Jost stand noch immer an der Brüstung. Er griff nach einem andern Gewehr und tat noch einen Schuß, diesmal nach der

Scheibe, und traf ins Weiße. Aber er wandte sich so ruhig um, als sei nichts geschehen.

Die nächsten wichen von ihm zurück.

„Es ist — es ist —"

Sie raunten einander etwas zu. Aber der Schreck lähmte die Zungen, daß keiner den andern verstand.

„Es ist eine Fremde gewesen," sagte der Jost ganz laut und fest. Und doch war es gewesen, als hätten seine Zähne im Fieber aufeinander geschlagen. Dann lachte er plötzlich auf. „Jetzt wird getrunken! Vorwärts! Mitkommen! Ich zahle!"

Damit stürmte er zum Stand hinaus und nach dem „Kreuz" hinüber. Die andern kamen ihm nach. Ein paar freilich drückten sich scheu heimzu. Die meisten, die sich mitschuldig fühlten und die der Wein und die Leidenschaft heiß gemacht hatte, hockten bald danach mit ihm in der Kreuzstube zusammen.

Dort war die Stimmung versteckt, niedergedrückt. Nur manchmal schrie einer einen gellen rohen Scherz in die Stube: das war wie ein Feuerblitz, der aus häßlichem Meiler fährt.

„Ich habe ihr ein Loch in die Waden gemacht," fuhr der Jost mit lautem Prahlen auf einmal hervor. „Genau habe ich es gesehen. Die hat einen Denkzettel!"

Er lachte rauh und bot sein Glas den Nachbarn zum Anstoßen. Die taten lahm Bescheid. Seine lärmige Art fand kein Echo. Dann fielen sie in die frühere Dumpfheit zurück. Und so hockten sie eine ganze Weile an den Tischen. Der Weindunst

und Tabakqualm, der die Stube füllte, hätte einen andern als die daran gewöhnten Bergler zu Boden geworfen.

Auf einmal lauschten die Säufer alle mit verhaltenem Atem. Ein Gewirr von Stimmen und ein das Nahen eines Menschenhaufens kündendes Geräusch kam durch die Gasse herauf. Dann scholl ein Taumeln im Hausflur. Die Wirtsstubentür flog zurück, und einer trat in ihren Rahmen, der anzusehen war, als käme er aus einer Schlacht. Sein Gesicht war verzerrt, fahl, und das Haar umstand wirr und zerzaust den Schädel. Er war in Hemdärmeln, die Weste war aufgerissen und ließ vorn auf der Hemdbrust feuchte Blutstropfen sehen. Der Mensch starrte mit flammenden, suchenden Augen in die Stube, aber eine Schwäche schien ihn an der Tür festzuhalten. Er krallte die dürren Finger an den Türpfosten, und aus seiner Brust kam ein gurgelnder Husten.

Jetzt erkannten ihn einige.

„Der Gemeindeschreiber! Der Lienhard!"

Das schien dem das Leben zurückzugeben. Er warf den Kopf auf. Wieder gingen seine Blicke suchend durch den Raum, und plötzlich stürzte er vorwärts an den Tisch, wo der Walker-Jost saß. Eine Schar Männer und Weiber und Kinder kamen in diesem Augenblick in die Stube gestürmt, aber es achtete ihrer niemand, aller Augen waren auf den Lienhard gerichtet.

„Du!" schrillte seine Stimme auf, und sein hagerer ausgestreckter Arm griff nach Josts Schulter; „du — du hast das Viktori erschossen!"

„Was?"

Der Jost stand bolzaufrecht hinter dem Tisch. Gerade wie die schönste Tanne am Berg, stark wie Granit. Nur sein Gesicht war grau, und tausend Aengste zuckten darüber.

„Was?" schrie er noch einmal. Seine Augen flogen von Gesicht zu Gesicht und taten eine stumme und wilde und verzweifelte Frage.

„Du — du hast —" gurgelte der Lienhard. Dann schoß ihm ein Blutstrahl aus dem Munde, und er schlug mit dem Oberleib über den Tisch.

Der Jost hob die Linke, die von Lienhards Blut naß war, und sah sie an, seine Augen verdrehten sich dabei sonderbar. Währenddessen kam Leben in die Bauern; die einen hoben den Lienhard auf und mühten sich um ihn, aber es war nicht lange, daß sie sahen, daß der Tod an ihn gekommen sei. Andre schrien einander die Geschichte zu, wie sie Viktori gefunden hatten. Einige wenige glärten den Jost mit finsteren Blicken an und machten Miene, Hand an ihn zu legen. Unter ihnen war der Fedier.

„Er muß gebunden werden," sagte der laut und barsch.

Der Jost stand und hörte nicht. Nur als zwei sich an ihn wagten, schrie er wie ein Tier, warf sie mit einem Ruck zurück, stieß den Tisch zur Seite und fuhr durch die Menge wie ein Sturmbock in die Mauern und gewann das Freie.

Ein paar Augenblicke vorher hatten sie ein stilles, weißhaariges Kind am Haus vorübergetragen, vom Mattener Walde her. Der Mond stand am Himmel

und sah in ein schönes junges Gesicht, das schimmerte aus dunkelm Haar, wie er selber aus dem Nachthimmelgrund. Ueber das Gesicht und den schlanken Leib des Mädchens hin flennten und stöhnten mitleidige Weiber.

*

Die Mattener Schießnarren sind von dieser Narrheit geheilt. Sie hat ein paar Rädelsführer ein paar Monate unfreiwilliges Sitzen im Neudorfer Zuchthaus gekostet. Seitdem ist der Schießstand schwach besucht; aber am Mattener Waldweg stehen an Schießtagen Wachen.

Nur ein Narr ist zu Matten verblieben, ein stiller, seltsamer, der nicht mehr reden kann, der aber schafft auf seines Vaters Landgut wie jeder brave Knecht und über den die große Narrheit nur kommt, wenn er ein Gewehr knallen hört. Dann aber schlägt er beide Hände vor die Ohren, stößt Schrei über Schrei aus, daß es das Dorf durchgellt, und jagt hinauf in die verlorensten Klüfte und die einsamsten Waldwinkel und kann tagelang dort hocken und hungern und dabei zittern wie ein furchtsames Kind, bis sie ihn heimholen. Der große, arme Narr ist der Walker-Jost.

Das Erbe

Erstes Kapitel

Beim Lochgadentöni hatten sie geerbt. Das Erbe hätte in kein ärmeres Nest fallen können, als in dem Töni seines, und in keinem wäre ein Erbe unerwarteter gekommen. Selten auch waren Erblasser und Erbe sonderbarerer Art gewesen, als es hier bei den Lochgadenleuten der Fall war.

Töni hockte mit seinem Weib und sechs Kindern um den tannenen Tisch seiner rauchschwarzen Stube, hielt das Erbe, einen in ein schmutziges Papierfetzlein gewickelten Gegenstand, fest unter der Hand und pflog Familienrat, wobei die halbgewachsenen und die kleinen Buben und Mädchen nichts zu tun hatten, als Maul und Augen aufzusperren zu dem, was zwischen Vater und Mutter die Rede ging.

Töni war ein verkümmerter Mensch wie eine knorrige Tanne, der es nicht an gutem Boden fehlt, der aber die Nachbarbäume die Sonne stehlen, so daß sie immer ein krüppelhaftes und häßliches Gewächs bleibt. Verkrüppelt war zwar der Leib Tönis nicht, wohl aber elend hager und schmächtig. Fäuste und Füße ragten unförmlich aus zu kurzen Aermeln und Hosen; die Hungeraugen versteckten sich dafür zu sehr in den eckigen Höhlen des gelbfahlen

Gesichts. Das schwarze Haar umklebte unordentlich und steckig den Schädel.

Der Lochgadentöni war ein Geißbauer und Tagelöhner. Zwei magere Tierlein standen ihm im Stall, und die Tagelohnarbeit war rar. So kam es, daß er arm war mitsamt seinen Geißen und noch ärmer als diese, die an jeder Fluh noch Aesung fanden, während er seine hungrigen Gofen*) nicht an die Halden zum Abweiden führen konnte. So hungerten die letzteren, und er mit ihnen. Und das an mehr als einem Tag. Aber sie wußten es nicht anders. Und wie sie hockten noch mehr im Tal, und wie sie tauschten andre die karge Heimatscholle nicht an die Fremde, die allenfalls ein weicheres Brot versprochen hätte.

„So hat er also doch einmal etwas gefunden in dem Kalifornien, der Josti; hat am Ende mehr gehabt, als er uns hat merken lassen," hatte Töni just gegen sein Weib hin geredet.

Die Lochgadentrini nickte mit dem dünnbehaarten alten Kopfe, dessen Gesicht vor der Zeit faltig und häßlich geworden war, und sagte: „Hier in der Hütte ist nichts mehr, nicht ein Stäublein; das Rosi und ich haben keinen Gufenknopf ungewendet gelassen."

„Nun, wenn es ja doch nur das ist," machte Töni genügsam. Und mit den ungelenken, erdbraunen Fingern schälte er das Erbe aus dem Papier hervor. Die Kinder rissen die Augen auf; die Mädchen rutschten und schienggeten.**) Die

*) Gofen = Kinder.

**) schienggen = mit den Beinen ausschlagen.

Buben stiegen auf ihre Stühle und legten die Bäuche über den Tisch.

„Langsam, langsam," mahnte das kleine Mattli-Weib.

Der Mattli-Töni hielt einen gelben Stein auf seiner dunkeln Pratze. War es ein Stein? Es glich keinem der Kristalle, welche die spärlichen Schätze der Heimberge bildeten. Der Bauer rieb es sacht an seiner Hose, und es hatte danach einen leisen Glanz, der die Zugaffenden andächtig stimmte. Die Kinder wagten kaum zu atmen.

„Es ist doch Gold," sagte Töni. „Der Kaplan sagt es und der Amerikaner-Franzi, der es doch wissen muß. Und zweihundert Fränkli könnte es schon wert sein, meint der Kaplan."

„Jesus, zweihundert!" echote Trini atemlos.

„Zweihundert," machte die Riesenzahl die Runde von Mund zu Mund. Die Leiber der Kinder zitterten in Ehrfurcht vor dem gelben Klümplein, das auf des Vaters Tatze lag.

„Morgen will ich nach Neudorf und will es an Batzen eintauschen," redete er. Die Augen gingen ihm über, so mächtig packte auch ihn das Glück dieser Erbschaft, die ein Vermögen in sein Laushüttlein brachte.

Eine Weile saßen sie stumm und staunten das Gold an.

„Jetzt kannst du den Dorfvogt zahlen," sagte Trini dann, „und das Zuleidleben hat ein End! Mein Gott, mein Gott, wenn die Schulden wieder einmal weg sind!"

„Und das Dach kannst verschindeln lassen, Vater,"

mischte sich das älteste Mädchen, die Rosi, vorlaut ein. Sie schlief unterm Dach, und bei starkem Regen tropfte ihr der auf den Strohsack.

„Und, Vater, eine — eine Kuh — gibt es vielleicht auch darum!“ schrie Veri, der Bub mit dem braunen Kraushaar und den blauen Augen, auf.

„Hoho, red kein Blech, Bub!“ dämpfte ihn seine Mutter.

Und Mattli murrte sinnend etwas von „das Maul nicht zu voll nehmen“ in sich hinein.

„Eine oder zwei Geißen sollten wir schon noch haben,“ fuhr er dann ebenso nachdenklich weiter und redete von einem „Landbläz“,*) der noch an sein Eigen stieß und zu haben wäre.

So verwerteten sie die Erbschaft, die annoch ein gelber Klumpen war.

Als sie des Hin- und Herratens, des Planens und Luftschlösserbauens müde waren, fiel der Trini der wieder ein, dem sie das Erbe zu danken hatten.

„Jetzt wollen wir ein Vaterunser sagen für den Josti selig,“ regte das Weib an und faltete die knochigen Hände auf der Tischplatte. Die andern taten es ihm nach. „Vater unser,“ begann Töni, der Vorbeter. Dann war eine kleine Weile die Stube laut von dem Gemurmel, das dem selig verstorbenen Armengenössigen, dem Mattli-Josti, galt.

Und dieser Mattli-Josti war ein an Leib und Seele verunglückter Mensch gewesen, einer von denen, denen das Brot der Heimat nicht schmeckt, weil es mit Arbeit bezahlt werden muß, und die darum

---

*) Landbläz = Landstück.

nach Orten suchen, wo das Brot oder lieber das Geld auf der Straße liegt. Josti hatte, wie mancher aus den Heimatbergen, in den Minen Kaliforniens ein solches Paradies zu finden gemeint. Von dort war er eines Tages zurückgekommen, ein halbverhungerter Mensch, der nicht nur nichts in die Heimat zurückbrachte, sondern auch noch seines Leibes Gesundheit und seines Geistes Frische und Schärfe in der Fremde zurückgelassen hatte. Er war heimgekommen und dem armen Stegalpdorf zur Last gefallen, das ihn Heimgenosse hieß. Der Rat hatte ihn damals bei seinem Verwandten, dem Anton Mattli, vulgo Lochgadentöni, verkostgeldet. Hier hatte er ein paar Jahre gelebt, war mit den Lochgadenleuten über einer mageren Schüssel gehockt und mit ihnen durch Hunger und Not gekommen, bis der Tod an das blechverdeckte Luftloch klopfte, hinter dem er letztlich siech auf dem Heubett gelegen hatte.

Um dieses Josti Erbe saßen jetzt seine einzigen Verwandten, der Lochgadentöni und die Seinen. Und das Erbe war in des Josti Strohsack gefunden worden, als dieser zu Geißstreu hatte verteilt werden sollen.

Zweites Kapitel

Der liebe Herrgott ließ sein Himmelsgold leuchten, als Töni am folgenden Morgen, sein Goldkorn in der Hand, sich zu Tal wandte. Aus Tür und Fenstern hatten ihm die Seinen nachgewinkt und

nachgeschaut; es war noch nie eine so große Liebe unter der Lochgadenfamilie gewesen, wie seitdem das Glück zu ihnen gekommen war. Es gibt Lastträger unter den Menschen, die vor lauter Schleppen und Schaffen nicht dazu kommen, ein Herz zu haben. Heute hatte in der Lochgadenfamilie ein jedes sein Herz, und ein vor Lust hüpfendes dazu, und selbst der verständige Töni fühlte es unter der Feiertagsweste klopfen wie zur Zeit, da er seinem Schatz, der Trini, nachgegangen war. Er schritt mächtig aus und stampfte mit seinen schweren, frischgeschmierten Bundschuhen den Mattenboden; an seiner Hand führte er den Felix, seinen zweiten Buben. Der trug den Namen Felix mit Unrecht, denn er hatte auf der Welt kein Glück. Der zehnjährige Bub war lahm; er war vor ein paar Jahren vom Gaden gefallen und hatte sich zum Nimmergesunden verletzt, und seit er sich vergangenen Sommer in einem fürchterlichen Unwetter im Berg, wo er Geißen hütete, verlaufen hatte und genötigt gewesen war, die Nacht im Freien zu verbringen, litt er an einer Augenkrankheit, die seine Sehkraft zu gefährden begann. Töni hatte ihn mitgehen heißen, um gleich mit dem ersten erwechselten Geld einen Doktor zu zahlen, der dem Buben helfen sollte.

Die Gesichter so hell wie der sonnige Tag, stiegen die zwei Seite an Seite nieder vom Alpboden. Der Bub, der Felix, war barhaupt und barfuß; die Sonne schien ihm auf den Blondkopf. Zuweilen hob er das hübsche Gesicht und hatte zu wundern und zu fragen; er tat heute seine erste Reise, kam zum erstenmal über den Stegalpgrund hinaus, und

seine entzündeten Augen blitzten auf, wenn ihr Blick voran in die flimmernde Blauluft ging, wo weit unten in einer von dem Kinde nicht abzuschätzenden Tiefe die Stadt lag, das Wunderland für den Buben, der nur Matten und Berge kannte. Töni war nicht just gesprächig, so sehr ihn Felix zum Antworten drängte. Er mochte vor lauter Zufriedenheit nicht reden, hatte er doch seiner Lebtag keinen leichteren und fröhlicheren Gang getan. Wenn ab und zu ein Knecht oder ein Weib ihnen des Weges entgegenkamen, strahlte sein Gesicht; er gab der hageren Gestalt, welcher der dunkle Feiertagsstaat unbequem stand, einen Ruck, als müßte auch äußerlich der Lochgadenbauer über sich hinauswachsen, wie die Erbschaft des Josti ihn über die bittere Armut hob. Das „Gut Tag" ging hin und wieder zwischen den sich Begegnenden, und auf die eckigen Züge des Bauern trat ein breites Lachen, das der kurze dunkle Bart nicht verhehlte. Dieses Lachen war wie eine Frage an alle Welt: Habt ihr von meinem Glück gehört?

Nach einer Weile Weges stiegen sie im Gwüest abwärts. Das war eine steile, unwegsame Halde, über die vor langen Jahren ein grauenhafter Bergsturz niedergegangen war und die noch jetzt ein Bild toter Steinwüste war. Felsentrümmer türmten sich übereinander auf. Der Stegalpbach hatte sich einen Weg durch sie gebahnt und toste und zischte im Niederfahren; der schmale Fußpfad aber, den die Stegälpler mit ihren „Holzböden"*) offen hielten,

---

*) Holzböden = Holzsandalen.

war so steil, holprig und beschwerlich, daß einer genug zu tun hatte, um auf seine Füße zu schauen und nicht zu straucheln. Töni hatte einen sicheren Schritt; aber der lahme Bub ging schwer auf dem Steingrund und verlor den Uebermut, derweil er hinter dem Vater herstieg.

Dem Töni ging die Reise plötzlich zu langsam; er sah sich einmal ums andre nach dem Buben um, der ihm an der linken Hand hing, während seine ganze Aufmerksamkeit sonst auf die festgeschlossene Rechte gerichtet gewesen war. In dieser lag sein Schatz, seine Zukunftshoffnung, das Erbe! Bar, unverhüllt, hielt er das Klümplein Gold in der Schwielenfaust. Ueber die Art, wie es zu tragen sei, hatte am Vorabend zwischen seinem Weib und ihm noch eine einstündige Beratung stattgefunden, und sie waren übereingekommen, daß das Korn aus Verpackung und Umhüllung viel eher möchte verloren gehen, als wenn er das kostbare Ding an der eignen Handhaut spürte. So hatte er es in der bloßen Faust mitgenommen, trug es, als wäre es das feinste und brüchigste Kristall, und drückte doch, derweil ihm dabei das Herz vor Angst stillstand, zuweilen plötzlich die Finger zusammen, ob auch der Schatz noch da sei. Jetzt tat er dies besonders oft; denn, wenn ihn die Ungeduld über des Buben Langsamkeit hatte rückwärts schauen lassen, so zwang ihn die Angst um sein Gold jäh wieder zu dem steifen, sorgfältigen Niedersteigen, als gelte es, Eier vor dem Bersten zu bewahren. Endlich verdroß ihn des lahmen Felix Zurückbleiben so, daß er auf Abhilfe dachte. Inmitten der Gwüesthalde machte er

plötzlich halt, maß den Weg abwärts, der weiter unten dem Walde sich zuwandte und noch eine weite Weile kein Pflaster für lahme Gänger war.

„Wir kommen nicht vorwärts," sagte er barscher, als es sonst seine Art war. Felix sah ihn mit weinerlich verzogenem Gesicht an. Er hatte das Blut in den Backen und sagte mit einem stockenden Seufzer: „Beim Eid, ich kann nicht schneller, Vater!"

Da hatte sich Töni schon etwas überlegt und einen Entschluß gefaßt. Er tat die Faust auf, sah das gelbe Kleinod zärtlich an und nahm es plötzlich zwischen die Zähne.

„Komm!" grunzte er nur halbverständlich dem Buben zu, und mit beiden zähen Armen ihn fassend lüpfte er ihn sich auf den Rücken und hastete also belastet schneller talab. Es wurde beiden wohler bei dieser Art des Wanderns; Felix wurde übermütig auf seinem Hochsitz, hakte die Arme fester um des Vaters Hals und trieb Scherz und Schabernack über ihm; Töni spürte den Buben kaum auf den des Lasttragens gewohnten Schultern; er stieß zuweilen ein Kichern und Grunzen durch die Zähne, wenn ihm Felix das Lachen antun wollte. Aber er öffnete den Mund nicht, der heute den köstlichsten Kautabak hielt, der je zwischen eines Stegälplers Zähnen gewesen war. So kamen sie an den Lochwald. Die grüne, nächtige Dunkelheit der Stämme tat sich tempelgleich vor ihnen auf, durch hohe Giebelfenster, die Lucken in den dunkeln Nadelkronen, fiel das Licht in Lanzen herein und beleuchtete ein seltsam schweigendes, heiliges Leben von nickenden

Kräutern, schwirrenden Käfern und murmelnden Wässerlein. Der arme Bauer tappte hinein, das Gold im Munde, die Freude an dem Golde im Herzen, daneben ein Achten auf die Schönheit des Tages nicht Raum hatte, selbst ein Achten auf den Weg nicht.

Er trug seinen Buben über eine Wegstelle, die er auf Holzböden hundertmal sicher gegangen war, über eine glatte, abgelaufene Felsplatte hinunter. Mochte es nun sein, daß das ungewohnte Lederschuhwerk ihn unsicher machte, oder daß er in seiner Hast einen Fehltritt tat — er kam auf dem Fels ins Rutschen. Er erschrak dabei und dachte blitzschnell nicht des Goldes, sondern seines lahmen Buben und daß der einen schlimmen Fall tun möchte, wenn er, Töni, sich nicht hielt. Er biß die Zähne aufeinander; jede Muskel des zähen Leibes spannte sich, und mächtig sich wehrend, kam er hart auf den Stein zu sitzen, während der Felix sich leicht an ihm aufrecht zu halten vermochte. Aber im nächsten Augenblick kam den Bauern ein schreckhaftes Husten und Würgen an. Im Niederfahren war ihm das Goldkorn in die Kehle gekommen. Wohl stand ihm das Herz still vor Schreck; aber um sein Leben hätte er das Schlucken nicht hindern können. Als er sich aufrichtete und den Buben ansah, war sein Gesicht plötzlich weiß wie der Tod, und seine Augen standen in grausamer Furcht weit offen.

„Bub — Bub — jetzt — jetzt — hab' ich das Gold verschluckt!"

Felix tat seine kranken Gucker nicht weniger weit auf und wußte weder Bescheid noch Rat.

„Herrgott, Herrgott," stöhnte Töni, stampfte hierhin und dorthin, spuckte aus, steckte den Finger in den Hals, als könne er noch heraufholen, was dort hinab war; dann blieb er wie angenagelt stehen, stierte vor sich nieder, schüttelte den Kopf und stotterte noch einmal ein herzbrechendes „Herrgott, Herrgott!"

„Ja, Vater — was — was — machet Ihr jetzt?" fragte zag der Bub.

„Was soll ich machen!" fuhr Töni in hellem Zorn auf. „'s Messer nehmen und aufschneiden, wo mich das Stück drückt. Beim Eid, das wäre noch das Gescheiteste! Dann nimmst es und laufst heim und lässest ein andres damit in die Stadt gehen, eines, das es gescheiter anfängt!" Und er zog sein unförmiges Sackmesser und stierte wild um sich. Er kannte sich kaum mehr, halb vor Wut, halb vor Schreck.

„Vater, nein, Vater," plärrte Felix in heißer Angst.

Da nahm sich Töni zusammen, wandte sich langsam und machte sich ebenso langsam auf den Heimweg. Er achtete nicht darauf, ob Felix ihm folgte. Wie im Schlaf torkelte er wieder bergzu und ließ alle Glieder hängen. Der Himmel stand in derselben strahlenden Bläue über ihm, und des Herrgotts silberne Leuchter auf den Firnzinnen standen in Brand; aber dem Töni war, als sei es Nacht, und sein Himmel war eingestürzt.

Einmal blieb er plötzlich stehen, riß Weste und Hemd auseinander und legte tastend die Finger auf das nackte Fleisch seiner Lende. Da spürte er

einen Druck und einen dumpfen Schmerz. Da lag das Gold. Sein Verstand begriff nicht, wie das je wieder zu holen sei. Töni ächzte zum Steinerbarmen.

Drittes Kapitel

Der Lochgadentöni saß seit manchem Tag wieder in seiner Lotterhütte. Die Armut, ja die bittere Not starrte ihn aus jedem staubgrauen Winkel an, und er — trug das Gold im Leibe. Der sonst schaffige Mann, der sich auf dem kargen Steinboden der Heimat tapfer für sein und seiner Sippe bißchen Leben gewehrt hatte, war wie umgewandelt. Er tat die Arbeit, ohne zu denken, was er tat, und tat sie nur halb, und zwischen jeder Werkelstunde saß er eine Weile in der Stube mit über den Tisch gelegten Armen und stierte in die leere Luft wie ein Verzweifelnder.

In der Stegalp hatten sie ihn ausgelacht, als er vor ein paar Tagen mit dem Bericht von seinem Mißgeschick heimgekehrt war. Bah, verloren sei das Gold einmal nicht, solange er es im Leibe habe, und einen Ausweg werde es schon noch finden. Der und der Bub habe einen Hosenknopf, jener sogar einen Pfeifendeckel verschluckt, und beide seien die Gegenstände mit der Zeit wieder los geworden; er solle halt Geduld haben und brav Most trinken.

Der Kaplan, zu dem er am dritten Tag nach seiner Heimkunft gegangen war, hatte seine Brille an die Stirn gerückt, wie er immer tat, wenn sie ihn, den Alparzt, zu Mensch oder Vieh holten, und

die Brauen hochgezogen: Hm, wahrscheinlich bekomme er das Klümplein schon wieder, vielleicht aber — auch nicht! Da gebe es nichts als Abwarten!

Ein Nachbar, der just kein Mäßigkeitsschwärmer war, riet ihm danach einen recht heillosen Rausch als Mittel an, das Kleinod wieder zu bekommen. So kam es, daß Töni sich am folgenden Sonntag für seine letzten Batzen im Alpwirtshaus einen fürchterlichen Schnapsrausch trank, halb um das Unglück zu vergessen, halb um es zu heilen.

Drei Tage brummte ihm der Kopf und drückte ihn der Magen, und ein paar Finger weiter oben drückte das Goldkorn, das er liegen fühlte und das nicht wankte noch wich.

Danach ging die Zeit ihren gleichförmigen Gang, Herbst und Winter kamen in die Alp. Der Winter ist wie ein Gefängniswart für die Stegälpler Bauern. Er türmt Mauern um ihre Hütten, daß das Tageslicht nur wie ein Schimmer aus hochliegendem Turmloch in ihre Scheiben fällt; er lehrt sie das Faulen am Ofen und auf den Wandbänken und läßt sie über ihren Kümmernissen brüten. Vor der Lochgadenhütte hockte noch ein andrer Wächter — das Unglück. Seit dem Herbst hockte es da und stierte durch die Türe, und Töni sah es lauern und wurde darob ein rastloser, seinen Grimm und seine Qual mühsam in sich verbeißender Mensch. Es schien, als habe er mit seinem goldenen Erbe allen Segen verschluckt. Die Heuernte war im Sommer schlecht ausgefallen, und als der Winter vor der Türe stand, war des Töni Vorrat erschrecklich zusammengeschmolzen. Da gab er eine Geiß weg.

Vierzehn Tage danach stand ihm die andre um. In der Hütte aber war kein Batzen, um auch nur eine Katze, geschweige denn eine neue Geiß zu kaufen. Die letzten Rappen waren zusammengekratzt worden, um zu Martini dem Dorfvogt, der eine Gült auf dem Lochgadenland hatte, zu zinsen. Und die hatten nicht gereicht.

Es war kurz nach Weihnachten, der Zeit, wo selbst zu den Hungerbauern in der Alp der heilige Friede und die Sorglosigkeit kamen. Am Christabend hatte auch beim Mattli-Töni eine magere Grotze*) auf dem Tisch gestanden. Der Kaplan hatte von seinem armen Vorrat einen Korb Eßzeug ins Haus geschickt, so daß die Mattli-Trini wie hablichere Weiber ihren Leuten hatte Festgebäck aufstellen können. Und die Weihnachtsfröhlichkeit, die bei den Armen im Magen, nicht im Herzen ihren Ursprung hat, hatte noch in diese Tage ausgehalten. Die Alp lag da wie ein Feld weißen Silbers, alles glatt und weiß und glänzend, und ringsum ragten die fahlen Bergsäulen auf und stützten den Himmel, an dem am kurzen Tage eine Weile die Sonne stand und in den langen Nächten ein stilles, wundersam fernes, feierliches Sternfeuer brannte. In der Lochgadenhütte hockten die Kinder in der niederen Stube, schlugen die Zeit hinter hundertmal besehenen Kalendern oder über allerlei Unfug tot; Töni und sein Aeltester schafften am Schnee, der ihnen den Weg zum leeren Gaden versperrte; Trini fegte aufs Jahresende hin das alte Holzwerk der Behausung,

*) Grotze = Tännlein.

und Rosi, ihr Mädchen, stand ihr mit jungen festen Armen bei.

Gegen Abend eines dieser Tage trat Töni in die Stube mit einem Gesicht, das die Zufriedenheit der guten Zeiten zeigte. Veri und er setzten sich hinter den Tisch, auf den Trini den dünnen schwarzen Kaffee, ein kleines Geschirr voll Geißmilch und den Rest Weihnachtskrapfen stellte; dann ließ sich auch das Weib bei ihnen nieder, und die Kinder kamen eins nach dem andern und kletterten auf die Bänke. Töni beugte den Kopf über die auf dem Tisch gefalteten Hände und betete das Vaterunser und den Englischen Gruß. Und das Nachstammeln der andern füllte die Stube. Im brüchigen Gültsteinofen prasselte ein Feuer; rote Blitze fuhren aus der eisernen Türe und zuckten über die rauchbraune Diele und über eines und das andre der Gesichter. Es dunkelte stark; aber das Feuer blieb für die Lochgadenleute das einzige Licht; sie fanden die hungrigen Mäuler auch sonst.

Das Schmatzen und Kauen hatte in der Runde längst begonnen, als dem Töni eine Lücke in der Schar seiner Sippschaft auffiel. Ein Stuhl war noch leer geblieben.

„Wo ist . . .“ begann er eine Frage und sah die Antwort mit eignen Augen, ehe er die Frage vollendet hatte. In der Ofenecke hockte der Bub, der Felix, mit auf die Knie gesenktem Kopf und rührte sich nicht.

„Er schläft,“ sagte Veri, der mit den Augen dem Blicke des Vaters gefolgt war, und lachte breit. „Der mag sehen, was für ihn übrigbleibt.“

Da kam ein vor verbissenem Flennen unsicheres Reden vom Ofen her. „Ich schlafe nicht. Es — es — ist so späßig. Ich — es ist immer dunkler geworden heute — und — ich — jetzt sehe ich gar nichts mehr."

„Haha, glaub' schon, in der finstern Stube!" lachte Veri übermütig.

Aber der Bauer schaffte sich hastig hinter dem Tische vor. Er riß die Ofentür auf und nahm ein brennendes Holzscheit heraus, mit dem zündete er Felix ins Gesicht. „Siehst das?" schrie er ihn an. Die wilde Angst hallte aus dem Schrei. Es war ihm schon alles klar, ehe er noch gefragt hatte.

„Nein, nein — nichts sehe ich," wimmerte der Bub.

Da legte Töni das Scheit in den Ofen zurück. Ein Schluchzen sprengte ihm die verbissenen Zähne. „Jetzt — ist er — blind," stammelte er, und die Lippen konnten die Worte kaum formen. Dann ging er hinaus.

Das Mattli-Weib nahm seinen Buben in die Arme und hockte sich in eine Ecke mit ihm, tätschelte ihm mitleidig und gedankenlos den Blondkopf und starrte vor sich hin in die Stube. Von den Kindern redete keines mehr. Sie saßen mit gesenkten Köpfen herum. Es war, als sei der Tod mitten unter sie getreten.

Viertes Kapitel

Der Lochgadentöni verwünschte sich und seinen zähen Leib. Wenn er kein Narr gewesen wäre, so hätte er das Erbe des Josti nicht verdummt! Und

wäre sein hagerer Leib nicht so verdammt gesund und lebig, so brächte ihn der Metallklumpen um! Statt dessen drückte ihn der nur wie eine andre unverdauliche Speise.

Der tote Lochgadentöni wäre seinem Weib und seinen Kindern dermalen von größerem Nutzen als der lebendige. Der Doktor von Frutt könnte heraufkommen, könnte aus dem toten Leibe das Gold schälen, und den Hungernden wäre geholfen. Auch Felix, dem armen Buben, könnte mit dem Erlös geholfen werden! Jeder Tag des Wartens, sagte der Kaplan, verringerte aber die Aussicht, die Blindheit des Kindes heilen zu können.

„Herr, mein Gott!“ stöhnte Töni, wenn ihm der Gedanke daran kam, und die Tage waren in seiner Hand wie Wein in einem Trichter, den er umsonst zuzuhalten strebte. Der Wert des verschluckten Goldes wuchs in seiner Einbildung stetig; er meinte schon, einen Reichtum mit sich herumzutragen. Er getraute sich kaum mehr, den blinden Felix anzusehen, der ihm wie ein lebendiger Vorwurf war. Oft und oft, während er wie ein Halbnarr seine Arbeit tat — müßig zu sitzen vermochte er nicht —, fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn: „Warum machst du kein Ende mit dir?“ Aber, mein Gott, so arm und elend er war — wenn er an den Tod dachte, dünkte er sich keines von beiden. Die Alp war heimisch und traulich, und der Tag war hell und die Nacht still und kühl, und das Weib war ein so gutes, und die Kinder und — hm, hm — sterben wäre schon recht; er wünschte es im Zorn — aber, wenn er ruhig war, schreckte

er zurück davor und bekreuzte sich. Sich töten war doch Sünde!

Da stand ihm in den ersten Januartagen der Dorfvogt im Hausflur, der, dem er noch einen Teil des Martinizinses schuldete und der keiner von den Geduldigen war. Breit und groblacht stand er da; der Holzboden hatte gekreischt unter seinen schweren Schuhen; die baufällige Hütte ertrug den selbstbewußten Schritt nicht wohl. Töni hatte sich vor ihm verkrochen, kam aber dann doch, den Hut in den Händen, mit verkümmertem Gesicht und scheuen Augen aus einer der Kammern geschlichen und gab ihm Bescheid.

Jetzt, wann er eigentlich zu seiner Sache kommen solle? fragte Baumann, der Dorfvogt.

„Ja — jetzt — weiß der Herrgott, jetzt kann ich nicht zahlen," stammelte Töni zum Bescheid.

Aber sein Gläubiger war schon in schlechter Laune gekommen. Ja, was ihm denn einfalle! Ob er meine, er, der Dorfvogt, habe Geld zum Verstreuen? Zwei Monate habe er jetzt gewartet. Wolle er jetzt nicht zahlen, so lasse er ihn pfänden. Jetzt gäbe es keine Geduld mehr.

Töni stand mit in den Boden gebohrtem Blick und ließ den Regen harter Worte über sich ergehen. Dabei quälte ihn ein törichter Stolz. Durfte ihm Baumann so grob kommen, ihm, der mehr Gold im Leibe trug, als dreimal die kleine Schuld bezahlte? „Ich bin doch immer noch gut für so viel," sagte er halb mürrisch, halb demütig. „Ich will dir schon ein Pfand verschreiben, daß du sicher bist."

Der Dorfvogt sah sich im Flur mit einem Blicke

um, der besagte, daß er in dem Bretterverschlage nichts Begehrenswertes vermute. „Wundern täte es mich schon, was du noch zu verschreiben hättest," knurrte er.

„Nun, meinst etwa, das Gold, das ich im Leibe habe, zahlt dich nicht?" protzte Töni auf.

Baumann lachte ihm ins Gesicht. „Hähä, das! Meinst, ich warte, bis du einmal stirbst und auf Geratewohl hin? Vielleicht ist der Klumpen schon lang nicht mehr in deinen Gedärmen, du Goldfraß, du! Ja, ein Goldfraß bist! Meines hast auch verschluckt und gibst es nicht mehr her. Aber ich will dich lehren, und das will ich!"

Der Zorn hatte den Bauern mitten im Lachen gepackt; er stampfte und schrie; Töni gab nicht mehr Bescheid; er stierte nur verstockt und zornig vor sich nieder. „So geh und tu, was dir gefällt!" stieß er endlich durch die Zähne und ließ den Dorfvogt stehen.

Eine Woche danach kam der Fallimenter*) und zeigte ihm den Konkurs an, falls er den Baumann nicht zahle. Erst da glaubte Töni so recht eigentlich an die Trübseligkeit seiner Lage. Und als er erkannte, wie bodenlos schlecht es um ihn stand, und als die Sorgen und der Kummer ihn erdrücken wollten, da wurde es ihm plötzlich zumut wie einem, der aus einem schweren Traum aufschreckt und die Stube vom Tag hell sieht. Da wurde der Lochgadentöni mit einemmal ein entschlossener, mutiger Mann mit einem ganz klaren und klugen Blick. Hatte er nicht die Macht, mit einem Schlage allem

*) Konkursbeamte.

Elend ein Ende zu machen? Was vorher nur zuweilen wie ein Blitz aus der Nacht der Niedergeschlagenheit hervorgebrochen war, der Gedanke, sich zu opfern, um den Seinen das Erbe des Josti zu verschaffen, stand jetzt wie ein helles Licht vor seiner Seele. Er sah es, folgte ihm und wurde daran zum Held.

Zwei Tage, nachdem ihm der Fallimenter den Untergang angezeigt hatte, kam er beim Zunachten in seine Hütte zurück. Weib und Kind hockten am Tisch über einer Schüssel dampfender Polenta und warteten, daß er zusitze. Er war auf seltenem Tagelohn gewesen und legte seinem Weib mit fester Hand bare drei Franken neben den Zinnlöffel.

Trini lächelte trüb. „Das reicht wieder ein paar Tage, aber —"

Töni fuhr ihr in die Rede. „Es kommt schon wieder besser! Nur Geduld!" Sein Weib sah ihn befremdet an; er redete so bestimmt. Aber die wachsende Dunkelheit verbarg ihr sein Gesicht. Er aß danach nicht viel; aber gesprächig war er wie nie und redete Weib und Kindern ins Gewissen wie ein Pfarrer.

„Lernet schaffen," wies er die Kinder an und reckte die Arme über den Tisch hin, als müßten sich seine Muskeln zu neuem Tagewerk straffen. „Mit jedem Werkstreich schlagt ihr eine Sorge tot, und die Zufriedenheit sucht in den Leibern Wohnung, die von redlicher Arbeit müde sind."

Der Geißbauer wurde in seiner letzten Stunde zum Philosoph und redete so schöne Worte, daß der Trini, seinem Weibe, die Tränen in die Augen

traten. Sie meinte aber zu merken, daß Töni selber heute an hartem Tagewerk gesund geworden sei. Als die karge Mahlzeit beendet war, blieben sie noch eine Weile beisammen. Töni nahm den blinden Felix auf seine Knie und redete ihm davon, daß er schon wieder einmal gesund werden müsse; zuletzt finde sich das Geld schon für einen Doktor. Seine eckige Wange lag dabei an der des Buben, zärtlich, wie es seiner Lebtag nicht geschehen war.

Endlich mahnte er zum Schlafengehen. Er drückte jedem unauffällig und fest die Hand; sie wußten alle erst am andern Tage, daß er es getan hatte. Als die Kinder nach dem Estrich gekrochen waren, suchte er mit seinem Weibe die dürftige Kammer. „Schlaf wohl, Trini!"

„Du — was hast denn? Du bist so aufgeweckt, als müßte es etwas Gutes geben," sagte das Weib.

„Es ist mir halt so, als müßte es besser kommen; sei doch froh, daß es mir wieder einmal so ist," gab er zurück. Trini gab sich gern mit dem Bescheide zufrieden.

Es war Mitternacht, als Töni sich leise von der Seite seines Weibes wegstahl. Barfuß schlich er sich in die Stube hinaus. Der Mond schien durch die kleinen Scheiben, und der Schnee leuchtete herauf, so daß eine Helle im Raume war wie manchmal am Tage nicht. Töni ging hin und kramte hinter dem Lotterschrank, dem Gehäuse für Holzwurm und Spinnen. Er langte sein Militärgewehr hervor. Das war staubig und lang nicht mehr gebraucht; früher aber hatte er auf Schützenständen

und im Dienst wohl damit umzugehen gewußt. Er strich mit dem Hemdärmel säubernd über das Rohr und lud die Waffe, sorglich alles Geräusch vermeidend. Dann ließ er sich am Tische nieder, nahm einen Bleistift aus einer Tasche und suchte nach Papier. Und weil er nichts andres fand, schrieb er in Veris Schulheft mit ungelenker Hand die Worte: „Betet für meine arme Seel', und Gott behüt' euch! Wo ich das Kreuz einschneide, darunter liegt dem Josti sein Gold." Er las das Geschriebene durch und war so ruhig dabei, als läse er im Kalender. Und just so ruhig war er, als er danach sich sachte durch Stuben- und Haustür hinaus ins Freie schlich. Er trug das Gewehr in der Hand und ging barfuß durch den Schnee nach dem Gaden hinüber. Dort stieg er über die Leiter hinan, tat die Heudielentür weit auf, daß die helle Nacht voll in den Raum blinkte. Er sandte noch einen langen Blick in die Runde über die schweigende weiße Fläche, an die Wände hinauf und über den stillen Himmel; die Brust war ihm frei dabei und die Stirne kühl. Er hatte nur noch einmal sehen wollen, wie schön das alles war. Und es war ihm noch nie schöner erschienen.

An der Dielentür stehend brachte er sein grobes Sackmesser hervor, tat sein Hemd von der Brust zurück und tastete mit den Fingern bedächtig die bloße Haut. Als er unter dem Fingerdruck einen Schmerz fühlte, stieg ihm das Blut leicht zu Häupten; da lag das Gold! Da nahm er das Messer und schnitt genau an der Stelle mit zwei großen Strichen ein Kreuz in den eignen Leib. Das Blut quoll

heraus, und der Schmerz ließ ihn die Zähne zusammenbeißen; aber er ließ das Blut strömen und nahm das Gewehr auf. Mit dem machte er sich in die hinterste Gadenecke, wo eine Schicht Gerümpel den Laut des Schusses dämpfen mußte, und dort setzte er die Waffe ganz langsam und ganz ruhig wie ein Held an die Schläfe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie haben dem Töni das verschluckte Gold genommen; die Hofer-Vroni von Frutt, die Bauernärztin, hat es besorgt. Das Gold hat den Dorfvogt bezahlt, den Dränger, und hat für den Rest eines Winters den Hunger von der Lochgadenhütte abgehalten. Für die Zukunft müssen die Buben sorgen, die nachkommen. Und wenn sie nach Tönis letzten Räten tun, tun sie es recht. Sie sind nicht ungeraten, die Buben; auch Felix nicht, der wieder sieht, seit die barmherzige Hofer-Vroni ihm einen Freiplatz im Augenhospital zu Neudorf ausgewirkt gehabt hat. Aber die Lochgadentrini ist alt und vergrämt und kann die Leute nicht begreifen, die aufs Erben hoffen. Sie ist das Erben satt geworden.

Der Lehrer von Oberwald

Erstes Kapitel

Der Lehrer von Oberwald war ein Sonderling. Ein unerhörter Luxus für einen Dorfschulmeister! Zu Anfang hätte ihn die Eigenschaft beinahe wieder um sein armseliges Brot gebracht. Die Bauern standen bocksteif — wie eine Herde Geißen um ein rotes Tuchbündel — um den „Neuen" herum, der auf einmal nicht wie seine Vorgänger weiches Wachs war, das jeder Dörfler nach seinem Belieben sich zurechtkneten mochte.

Die Gemeinde hatte ihn gewählt, weil er sich mit den paar hundert Franken Salarium und der freien Wohnung zufrieden erklärt hatte und keine Aufbesserung verlangte, wie seine Mitbewerber um die Stelle. Eines Sonntags im Januar, als der Schnee meterhoch lag, war er ohne Sang und Klang eingezogen. Einen schweren Handkoffer in der Linken, auf dem rechten Arm ein in ein Tuch gewickeltes Etwas, das aussah wie ein Kind, war er vom Bahnhof nach dem Dorf gestiegen. Ein langer, hagerer Gesell in den Dreißigen, gelblich bleich und spitz im Gesicht, mit kohlschwarzem, steckigem Haar, hängendem Schnurrbart und großen, düsteren Augen, deren Blick die schulmeisterliche Unterwürfigkeit fehlte. Der Blick wurde den Bauern

besonders unbequem. Es wurde einem klein zumut, wenn er auf einem ruhte. Man vergaß ganz die zwölf oder mehr Kühe im Stall, und wider Willen zuckte die Hand zur Hutkrempe. Der Teufel wußte, warum einem in des Lehrers Nähe die verdammte Höflichkeit ankam!

Es war ein holperiger Weg ins Dorf gewesen für den Ankömmling. Der Schnee war noch schlecht eingestampft, und die Mittagssonne weichte just die oberste Schicht. Unter den Hüttentüren und Fenstern waren Gaffer die helle Menge gestanden. Sie hatten es gleich heraus, daß der da kam, der „Neue" war. Er aber hatte wildfremd getan, keinen gegrüßt, keinen um den Weg gefragt, nur die Holzhäuser angestaunt, von denen die Schneelast schwer in die Straße hing, und die das Tal engenden Bergwände dahinter, um-derentwillen die Hütten gleich einem Haufen aneinandergeschichteter Steinbrocken zusammengedrängt standen.

Durch das Dorf und die Spießruten der Bauernaugen war der Lehrer mit seinen Packen zum Pfarrhof geschritten.

„Er sei der Tobias Furrer", gab er dem weißhaarigen, freundlichen Seelenhirten von Oberwald Auskunft, als er in der sauberen Pfarrstube stand. Er hatte den Handkoffer beiseitegestellt und das Tuch von dem geheimnisvollen Etwas auf seinem rechten Arm zurückgeschlagen. Ein weißes, rundes Kindergesichtchen war zum Vorschein gekommen, aus dem heraus ein paar große, schöne blaue Augen verstaunt und verängstigt die fremde Umgebung maßen.

Der Pfarrer hieß ihn willkommen; seine alte

zittrige Hand umfaßte mit warmem Drucke die knochige des Lehrers. Der stellte sich linkisch und scheu dazu; das Kind hinderte ihn. Der Hochwürdige rief seine Magd, daß sie Wein bringe und Milch für den Kleinen. Bethli, die Pfarrköchin, kam darauf wie ein Wirbelwind gefahren, eine lange, überschlanke, spitznasige Person, neugierig, wie die Weiber im allgemeinen und die Pfarrköchinnen im besonderen. Ihr Blick ging scharf über den Ankömmling hin und milderte sich mählich. Der Lehrer fand Gnade, derweil sein Aeußeres nicht nobler war, als seinem Hungergehalt angemessen. Der enge, vielgetragene, dunkle Feiertagsanzug, dessen Hose zerkniet und zusammengeschnurrt war, daß sie kaum mehr die Schnürschuhe erreichte, prahlte nicht; Bethli wandte sich zufrieden nach der Küche. Sie hatte alles Fürnehme auf dem Strich; an dem Lehrer war nichts Fürnehmes.

Aber gleich darauf verlor Tobias die Freundschaft wieder. Bethli war mit der Aetzung gekommen, hatte ihm den Wein und Brot vorgestellt und sich dann an das Kind gemacht.

„Komm, ich gebe dir zu essen, Kleines."

Die dürren Finger der Magd griffen nach dem sich sträubenden Kinde.

„Es ist ein scheues, das Bubi, es nimmt von niemand zu essen als von mir.

Die Stimme des Furrer-Tobias zitterte sonderbar.

„Ach, das wäre mir gespäßig, probieren wollen wir's doch."

Ein abermaliger, energischer Griff.

Auf der bleichen Stirn des Lehrers erschien, wie

von jähem Stift gerissen, eine tiefe Falte. Das Kind, um dessen Mund seit geraumer Zeit das Weinen zuckte, hatte einen Schrei getan und unter Schluchzen und Schlucken das Köpfchen in des Mannes Rock versteckt.

„Verzogene Gov," murrte die Pfarrmagd.

Der Lehrer tröstete sein Kleines — mit einem mächtigen Geschick, wie der alte Pfarrer meinte —, und langsam, mit unendlich schmeichelnder Verstohlenheit fanden sich die Aermchen des zweijährigen Knaben um den Hals des Vaters zusammen. Und dieser stand plötzlich auf, ohne Wein noch Brot berührt zu haben, tat, als wäre Bethli Luft, und maß einzig den Pfarrer mit einem ernsthaften Blick.

„Wenn's erlaubt wäre, so möchte er nach der eignen Wohnung sehen, daß er das von der Reise noch verschüchterte Kind irgendwie heimisch machen könne."

Der Pfarrer, von dem es ausging wie Milde eines verglutenden Tages, erhob sich ohne Groll, ja mit zutraulichem Kopfnicken und wies selber den Weg zu der baufälligen Doppelhütte gegenüber, wo in der einen Hälfte der Lehrer zwei Zimmer zugewiesen erhalten hatte, zwei, weil sein Vorgänger Frau und sechs Kinder unterzubringen gehabt hatte.

Zweites Kapitel

Seither — ein Jahr nun — lebte der Furrer-Tobias als Lehrer zu Oberwald. Und was die Pfarrer-Bethli gleich am ersten Tage seines Hierseins durchs Dorf posaunt hatte, erwahrte sich:

Das war einmal ein „Erzspäßiger"! In der Schule war er recht. Er schaffte mehr als alle früheren zusammen und brachte die neunzig Schulkinder im Wissen so weit, als es menschenmöglich war bei der Anzahl zu stopfender Löcher der Unwissenheit. Die Kinder hingen nicht besonders an ihm, seine Art war nicht danach, sie zutraulich zu machen; aber der Respekt saß allen im Leibe. Während des Unterrichts war eine andächtige Stille, und auf der Gasse und zu Hause selbst galt noch, was der Lehrer gestattet oder verboten hatte.

So wenig wie die Kinder kamen ihm die Großen nahe. Gleich zu Anfang war ihm der Gemeindepräsident auf die Bude gestiegen, schwerschrittig, bedeckten Hauptes, daß er gleich merkte, wie das Schicksal vor ihm stände.

„Er hätte seinen Besuch erwartet!"

„Es täte ihm leid," hatte Tobias zur Antwort gegeben, „der Pfarrer hätte ihm sein Pflichtenheft übergeben, und es wäre ihm nicht bewußt gewesen, daß er zu den geschriebenen Arbeitsanleitungen sich auch noch mündliche hätte holen sollen."

Darauf war dem Gemeindeoberhaupt keine Erwiderung eingefallen, und er hatte darum, nachdem Tobias ihm einen Stuhl zurechtgerückt, ein Verhör angehoben.

„Seine Frau sei ihm gestorben scheint's?"

„Ja! Wie das Kind auf die Welt gekommen sei, also vor zweieinhalb Jahren."

„Was er denn anfangen wolle mit der lästigen Zugabe, dem Kind — er, der einzelne Mann? Zum Wiederheiraten reichte doch der Gehalt kaum!"

Der Lehrer hätte fast gelächelt ob der Offenheit seines Lohngebers. Aber dann war sein Blick auf den Knaben gefallen, der in einer dämmerigen Ecke hinter einem roh gezimmerten kleinen Tischchen saß und, voll andächtiger Zufriedenheit vor sich hin plaudernd, mit ein paar Hölzchen spielte.

„Der Bub sei ihm nicht lästig! Im Gegenteil, er würde ihn n i e weggeben!"

Hier hatte der Präsident unwirsch aufgeblickt. Die Rede des Lehrers hatte stahlhart geklungen, gleich als meinte er: da drein hat keiner zu reden. — Und der Bauer hatte ihn dafür ausgezahlt.

„Solange das Kind ihn in seinem Berufe nicht hindere, möge er es freilich behalten, ersteres aber wäre schon nicht angängig."

Noch ein paar Fragen hatte der Gemeindeallmächtige getan und war nach geraumer Weile weggegangen.

Der Lehrer hatte schlecht vor ihm bestanden.

Diesem ging es auch mit einigen Bauern nicht besser, die ihn nach und nach anrempelten, um ihm ein paar Winke über das Schulhalten im allgemeinen und die Behandlung ihrer Sprößlinge im besonderen zu geben.

„Er danke schön, aber er habe so seine eigne Ordnung, der sich alle in gleichem Maße zu fügen hätten," war des Tobias Bescheid gewesen. Der hatte die Viehgewaltigen arg verschnupft. —

Dann war die Zeit gekommen, da sie ihn verdrängen wollten. Er merkte es wohl, und das Bleiben wurde im unendlich sauer. Aber der Bub mußte essen und — die Stellen waren rar; die

paar Sparbatzen reichten nicht auf eine lange, brotlose Zeit. So tat er seine Pflicht dermaßen zum Aeußersten, daß die Dörfler trotz seiner Sonderbarkeiten keinen Grund fanden, ihn zu verjagen. Sein Hauptverbrechen war ja auch nur, daß er von niemand etwas wollte und niemand bei sich hereingucken und wundern ließ. Niemand als zuweilen den — Pfarrer! Und der sah nur Gutes und brachte, was er geschaut hatte, willig, aber nutzlos unter die Leute.

Der Pfarrer lächelte halb, wenn er an des Lehrers Haushalt dachte, und wiederum wollten ihm zeitweise beim Daraufsinnen die alten Augen naß werden. Es war etwas Rührendes um das Hausen des einsamen Mannes. Er hielt auf Reinlichkeit und Ordnung wie die beste Hausfrau. Er stand mit dem Tage auf. Ein Scheuern und Stauben und Lüften ging alsbald in den beiden Stuben an; dazwischenhinein trat der Emsige ein-, zweimal vor das Korbbett in der Schlafstube, das dem Rudi, dem Bub, nun schon recht klein wurde. Ein zartes, vom Gesundschlaf rosig überhauchtes Kindergesichtchen lag in den geblumten Kissen. Und zuweilen konnte es geschehen, daß in das häßliche, gelbe Antlitz des Tobias ein ganz verklärter Ausdruck kam, daß er mit gefalteten Händen, in den Anblick des schlafenden Kindes versunken, stehenblieb und, das Bild lebendiger Zufriedenheit, eine Weile Pflicht und Zeit vergaß. Rudi vergalt ihm die Liebe, er hing an ihm mit einer an einem Kinde befremdenden Leidenschaft. Wenn er früh aufwachte, war sein erstes, helles, frohes Wort:

„Dadi!“*) Und der Vater kam, zog, geschickt wie die kindergesegnetste Mutter, sein Kleines an, bereitete ihm sein Frühstück und reichte es ihm. Derweil scholl Scherzen und Lachen durch die Stube und hätte in dem tollenden Menschen da drinnen niemand den verschlossenen Gesellen, der den Oberwaldenern Schule hielt, wiedererkannt. — In letzter Zeit wurde Rudi schon geschickter, er begann selber den kleinen Löffel zu handhaben, und der Vater brauchte nicht mehr bei ihm zu hocken, wann er seine Milchbrocken bekam.

Der Pfarrer war eines Tages zu einem kleinen Zwist gekommen, der ihm das innige Verhältnis zwischen dem reifen Manne und dem Kinde erst recht klar machte. Unter der Tür hatte der Seelsorger das eigensinnige Schreien des Knaben gehört. Des Lehrers tiefe Stimme hatte voll Ruhe und Geduld, geduldiger als in der Schule, in das Weinen geklungen, und als er die Tür öffnete, sah er den Furrer am Boden neben dem schluchzenden Kinde knien und hörte ihn noch sagen:

„Willst mir zuleid leben, Bubi? Willst mir keine Freude machen?“

„Nehmet Platz, Herr Pfarrer,“ lud der Lehrer gleich darauf den Besuch ein und trug gleichzeitig seines Buben Tisch mit der Abendmilch in die Schlafstube nebenan. Rudi hatte sich plötzlich beruhigt.

Aus der Nebenstube klang abermalen Furrers Stimme.

---

*) Dadi = Vater.

„Sehen will ich jetzt doch, wie du es dem Dadi meinst! — Kommst mir dann sagen, ob du brav gewesen bist!"

Und derweil der Lehrer dann herausgekommen war und sich zum Pfarrer an den Tisch gesetzt hatte, war es in der Schlafstube mäuschenstill geblieben. Die beiden Männer waren ins Gespräch gekommen. Nach einer kleinen Weile kam es vom Nebenzimmer getrippelt. Zögernd — dann plötzlich auf den Vater zuschießend, war Rudi erschienen. Die Aermchen legten sich auf die Knie des Dasitzenden, das Gesichtchen war zu ihm erhoben, es zuckte wie Weinen und Lachen um den feinen Mund, die blauen Augen leuchteten.

„Schön gegessen, Dadi!" klang es wie unterdrücktes Jauchzen.

Dem Pfarrer wurde weich ums Herz bei den in unvollkommener Kindersprache gestammelten Worten. Aber der Furrer-Tobias kniff die Lippen zusammen, als verbeiße er einen Aufschrei, und riß das Kleine in seine Arme empor. Ihre Wangen preßten sich aneinander, das Kind nestelte sich näher und näher an die von einem stockenden Seufzer gehobene Brust des Vaters. Und so hielten sie sich lange, als wollten sie sich nimmer lassen.

Als der geistliche Herr bald danach nach seinem Hause hinüberschritt, war ihm zumut wie nach einem Gottesdienst. —

Anfangs war die Zeit, die der Vater in der Schule zubrachte, für Rudi eine schlimme gewesen. Das Kind hatte niemand Fremden um sich dulden wollen. Tobias hatte es darum die ersten Tage

mit zum Unterricht gebracht und das Folgsame zum Gaudium seiner Jugend in eine Ecke gesetzt, wo es sich über alle die Stunden nicht muckste. Aber die Gesichter der Bauern hatten ihn bald belehrt, daß er ein Staatsverbrechen beging. Er hatte darauf ein junges Mädchen gedungen und mit vieler Mühe den Kleinen an dasselbe gewöhnt. Nun jedoch war die Reihe an dem Alten, schlimme Zeit zu haben. Eine Unruhe packte ihn, es möchte dem Knaben ein Leides geschehen, derweil er nicht zu Hause war. Er riß sich jeden Tag mühsamer los, wenn er zur Schule mußte, und quälte seine Magd, die selber noch ein halbes Kind war, mit tausend Warnungen und Aufträgen, ehe er weg-ging. Ja, manchmal überkam ihn mitten im Unter-richt eine so jähe, heiße Angst, daß er all seiner Willensstärke bedurfte, sie niederzustreiten. Einmal, ein einziges Mal lief er heim, daß er sich selber über-zeuge, wie es um sein Einziges stehe. Er fand es von Seppi, der Magd, gar wohl betreut; spielend kauerten sie miteinander am Stubenboden, und schon von weitem grüßte ihn das Jauchzen Rudis. An demselben Abend — sie hatten den Knaben just zu Bette gebracht — holte Tobias aus seiner Gewand-truhe eine Pappdeckelschachtel hervor, in der ein paar Münzen — es waren ihrer nicht allzuviele — klingelten.

Er griff einen blanken Fünffränkler heraus und drückte ihn dem erstaunten Mädchen in die Hand.

„Weil du das Kind so brav hütest,“ stieß er dabei heraus.

Herrgott, es war ein guter und mühsam er-schacherter Sparbatzen, aber er gab ihn hin, als

hätte er Tausende zu verschenken; und so das junge Bauerndding hätte lesen können, wäre ihm in seinen Zügen ein noch höherer Lohn gestanden.

Es gab nichts, was Tobias höher wertete, als eine seinem Rudi erwiesene Liebe. Das hatte die Renner-Marie erfahren, ein verkommenes Weib, das zum Ekel und Gespött des Dorfes war. Sie hatte eines Tages den Furrerbuben in der Straße vor den Pferden eines Wagens, deren Hufe das spielende Kind bedrohten, hinweggerissen. Seitdem tat der Lehrer der Ausgestoßenen Wohltat um Wohltat.

Als der Tag seines Ins-Dorf-Kommens sich just verjähren wollte, kam auch aus, wie er ein Verschulden an dem Kinde aufnahm.

Es war an einem Samstagmorgen. Tobias hielt Schule. Die Sonne guckte in die kleinen Fensterscheiben, und es glänzte eine freundliche, Lehrer sowie Schüler ermunternde Helle in der niederen Stube. Auch hob der Gedanke an den Freinachmittag schon die Stimmung. Es war ein ersprießliches Lehren und Lernen an dem Morgen. Da floß dem verschlossenen Menschen der Mund von dem über, was ihm sein Herz alleweil übermaßen füllte. Er begann, seinen Schulkindern einen drolligen Vorfall zu erzählen, dessen Held sein Herzbub zu Hause war. Es war ein lustiges Stücklein; die Stube zitterte von dem Gelächter der Schülerschar, also daß ihnen ein Klopfen an der Tür verloren ging. Dem Lehrer selber rannen die Tränen aus den Augen, so aus sorglosem Herzen hatte er in dem Augenblicke mitgelacht. Und als er

seinen Ernst zurückgewonnen, scholl das Klopfen zum andernmal. Der Furrer-Tobias ging öffnen. Des Pfarrers Köchin stand draußen, ein bißchen bleich, ein bißchen außer Atem, aber mürrisch wie je.

„Er solle rasch heimkommen! Mit dem Kleinen sei etwas geschehen!"

Ein „Jesus" entfuhr den zunächst der Tür sitzenden Kindern. Der Lehrer war rückwärts an ihre Bänke getaumelt. Sie sahen noch sein blutleeres, verzerrtes Gesicht. Im nächsten Augenblick war er fortgestürmt.

Er hatte zu Hause den Pfarrer und ein Bauernweib in seiner Stube gefunden. Das Weib hielt sein Kind auf dem Schoße und suchte umsonst einem schreckhaften roten Quell zu wehren, der jenem aus Mund und Nase sprang. Hinter ihr stand des Lehrers Mägdlein und reichte von Zeit zu Zeit mit zitternden Händen ein in Wasser und Essig getränktes Tuch. Ein Ton wie das Knurren eines Tieres; dann fuhr der Furrer-Tobias auf die Magd zu.

„Was hast ihm geschehen lassen, dem Kind?"

Seine Brust wogte, als verliere er den Atem. Seine Finger hatten sich in des weinenden Dirnleins Arm eingekrallt. In seinen Augen glühte ein jäher, ungerechter Haß, daß das arme Ding in seiner Gewalt die Hand abwehrend und in bebender Angst wider ihn erhob. Da schallte des Pfarrers eindringliche Stimme:

„Schämt Ihr Euch nicht!"

Das gab ihn sich selbst zurück. Die Magd freigebend, neigte er sich mit schweigender Hast über sein von Weinen und Bluten erschöpftes Kind.

Er nahm es sacht auf seine Knie, gab ihm hundert Schmeichelnamen und legte mit rascher, kundiger Hand ihm Lappen auf Stirn und Genick. Der Kleine wurde ruhiger, das Bluten ließ nach; darauf schlief er ein. Der Tobias bettete ihn wohl in seinen Armen. — Und als die furchtbare Erregung des Mannes sich legte, packte ihn die Reue, daß er ungerecht wider seine junge Magd gewesen.

„Seppi," bat er leise.

Das Mädchen hatte die Stube verlassen, Stube und Haus.

Und — dem ging es nicht mehr in die Nähe, dem Wilden!

Seinen Alten, armen Kleinbauern, standen die Haare zu Berg, als sie von dem heimhastenden Mädchen hörten, was der Lehrer für ein Gewalttätiger war. „Daß er keine Magd mehr bekam, dafür sollte gesorgt werden!" keifte das Weib, Seppis Mutter.

In der Stube wandte sich der Lehrer an den Hochwürdigen.

„Wie es gekommen sei?"

An dessen Stelle barschte Bethli, die Köchin, die wieder mit hereingekommen war:

„Pah, halt vom Gesims gefallen ist er. Warum hat er hinaufsteigen müssen!"

Eine Stille wurde danach, bis die Weiber gingen. Des Lehrers „Dank euch zu tausend Malen" scholl ihnen nach. Und als er mit dem weißhaarigen Alten allein war, wandte er sich nach ihm um, während es in seinem Gesicht von widerstreitenden Gefühlen zuckte.

„Denket nicht schlecht von mir, Herr Pfarrer."
Dieser schaute ihn ernst und strafend an.
„Die Liebe, mit der Ihr an dem Kind hängt, ist sündhaft! Wenn es Euch der Himmel nicht ließe! Tausend müssen's ertragen! Aber Ihr — Ihr ginget zugrunde daran! So einer ist aber kein Mann, und so einer hat keinen Glauben! Nehmet's zu Herzen und sinnet nach darüber!"
Nach dieser Rede ging auch der geistliche Herr. Im Heimgehen aber sann der Lebenserfahrene: Ich habe tauben Ohren gepredigt! Solche Liebe ist wie unheilbare Krankheit, und denen sie eingeimpft ist, tut Mitleid not! Und im Heimgehen fiel es dem Pfarrer auch ein, daß der Vorfall mit der Magd dem Lehrer wieder ein gut Teil Unbeliebtheit mehr eintragen würde.

Drittes Kapitel

Seppi und seine Alten hatten dafür gesorgt: es wurde dem Furrer übel vermerkt, daß die Wut damals Meister über ihn geworden war. Ein paar Wochen lang schien es ihm, als habe er im Dorf keinen einzigen mehr, der ihm nicht spinnefeind war. Selbst die Schulkinder wurden scheu und störrisch, und mehr als einmal hörte er Buben, die er gestraft hatte, durch die Zähne murmeln: „Ich sage es schon dem Vater daheim!"
Zu der Zeit geschah ihm und dem Rudi ein Gutes.
An seine Hütte grenzte ein kleiner Garten, der

ein niederes, sauberes Holzhaus von der eignen zerfallenden Behausung schied. In dem Holzhaus saßen zwei Weiber, eine Witwe, die habliche Z'graggen-Leni, von der es im Dorfe hieß, ihre Truhe berge mehr Gülten*) als die manches Großbauern, und ihre Tochter Viktori. Die Witfrau, die ihren Mann, den ehemaligen Gemeindeschreiber von Oberwald, schon vor zwanzig Jahren begraben hatte, war trotz ihrer Gülten nicht zu beneiden; sie war gichtlahm und saß tagein tagaus in ihrem Lehnstuhl, den Viktori sorglich an die Sonne rückte, wenn Sonne war. Das Mädchen besaß vollauf, was der Mutter an Kraft und Arbeitsfähigkeit abging. Viktori war nicht mehr jung für eine Ledige; die Zwanziger neigten sich ihr stark zu Ende. Auch die Schönheit plagte sie nicht. Ein volles, allzu blühendes Gesicht, tiefliegende, kleine, kluge, aber den Mannsbildern ungefährliche Augen, ein großer Mund — in all dem war nichts, was das Mädchen über den großen Haufen erhob. Nicht einmal das braune, von der Stirn glatt zurückgestrichene Haar war ihm zum Schmuck. Aber wer sich die Mühe nahm, mochte in dem Gesicht der Hochgewachsenen, Grobgliedrigen einen Zug von zielbewußter Festigkeit und zugleich von jener Güte lesen, die prüft, ehe sie wohltut, aber den Würdigen mit vollen Händen gibt.

Viktori begann zur Zeit, als der Lehrer ohne Magd war, plötzlich den Garten vom Schnee zu räumen. Die Sonne hat in den Tagen schon an Kraft gewonnen. Als die junge Z'graggin zum

---

*) Wertschriften.

erstenmal ihre Gartenarbeit tat, leuchtete sie warm über den Hütten. Vorübergehende maßen erstaunt die Schaffende. Was brauchte das Mädchen der Sonne ins Räumungswerk zu pfuschen! Viktori handhabte eine schwere Schaufel, und der harte Schnee flog in großen Schollen über den Holzzaun des Gartens in die rückwärts liegende Matte. Jede Muskel schwoll am Leibe der Dirne. Dem die Arme dienten, der brauchte nicht vor dem Hungern zu bangen! Eine Weile hatte sie schweigend geschafft, als der Furrer-Tobias, zum Schulgang gerüstet, seinen Kleinen auf dem Arm, aus der Lottertür trat. Bisher war zwischen den beiden Hütten keine Freundschaft gediehen, der Verkehr zwischen dem Lehrer und dem Bauernmädchen hatte sich auf ein freundliches „Grüß Gott" dann und wann beschränkt oder sich selbst zu einer kurzen Bemerkung über das Wetter erlebhaftet, aber bei dem war es geblieben. Heute aber trat Viktori an das Lattengehege, legte die runden Arme über die Spitzhölzer und sandte ein „Tag, Herr Lehrer" zu dem Nachbar hinüber, vor dem dieser nicht weglaufen konnte.

„Ich räume den Schnee für Euern Bub weg," erklärte das Mädchen ohne Umschweife, „der kleine Unschick ist des Lebens doch nie sicher auf der Straße. Hinter den Latten kann ihm nichts geschehen. Und solange die Sonne scheint, hat er hier so gut spielen wie draußen. Nach und nach gewöhnt er sich so auch an uns zwei Weiber und hat einen Unterschlupf, wenn Ihr aus seid."

Die Rede wurde ihr lang; das Blut stieg ihr ins Gesicht.

Der Lehrer stand mit großen Augen.

„Nein! es ist zu viel," stotterte er, „Ihr halset Euch eine Last auf."

„Vertrauet Ihr mir das Kind nicht an?"

Er strafte sie mit einem ernsten Blick. „Dir wie nicht gerade einer," fuhr es ihm durch den Sinn. Aber er endete hastig das Gespräch.

„Tausend Dank! Morgen bring' ich den Rudi selber in Euern Garten. Ihr müsset es nur nicht schlecht aufnehmen, er ist gar scheu."

Er grüßte und ging. Im Davonschreiten hätschelte er seinen Knaben. Wenn die Z'graggin gewußt hätte, welche Last sie von seinem Herzen genommen hatte, sie möchte keinen kleinen Stolz gehabt haben.

Von da an kam Rudi in die Obhut der jungen Z'graggin, an die er sich sonderbar schnell gewöhnte. Sie machte keine Umstände mit dem Kinde. Ihre Art war rauher als die seines Vaters, und zuweilen, wenn ihre Rede barsch klang, traf sie aus den großen, ausdrucksvollen Augen Rudis ein fragender, fast angstvoller Blick; aber allmählich verlor sich die letzte Scheu und wandelte sich in eine große Zutraulichkeit. Diese teilte sich dem Alten mit. Der Einsame aus der Lehrerhütte wurde häufig mit der Z'graggen-Viktori im Gespräch am Gartenzaun gefunden. Ein-, zweimal hatte er sich sogar dazu verstiegen, mit dem Knaben nach der Hütte der beiden Weiber zu gehen, um, wie Viktori meinte, sich selber zu überzeugen, ob der Bub heimisch sei in der fremden Stube. Er hatte sich überzeugt von dem und von manchem andern. Es

fing an, ihm einzuleuchten, daß das unschöne Nachbarsmädchen verständig und schaffig wie wenige sei. Daß die Alte der Tochter fehlender Schönheit durch ein gut Stück Geld aufhelfen konnte, war nicht zu verachten, und das Beste an der Sache blieb: der Furrer-Tobias merkte, daß Viktori ihn nicht mit ungünstigen Augen ansah. Er kam nicht einmal früh zu der Erkenntnis. Die Oberwaldner hatten es lange vorher heraus und giftelten neidisch über des Schulmeisters unerhörtes Glück. Dennoch reifte die Sache heran und gedieh so weit, daß Furrer nur zuzugreifen brauchte, und er hatte eine reiche Frau und war ein für allemal der Sorge enthoben, und er griff nicht zu.

Rudi begann plötzlich zu kränkeln. Nicht daß er sich legte, aber wie eine Pflanze, über die ein Rauhreif gegangen, hing er das Köpfchen und wurde müder und müder. Furrer bekam ein schweres Kreuz. Er grämte sich selber fast krank um seinen kleinen Reichtum. Die Z'graggen-Viktori war ihm zum Segen; sie vermochte noch den Knaben, der sonst niemand als den Vater um sich duldete, zu beruhigen. Sie stand dem Lehrer zur Seite, als diesen eine qualvolle Furcht ankam, sein Bub möchte ihm verloren sein. Rudi begann an Nasenbluten zu leiden, heftig und heftiger. Sein Gesichtchen wurde schmal und bleich, und je kränker er wurde, eine desto tiefere, unkindisch ernsthafte Innigkeit kam in sein Wesen dem Vater gegenüber. Der tat in den Augen der Dörfler etwas Unerhörtes. Der arme Schlucker, der wahrhaftig nichts übrig hatte, verschrieb sich einen Doktor aus dem

Tal, der für den einen Besuch mehr Honorar bekam als der Schulmeister in einem Vierteljahr.

Als der Arzt den Buben gesehen hatte, machte der Furrer-Tobias dem Gemeindepräsidenten den ersten Besuch. Der Magnat sperrte Maul und Augen auf ob dem, was ihm der Furrer eröffnete. Er müsse fort, die nächsten Wochen schon, die Gemeinde solle einen andern Lehrer suchen! Ein grober Bescheid war dem Frechen an den Kopf geflogen. Ob er nicht bei Trost sei, mitten im Jahr fortzuwollen! Es wäre nicht schade um ihn! Aber kein Rappen von dem rückständigen Gehalt würde ihm ausbezahlt, so er jetzt ginge! Furrer hatte darauf versichert, er würde einen Kollegen kommen lassen, der die Schule besorge, bis die Gemeine ihren neuen Lehrer gewählt habe. Aber der Bauer dankte ihm auch das schlecht. Es werde schon ein rechter sein, den er empfehle, und — basta — er wisse, woran er sei: Dableiben oder das Geld dahinten lassen, ein andres gäbe es nicht! Der Furrer-Tobias preßte die Zähne zusammen und schritt wortlos aus des Gewaltigen Nähe. Andern Tages schon lag dem allweisen Gemeinderat die schriftliche Erklärung vor, daß der Lehrer allen angedrohten Folgen zum Trotz innert zweier Wochen Oberwald verlassen müsse.

Dem Pfarrer verriet er mehr von seinen Plänen. So er das Kind nicht ins Tal bringe, sei es ihm verloren, es ertrage die Höhe nicht, habe der Arzt erklärt. Nun sei seines Bleibens nicht länger! Und auf die Frage, was er da unten anfangen wolle, eine Lehrstelle sei dort schwer findbar: Die Kloster-

schwestern zu Engtal hätten immerfort Arbeit für rüstige Knechte und würden ihn zusamt dem Knaben wohl aufnehmen! — Aber die Z'graggen-Viktori? Der Pfarrer hatte gelächelt und doch hatte in seiner Frage eine ernste Warnung davor gelegen, ein Glück, wie es wohl nie wieder in sein, des Tobias Leben kommen werde, so mir nichts dir nichts aufzugeben. Der Lehrer hatte seine Augen zu ihm erhoben, eine leise Röte in den hageren Wangen.

„Das wäre schon eine schöne Sache gewesen, Herr Pfarrer, aber — leget mir's nicht gar zu schlecht aus — das Kleine zählt tausendmal mehr!"

„So zahle Euch der Herrgott die Treue an dem Kind," sagte der Weißhaarige aus tiefstem Herzen herauf.

Vierzehn Tage danach, an einem hellen, sonnengesegneten Morgen verließ der Furrer-Tobias die Lehrerhütte mit derselben Last beladen, die er beim Einzug in Oberwald getragen hatte. Nur bargen nicht Tücher des Knaben Gestalt und zartes Gesicht, den er auf dem Arme trug.

Die Z'graggen-Viktori stand am Gartenzaun und streckte dem Scheidenden die breite Hand zum Gruß. Er stellte seinen Koffer zur Erde, nahm den Buben auf den linken Arm und faßte zu. Ein kernhafter Druck. „Dank auch, ich vergesse es Euch nicht!" Dann hob er ihr den Rudi entgegen. Als Viktori den küßte, stand ihr ein verräterischer Schimmer in den Augen; aber gleich darauf drehte sie sich um.

„Machet, daß er Euch wieder gesund wird," murmelte sie im Davongehen.

Danach stampfte sie zu ihrer lahmen Mutter hinein, tat einen Schnaufer, reckte sich und sagte, gleichsam sich selber höhnend: „So, Mutter, jetzt seid Ihr sicher, daß ich Euch nicht wegkomme!“ Eine Weile später aber dröhnten die Schläge einer Holz spaltenden Axt aus der Küche. Das Mädchen schlug mit harter Arbeit den Kummer tot.

Indessen schritt der Lehrer dem Bahnhof zu. Zwei weiche Händchen strichen um seine Wangen. Und einmal war ein Flüstern an seinem Ohr:

„Rudi bald ganz gesund werden.“

Das klang wie eine Verheißung. Furrer stammelte es nach, heimlich, inbrünstig — er betete es.

— Bald danach trug sie der Bahnzug talwärts. —

— „Der Sonderling wäre reif fürs Narrenhaus.“

Diese Nachrede hielten die von Oberwald ihrem verzogenen Lehrer.

Herr „Herr“!

Mein Leib war brüchig geworden wie der Holzstamm, über den allzu lange die dörrenden Winde fuhren. Die heimische Rauhluft trug die Schuld. Und ich begann zu ahnen, daß hinter mir wie an dem zu spaltenden Baum ein Hölzer stände, bereit, die Axt einzutreiben, wo das Morschen begonnen. Ich war lange krank. Die Frühmonde sind eine schlimme Zeit. Berichte von Erkranken und Sterben andrer erreichen das Haus. Da war mir, als sei der Holzer zum Gärtner geworden, der die Stämme beschnitt und dessen Messer die schwachen zu tief traf. Und abermals um ein paar Tage begann mir die Mutter zu kranken, der Bruder legte sich, und um meine beiden Kinder ward Gefahr. Da wähnte ich, einen Fremdling zu sehen, der in der Straße stand und nach meinen Fenstern starrte.

Er trat nicht ins Haus. Die Sorgentage sind vergangen. Aber ich werde das Fiebertraumbild nicht los, daß der Tod leibhaftig unter den Menschen wandelt.

Erstes Kapitel

Mein Arzt schickte mich nach dem Süden, aus dem Winter in den Frühling. Ich gehorchte gern, denn ich war des Schnees satt geworden. Daheim

lag er in den Mauern. Die Bise blies mir den schärfsten Abschiedssegen, und der griesgrämige Himmel streute mir eisiges Geflock in den Flattermantel. Als ich den baufälligen Menschen, mich selbst, im Eisenbahnwagen geborgen hatte, kam mich ein Frieren und Husten an. Ich drückte mich in eine Ecke und spann den grauen Wolken, die über dem davonrasselnden Zug verjagten, graue Gedanken nach. Darüber verging die Zeit, und die bekannten Landstriche kamen weit hinter mir zu liegen.

Auf einmal blitzte es goldig durch die trüben Wagenfenster. Da waren wir in zwei Stündlein in den Frühling hinabgerutscht. Der Herrgott im Himmel ist ein fürtrefflicher Apotheker; keine bessere Medizin auf Erden als eine rechtschaffene Dosis Sonnenschein. Ich ließ das Fenster herab und riß die Mütze vom Kopf, daß mir die Sonne die Stirne träfe, und fühlte eine wohlige Wärme über Nacken und Rücken rinnen. Mit frohen Augen schaute ich hinaus in die Landschaft. Die Matten grünten. Die Schneegrenze war hoch hinauf an die Berge gerückt. Im Fahren wurde mir die Wahrheit aufs neue klar, daß jeder Erdenfleck seine Schönheit birgt; wer sie mit untrüben Augen sucht, der findet sie. Tiefer im Tal blühten die Pfirsichbäume; jeweilen war es, als sausten die Eisenkarren durch Alleen roten Blusts.

Als das Gelände immer mehr südliches Gepräge erhielt, mehrte sich die Zahl der Villenbauten, die einen großen Kontrast zu den rohen Steinhütten der Landbevölkerung bildeten. Ich weidete die Blicke an den vielen Hausungen der Reichen, welche einer

immer schöner als der andre wohnten, und wiederholte mir nach Art der Kinder, die vor einem Spielwarenladen stehen: Das möchtest du haben! Das möchtest du haben! — haha! Als ob ein armseliger Schreiber trotz allen Fleißes sich in eines Lebens Arbeit solch einen Wundersitz erschriebe!

Als der Tag in einen trüben Abend verdämmerte, rasselte der Zug in die Bahnhofhalle des Kurorts, von dessen warmen Lüften ich mir Heilung versprach. Der Name tut zur Sache nichts, aber der Ort lag an einem südlichen See, und der Fangkasten für Reisende, den sie Omnibus nennen, trug mich vom Bahnhof über eine schöne Straße dem Ufer entlang nach meinem Gasthause. — Als ich ausstieg, fiel mir auf, daß ich etwas vergessen hatte: die warme, helle Sonne war zurückgeblieben. Der dunkelnde Himmel blickte fast so schneedräuend wie der über die Heimat gespannte.

Auf meinem Zimmer war mein erstes, daß ich mir ein Feuer machen ließ. Danach hielt ich Umschau. Mein Wohnraum war freundlich, eine Fenstertüre brachte ihm Licht. Sie führte auf eine weite Terrasse, die sich der ganzen Hausfront entlang fortsetzte. Ich drückte sie fester ins Schloß, es kam eine unsüdliche Kälte durch die Ritzen. Dann spähte ich lange durch die Scheiben. Zu Füßen der Terrasse lag der Garten, eine mächtige Zeder schattete halb meinen Lugaus. Eine Magnolie neben ihr strebte zur gleichen Höhe. Zur Linken aber fand der Blick Weg auf den See. Der lag still, bleigrau und dampfend, Nebel hoben sich aus ihm, und Nebel sanken wie fallende Verhänge aus dem grau-

wolkigen Himmel jenen entgegen. So kam es, daß die fernen Berge des jenseitigen Ufers wie riesige Schattenwände herüberstarrten. Nur in der Höhe leuchteten sie fahlweiß, eine lange Kette von ragenden Schneekuppen. Im Norden war eine flache Oede, über der die Dämpfe sich dichteten — weiter Sumpf, wie ich nachher vernahm, und dahinter, dem Auge nicht sichtbar, die Mündung eines Flusses.

Ein Stöhnen störte mich nach einer Weile in meinem Hinausstarren. Es kam aus dem Zimmer neben dem meinen. Und als ich hinhorchte, wiederholte es sich, ein Menschenlaut, in dem die Qual zitterte. Hm! ich hatte die Erinnerung an Siechtum und Winter hinter mir zu lassen vermeint, und was ich da durch mein Fenster schaute, sah dem Winter verzweifelt ähnlich, und die bebende Stimme im Nachbarzimmer gehörte einem an, der von schwerer Krankheit litt. Fast mißmutig, schon von Heimweh geplagt, stieg ich eine halbe Stunde später zum Speisesaal hinab. Ein Glockenzeichen hatte gemahnt, daß für die Herde der Gäste die letzte Tagfutterzeit.

Ein heller, schöner Raum, drei Reihen Tische und eine Menge plaudernder Menschen daran! Zuweilen ein Klirren von Silberbesteck, ein Gläserklirren, jetzt eine augenblickliche Stille, derweilen eine Speise die Mundwerkzeuge der eifrigsten Schwätzer in Anspruch nahm. Mit Hilfe des Kellners, der sich vor dem „Neuen" mit prüfendem Zögern verneigte, fand ich meinen Platz. Ich begegnete, im Niedersitzen grüßend, vier — acht — zehn wundernden Augen; dann machte ich mich meinerseits ans

Betrachten meiner Nachbarschaft. Eine lange Reihe Gesichter! Wenige, die beim ersten Blicke fesseln, alle doch nach öfterem Schauen zu näherem Studium lockend, denn die große Bildnerin Natur meißelt nicht ein so häßliches oder ausdrucksloses Antlitz, daß sich nicht fesselnde Züge darin finden ließen.

Zu Häupten unsers Tisches saß ein hochgewachsener Mann, dessen Oberkörper müde nach vorn gebeugt war; sein Gesicht, das ein brauner Bart umrahmte, war knabenhaft fein, und es schien, als welle schwachrotes Blut fortwährend unter der dünnen Haut. Weiße, schlanke hagere Hände hielten das Besteck, und wenn er zu seinem Nachbar redete, was selten geschah, so war seine heisere Stimme an meinem Platz nicht hörbar. Der war der älteste Gast des Hauses, ein Holländer, wie ich vernahm, und kehlkopfleidend.

Gleich sein rechter Nachbar weckte danach meine Aufmerksamkeit, ein deutscher, graubärtiger Herr von blühender Gesichtsfarbe, das volle Haar und den Bart sorgfältig gescheitelt, eine mächtige Behaglichkeit in den selbst in ihrer Verrunzeltheit noch rundlichen Zügen. Seine Kleidung war sorgfältiger als die der meisten männlichen Gäste, sie hatte etwas gesucht Jugendliches und war untadelig von der bunten Krawatte mit der Riesennadel über die weiße Weste hinab bis zu den hellen Gamaschen unter den weiten Beinkleidern. Als der Geheimrat — seinen Namen und Stand erfuhr ich bald, aber ersteren habe ich wieder vergessen — sich nach dem Essen erhob, streckte er erst das rechte, dann das

linke Bein, holte ein elegantes Bürstchen aus der Tasche und fuhr sich glättend über seine graue, sorgfältige Frisur. Und die gleiche drollige Manier, seinem äußern Menschen gleichsam einen letzten Anstrich zu geben, sah ich ihn desselben Abends und alle Zeit meines Dortseins so oftmal pflegen, daß ich an das völlige Ueberarbeitetsein, das der Alte als Grund seines Hierseins angab, beim besten Willen nicht glauben konnte; denn ein an andern müde gewordener Mensch müht sich um sich selber nicht auch noch. Der Geheimrat war sicher der Gesundesten einer im großen Saale, in welchem viel kranke Gesichter zu sehen und viel übelklingender Husten zu hören war. Der Geheimrat und noch einer! Der saß mir gegenüber, ein glatzköpfiger, bejahrter Mann, bartlos, mit klugem, schlichtem Gesicht. Ich vermutete einen Gelehrten in ihm und lernte noch am gleichen Abend, daß er ein einfacher Kaufmann sei. Sein Lachen machte mich zuerst nach ihm hinschauen. Das klang jung und frisch, aus dem Herzen herauf, und wie die Kinder lachte er oft und gern, so daß ich mich an dem frohen Wesen des Herrn Franz freute, ehedenn ich ihm noch näher kam und lernte, daß er einer der Glücklichen war, denen der Herrgott gleichsam eine Sonne ins Innere gesetzt hat, so daß es in ihnen hell bleibt, wenn es um sie noch so finster ist. Warum er den Ort der Siechen zu seiner Erholung wählte, wurde mir nicht so recht klar, denn er war kerngesund; — sein Junggesellentum zu heilen, dazu war es beinahe zu spät.

Die Mahlzeit nahm ihren bedächtigen Verlauf.

Sie machte mich müde, aber die vielen fremden Gesichter munterten mich auf. Einmal kam der von zu Hause mitgeschleppte Husten über mich.

„Sie sind wohl gekommen, den los zu werden?" redete mich mein Nachbar zur Rechten an, als ich wieder zu Atem kam.

Und als ich bejahte, meinte er:

„Ich huste seit dreißig Jahren, und seit derselben Frist haben mir die Aerzte baldiges Sterben prophezeit."

Ich wandte mich und sah in ein hageres, vornehmes Antlitz, das einen Zug schweren Leidens trug.

„Harden, mein Name!" stellte sich der vielleicht Fünfzigjährige vor, dem der Berliner anzumerken war.

Als ich nach dem Essen plaudernd mit ihm im Saale hin und wieder schritt, sah ich, wie seine ganze Gestalt in gleichem Maße abgezehrt war. Es schien, als müsse ein erster rauher Luftzug den schwachen Körper hinstrecken. Oder saß vielleicht hinter der hohen weißen Schädelwand ein mächtiger Wille, der den ohnmächtigen Leib noch immer wie schon so lange aufrecht hielt?

Der Arm einer Dame streifte den meinen, während wir beide, uns mehr und mehr in ein anregendes Thema vertiefend, hin und wieder schritten. Ich hatte es kaum beachtet, wurde mir eigentlich dessen erst bewußt, als Harden fragte:

„Haben Sie die Frau beachtet, die eben an uns vorüberging?"

Ich verneinte. Da blieb er mit mir in einer Ecke stehen und hieß mich nach einem der Wand-

polstersitze hinüberschauen. Eine schmächtige Frauengestalt in hellem jugendlichem Kleide ruhte in dem schäbigen Rotsamt. Als ich sie ansah, ging mein Herz zu ihr aus, wie man einem lieblichen Kinde beim ersten Anblicke gut wird. Es war etwas von einem Kinde an ihr. Ihr Wuchs reichte kaum zur Mittelgröße, und ihr schönes Gesicht verriet die kurze Zahl ihrer Jahre.

„Eine neunzehnjährige Frau im ersten Jahre ihrer Ehe und todkrank," sagte Harden.

„Verloren?" fragte ich.

„Rettungslos nach des Arztes Erklärung! Aber Sie wissen, wie lange ich rettungslos bin."

Ich vergaß einen Augenblick, daß er an meiner Seite stand. Mein Blick forschte in den Linien jenes Gesichtes. Der Ausdruck der Sorglosigkeit und des Frohsinns war noch nicht verwischt; selbst die Farben lebten noch: ein gesundes Wangenrot, nur auf Stirn und Schläfen ein allzu wächsernes Weiß! Und zuweilen war um den feinen Mund ein Zug wie von Trauer. Ich sah ihn später sich verschärfen; in den großen braunen Augen der jungen Frau lag eine unbewußte Bitte um Mitleid, und sie hatte zuweilen, ob sie auch nicht klagte, eine Bewegung der schmalen, blauadrigen Hand, die ein großes Leid verriet: ein langsames, mattes Zurückstreichen des braunen, welligen Haares, das wider die fahle Stirne dunkel schimmerte. In diesem Augenblick überkam ein Hustenanfall die in die Polster zurückgelehnt Ruhende; sie drückte ein Tuch an ihre Lippen, und ich sah eine rote Stelle im Linnenweiß, als sie es senkte.

„Wie heißt diese Frau?" fragte ich mechanisch meinen Gesellschafter.

Harden lächelte: „Ich dachte, Sie wären stumm geworden. Frau Lina Werder nennt sie sich. Sie stammt aus einer kleinen ostschweizerischen Stadt, wo ihr Mann ein Handwerk treibt. Wohlhabende Leute, aber nicht reich! Sie kummert an dem Tage, an dem sie ihre Rechnung bezahlt. Die Kur war ein Wagnis für des Mannes Geldbeutel, und das Wagnis will immer noch nicht Erfolg bringen."

Ich mochte seine Rede nicht ganz, in der eine gewisse Ueberhebung des unabhängig Reichen über die zum Rechnen Gezwungene lag. Darum wechselte ich das Thema.

„Es sind wohl viel Kranke hier?"

„Mehr als Gesunde! Mehrere sind schwerkrank. Sehen Sie den Bauer dort an, den — Greiler nennt er sich."

Er nickte nach links hinüber, wo eine Gruppe von Herren und Damen in angelegentlichster Unterhaltung noch am Eßtisch saß. Ich wußte, welchen er meinte. Ein widriges Schnupfen und Räuspern hatte mich vorher schon nach ihm hinblicken lassen. Er schien irgendwo aus einer Berggegend herzukommen, denn sein in städtischen Anzug gezwängter Leib war hoch und grobknochig nach Art des Höhenvolks, dessen Aeußeres die Rauheit der Heimat verrät. Auf dem knorrigen Körper saß ein unendlich widerwärtiger Kopf, aus dem die Haupt- und Barthaare wie schwarze Borsten standen. Insbesondere auf Wangen und Kinn sproßte ein grauschwarzer Stoppelwust, die aufgeworfene Oberlippe

überhing ein schwarzer Schnurrbart, der unbehaarte Teil des Gesichtes erschien von einem kranken Gelb. Greiler hielt das linke Auge fortwährend zugekniffen, so daß die ganze Gesichtsseite förmlich verzogen war.

„Er ist abstoßend,“ sagte der Berliner. „Und dennoch muß das Mitleid den Ekel überwinden,“ fuhr er fort. „Der Mann leidet an unerträglichen Kopfschmerzen, die ihn Tag und Nacht nicht verlassen. Er zieht von Heilort zu Heilort und ohne Erfolg. Das Ende ist nicht abzusehen. — Da liegt oben in ihrem Zimmer eine Frau, der das Ende näher ist,“ schloß er.

„Sie mag wohl meine Nachbarin sein,“ erwähnte ich und nannte ihm meine Zimmernummer.

„Sie ist aufgegeben,“ gab er zum Bescheid, „eine Französin, deren Tochter Sie eben noch dort oben zu Tische gehen sehen können.“

Ich gewahrte eine hagere, bleiche Dame in der Mitte der Zwanzig, die sich an einem der Tische niederließ. Sie hatte ein vergrämtes Gesicht, und als einige der neugierigsten weiblichen Gäste sich, von Mitleid triefend, ihr angenehm machen wollten, begann es um ihre Mundwinkel zu zucken, und sie vermochten den Tränen nicht zu wehren, die ihr über die Wangen liefen. In diesem Augenblick stieß Harden mich an.

„Den muß ich Ihnen noch vorstellen,“ lächelte er, mit einem Blicke nach der Tür des Rauchzimmers hinüberdeutend, in deren Rahmen ein kleiner, dicker, auf sichelförmigen Beinen stehender Herr erschienen war. Sein dünnes, braunes Haar war

sorgfältig und glatt von der Stirn zurückgebürstet; in seinem nicht überklugen, rötlichen Gesicht stand ein Zug schwerer Sorge, der — wie ich bei näherer Bekanntschaft bemerkte — manchmal urplötzlich dem sorglosester Heiterkeit wich, so, als käme hinter einer Maske erst das eigentliche Gesicht zum Vorschein.

„Den nennen wir den Krankheitsvirtuosen," erklärte Harden. „Er heißt Schellenberger und entdeckt jeden Tag ein neues Gebrechen an sich. Seit vielen Wochen sitzt er hier und behauptet, das Klima bekomme ihm gut, steht aber inzwischen mit einem Dutzend Aerzten und Quacksalbern in Briefwechsel, sucht dazu den hiesigen Platzarzt täglich heim und läßt sich von allen zusammen behandeln, bis er schließlich vor lauter Arzneischlucken wirklich krank wird. Gegenwärtig klagt er über geschwollene Füße, weil ihm gestern von einem längeren Spaziergang die Beine müde geworden sind."

Ich betrachtete den kleinen Mann näher und bemerkte, daß er, wohl um der geschwollenen Füße willen, buntgestickte Pantoffeln über hellroten Strümpfen trug, die unter den graugestreiften Beinkleidern einen drolligen Anblick boten. Eben wollte ich Harden bitten, mich dem Phänomen vorzustellen, als dieser mit einer Entschuldigung gegen mich nach dem Rauchzimmer hinüberschritt, um einen Bekannten zu begrüßen.

Ich setzte mich in eine Fensternische, keine andre Gesellschaft benötigend, und überließ mich meinen Gedanken. Ich sann nicht an die beiden Krankheitsgigerl, den Krummbeinigen von vorhin und den Geheimrat. Aber neben diesen — die Sterbende

oben — die Verlornen unter den im Saale Weilenden und all die andern, über denen eine dräuende Hand schon erhoben war — wie viel menschliche Gebrechlichkeit und menschliche Ohnmacht in diesem einzigen Hause! Und auch die am schwersten krankten, waren voll Hoffnung auf Genesung. Wie die Abergläubischen und Ueberfrommen wallfahrteten nach den Wunderorten, so waren wir diesem Südland zugezogen und vermeinten, daß es uns Heilung verbürge. — Aber bei meinem Kommen hatte keine Heilluft geweht.

Ich stützte meine Hand auf das breite Fenstersims und fühlte eine eisige Zugluft an meinen Fingern. Draußen schien es noch frostiger geworden zu sein, und als ich mein Gesicht an die Scheiben drückte, um in das Nachtdunkel hinauszuspähen, hörte ich den Regen in den Gartenbäumen rauschen. Mich fröstelte, und etwas von der Schwermut, wie sie während meiner Krankheit mich heimgesucht hatte, kam über mich. Die Nähe der Menschen begann mich zu stören, mich verlangte nach meiner Stube und nach Ruhe. Ich erhob mich und schritt durch den Saal, ich hatte fast vergessen, wo ich war. Als ich die Ausgangstür erreichte, blickte ich auf und sah mich an der Seite von Frau Lina Werder. Ich schritt hinter ihr die Stufen zu den Zimmern empor, und hörte ihr mühsames Atmen; die Treppe machte ihr Mühe. Einmal blieb sie, von Husten überfallen, stehen.

„Es ist kühl geworden im Saal," sagte ich, „ich fürchte, wir bekommen übles Wetter für uns Hustende."

Sie schaute mich an, ihr Gesichtsausdruck sollte wohl ein Lächeln bedeuten, aber ich sah die bittere Angst darin.

„Wenn es nur keine Regenzeit gibt, wie wir sie hier manchmal haben. Wir müßten uns sonst wohl auf eine Woche Hausarrest gefaßt machen."

Wir hatten die Treppe erstiegen und standen unwillkürlich still. Ich wußte nichts zu sagen; ich mußte sie nur immer ansehen, und in mir ging ein: So jung und — verloren!

„Und ich wäre doch so gern recht bald gesund," flüsterte Frau Lina. Dann verneigte sie sich. Ich erwiderte stumm ihren Gutenachtgruß.

Als ich mein Zimmer betrat, klang das Gestöhne der Kranken nebenan stärker durch die dünne Wand. Ich nahm mir vor, den Wirt um einen andern Schlafraum zu bitten, und schalt mich gleich darauf selbstsüchtig, daß ich an mich dachte, wenn ein Mensch nebenan um sein Leben stritt. Ich trat wiederum an meine Fenstertür. Aus den Saalscheiben unten floß eine Helle in den Garten, die Zeder reckte ihre schwarzen Aeste in die Lichtflut, und zuweilen blitzten silberne Regentropfen auf den Nadeln. Wo der See lag, war eine undurchdringliche Finsternis.

Auf einmal sah ich eine männliche Gestalt in den Lichtkreis unten treten. Es war ein hochgewachsener Gesell, der ein hageres, fahlfarbiges Gesicht zu unsern Fenstern erhob. Von seinen Zügen war nichts zu unterscheiden, von seinen Augen nichts; aber es war mir doch, als hinge er mit einem zwingenden Blick just an meinem Gesicht. Und da stand

er steif, still, in einen weiten grauen Mantel gehüllt. Einmal fiel mir ein, ob da unten nicht eine Statue stände. — Dann wußte ich es plötzlich: der spähte nach dem Fenster der Nachbarin! Den hatte ich schon einmal in der Gasse stehen sehen — anderswo!

Zweites Kapitel

Mein zweiter Kurtag brachte eine große Ueberraschung. Ich erwachte spät nach einer unruhigen Nacht, mit der dunkeln Erinnerung, ein paarmal über dem Gestöhne meiner Nachbarin aufgeschreckt zu sein. Von meinem Bett aus sah ich den dunkelgrünen Baum vor meinem Fenster mit Weiß überhangen. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Aber als ich an meinen Lugaus trat, sah ich, wie eine Winterdecke über das gepriesene Südland gesunken war, und niederschwirrende Flocken woben daran fort. —

Es wurde ein langer Tag für uns Eingesperrte. Herr Franz vertrieb mir eine Stunde mit seinem unverwüstlichem Humor, eine andre verbrachte ich im Gespräch mit Harden, der heftig hustete und davon redete, folgenden Tages sein Zimmer hüten zu müssen. Beim Mittagstisch sah ich mich Frau Lina nahe gerückt. Nur ein weißbärtiger Deutscher, eine lange, sehr vornehm schlanke Gestalt trennte uns.

An diesem Deutschen lernte ich, daß die Eitelkeit mit dem Menschen nicht alt wird. Bei dem Direktor Fels, wie ich ihn titulieren hörte, blühte sie in blühendstem Jungsein. Er kam Tag für Tag erst als letzter zu Tisch in tadellosem schwarzem Gesell-

schaftsanzug, den hohen Hut in den Händen. Sein in zwei Spitzen zur Brust fallender Bart hob sich blendend weiß von seinem Anzug, und während er zu seinem Platze schritt, neigte er seinen Oberleib steif und würdig hierhin und dorthin, halb wie die Kunstreiterin, die sich angestaunt weiß, halb wie der Pfarrer, der seiner Herde den Segen gibt. Es ist nichts so ehrwürdig wie das silberhaarige Alter und nichts so lächerlich, als wenn es mit seiner Ehrwürdigkeit prahlt. Frau Linas Gesicht war heute wachsbleich; ich sah sie ein paarmal zusammenschauern, als erreichte sie die Kälte des rauhen Tages selbst in dem stark geheizten Saale. Nach der Mahlzeit wechselte ich ein paar Worte mit ihr. Sie war zutraulich und offen; wir waren rasch heimisch.

„Zu Hause scheint die schönste Frühlingssonne," erzählte sie. „Mein Mann freut sich, daß mich das Wetter so begünstigt."

Sie hielt einen Brief ihres Mannes in Händen, der ihr bei Tisch gebracht worden war, und ich hörte das Heimweh, das sie plagte, aus ihrer Stimme klingen. „Wenn er zu Hause die warme Sonne fühlt, wird er gar nicht begreifen, daß ich noch nicht gesund geworden bin."

Hatte ihr der Mann eine Ungeduld verraten? Ich grollte unbewußt dem Unbekannten.

„Wird Herr Werder Sie nicht besuchen kommen, um sich selbst von Ihrem Befinden zu überzeugen?" fragte ich.

Da leuchteten ihre Augen plötzlich in einem Strahle großer Liebe auf, also daß ich meinen kaum erwachten Groll vergaß.

„Er käme wohl gern, aber er kann nicht fort. Er muß um so mehr schaffen, wenn seine Frau in Nichtstun schwelgt."

Sie nickte, ein mühsames Lächeln auf den Lippen, und entfernte sich.

Eine Weile nachher saß auch ich auf meinem Zimmer, schürte meinen Ofen und schrieb Briefe. Die Stunden verschlichen. Einmal packte mich eine plötzliche Schläfrigkeit — das einförmige Ticken der Schneeflocken am Fenster mochte mich einlullen — eine Stunde nickte ich über meinem Briefblatt. — Und langsam war es Abend geworden. Früher als gewöhnlich stieg ich zum Speisesaal hinunter und fand eine ansehnliche Gesellschaft. Herr Franz, der Spaßvogel, saß an einem Fenster und staunte trübselig in das einen Tag alte Schneegewirbel.

„Um das zu haben, hätten wir Geld sparen und zu Hause bleiben können," murrte er, als ich zu ihm trat.

„Wenn's nur um das Geld wäre, aber ich fürchte, der Schnee stellt Uebleres an; er verdirbt uns Bedürftigen den Kurerfolg," redete ich dagegen.

Da wies er nach dem See, über welchen lange Nebelfetzen schleiften.

„Es wird noch nicht zu Ende sein mit heute. Der Wind weht so winterig wie im Dezember."

Die Wellen trieben ungestüm wider unser Ufer, und die Nebel jagten auf uns zu. Zuweilen schlug es an die Saalfenster, als würden Hände voll Schnees dawider geworfen. Plötzlich legte Franz seine Hand auf meinen Arm.

„Was kommt denn da über den See her?"

Ich blickte schärfer hin. Wo der Nebel sich lichtete, tauchte ein Segel auf. Es sah aus wie die Schwinge eines riesigen milchweißen Schwans und flog mit fast übernatürlicher Schnelligkeit heran. Mächtige Nordwinde mußten es treiben.

„Der Kerl fährt wett," scherzte mein Genosse.

Ich vermochte die Augen nicht von dem Fahrzeug zu wenden. Das erste Glockenzeichen scholl, das uns zu Tisch rief. Just da legte der Segler unten am Gestade an. Es war kein außergewöhnliches Schiff, eine Lustjacht von schlanken Formen, nur das Segel hatte ein blendendbleiches Weiß. Ein einziger Mann hatte es gelenkt. Eben wollte ich mich zu Tisch begeben, da richtete er sich drüben von der Kette empor, die er am Ufer in den Ring geschlagen hatte. Beinahe wäre mir ein Ruf entfahren: Das war der, den ich gestern im Garten hatte stehen sehen. Und wieder richtete er den Blick voll auf die Fenster unsers Hauses. Ich sah sein fahles Gesicht aus der grauen Mantelkapuze leuchten, und nun unterschied ich auch, daß ein paar tiefliegende dunkle Augen darinnen standen.

„Ihre Suppe wird kalt." Frau Lina mahnte mich von ihrem Tischplatz aus. Ich fuhr zusammen, aber ich riß mich gewaltsam los und schritt hinüber. Des Direktors Platz war noch leer. Ich nickte Frau Lina zu; sie schien noch kränker als am Mittag. Dann setzte ich mich. Und plötzlich fragte ich mich: Wird er herein kommen? Ich würgte mechanisch ein paar Bissen Brotes hinunter. Das Geschwirr der Stimmen, wie es stets vor Beginn und auch während des Essens herrschte, fiel mir nicht auf

wie sonst. Erst als es jäh verstummte, wußte ich, daß es gewesen war. Da wußte ich auch, daß er eintrat. Einen Augenblick fühlte ich einen Frost über meinen Scheitel streichen, so, als wäre ein Fenster aufgeflogen, durch das der Zugwind strich. Dann ging ein fester Schritt um unsern Tisch, und gleich darauf sah ich ihn zu einem Stuhle uns schräg gegenüber treten und Platz nehmen: den, der mit dem Schiff gekommen war!

Er war höher und hagerer denn jeder im Saal. Seine Gewandung war dunkel und sonderbar, nicht zu verschieden von unsern Kleidern und doch anders, nur wußte ich nicht, worin der Unterschied bestand. Er hatte sich steif auf seinen Stuhl gesetzt und den üblichen Gruß unterlassen. Eine ganze Weile blickte er starr vor sich hin. Als der Kellner eine Flasche dunkelroten Weines vor ihn hinsetzte, griff er mit einer dürren, grauen knochigen Hand danach, faßte sie hoch oben am Halse und bog sie über sein Glas. Da quoll es aus seinen Fingern wie Blut in den Kristallkelch. Nachdem er die Flasche niedergesetzt hatte, wandte er das Gesicht und tat einen langen Blick an unsrer Tafel hinauf. Nun sah ich seine Züge. Sie waren scharf, eckig, wie mit wunderbarem Meißel aus einer Elfenbeinkugel geschlagen; unter der fahlen Haut schimmerten einzelne Knochen; das bartlose Antlitz war erschreckend hager. Um die schmalen, farblosen Lippen ein herrischer, bitterer Ernst! Aber von der gewölbten Stirn, die wirrgraues Haar umwustete, leuchtete Hoheit. Ich sah ein paar zu ihm erhobene Gesichter sich senken, wenn sein Blick sie traf. Die Macht lag in seinen Augen,

die unter dichter, eisgrauer Braue tief in der Höhlung lagen und wie Kohlen waren — Kohlen, die eine blaue Flamme hatten.

Eben kam der Direktor hereingestiegen. Die kurze lastende Stille war gewichen. Das Klirren der Löffel scholl im Wirrwarr. Der Direktor machte seine gemessenen Verbeugungen und strich den Bart. Da gewahrte er den neuen Gast. Er holte zur Reverenz aus und stockte inmitten. Jener hatte aufgeblickt. Seine Lippen hatten sich geteilt, es war kein Lächeln, nur ein höhnisches Verziehen des Mundes, und es hatte dem weißbärtigen Gecken gegolten. Dem entglitt der steife Hut und schlug mit einem Klatsch zu Boden. Er bückte sich danach und erhaschte ihn, aber seine Hände zitterten, als er ihn beiseitelegte, und er vermochte kaum den Stuhl zu rücken, auf dem er sich an meiner Seite niederließ.

„Ich — ich — bin so nervös heute," stammelte er.

Indessen mußte die Nachbarin des Fremden, eine dicke, nicht überreich mit Geistesgaben gesegnete alte Dame, mit jenem eine Unterhaltung angeknüpft haben, denn in ihre etwas kreischende Rede fielen ein paar abgerissene Worte. Hell, im ganzen Saale hörbar, wie Stahlschlag auf Stahl klang es daraus plötzlich:

„Mein Name ist Herr!"

Die Vorstellung hatte der Dame gegolten, aber wieder verfiel die Tafelrunde in sekundenlanges Schweigen, als wäre die Rede für alle gewesen.

„Was bringt denn Sie daher?" hörte ich neben mir Harden über die Tafel fragen. Das galt dem Fremden, und mir war, als klinge selbst des alten, aufrechten Mannes Stimme unsicher. Und da kam

ihm die sonderbare Antwort in dem lauten, klirrenden Tone von vorher:

„Ich bin mit den rauhen Winden gekommen."

„Herr" hatte Harden zugenickt. Die kurze Unterhaltung der beiden nahm das Unbehagen von den übrigen; das Geplauder lebte wieder auf.

Ich wandte mich zu Harden.

„Wer ist der Herr?" erkundigte ich mich flüsternd. Er hatte einen Zug von Unruhe im Gesicht, als er mir antwortete:

„Ich weiß kaum mehr von ihm, als daß er den sonderbaren Namen ‚Herr' trägt. Geradeso wie vorhin der Dame hat er sich mir vorgestellt — es war zur Zeit, als ich zum erstenmal schwer krank nach dem Süden fuhr. Im Eisenbahnwagen saß er mir gegenüber. Seitdem habe ich ihn öfter gesehen, aber ich weiß nichts von ihm, als daß ich seine Nähe spüre, ehe ich ihn noch erblicke. Er ist mir unheimlich," fügte er ganz leise hinzu, „und doch beruhigt er mich mit seiner frostigen Art."

Nach aufgehobener Tafel trat „Herr" hinter Hardens Stuhl. Dieser erhob sich fast hastig und verbeugte sich tiefer, als es seine Art war.

„Werden Sie einige Tage hierbleiben?" fragte er.

Der Hagere zuckte die eckigen Schultern.

„Vielleicht."

Dann stockte das Zwiegespräch. Ich sah Herrs Blick über mich und den Direktor hinweggehen und auf Frau Lina fallen. Er sog sich gleichsam fest in ihrem bleichen Gesicht.

„Wir sind einander nun schon so oft begegnet," sagte Harden.

„Aber immer nur flüchtig, wir haben einander noch nie recht kennen gelernt," erwiderte der andre, ohne das Auge von der jungen Frau zu wenden.

In diesem Augenblick wandte Frau Lina das Gesicht ihm zu. Und es erstarrte wie in jähem Erschrecken. Sie bewegte die Lippen. Dann sank sie plötzlich ohne einen Laut zusammen. Der Direktor und ich mühten uns um die Ohnmächtige. Die Gäste sammelten sich um uns.

„Ist sie tot?" zeterten ein paar Damen.

„Sie hat noch vier Wochen zu leben!"

Die Schar der Mitleidigen fuhr herum. „Herr" hatte geredet.

„Also ein Arzt," hörte ich Franz dem etwas schwerhörigen Schellenberger ins Ohr rufen, während der Wirt und seine Frau herbeigekommen waren und sich der Daliegenden mit Tränken und Düften annahmen. Nach einer Weile — sie war erwacht und blickte stumm und verängstigt um sich — trugen wir sie nach ihrem Zimmer.

Als ich zum Saale zurückkam, fand ich, daß die Gesellschaft zusammengerückt war, und erblickte zu meinem Erstaunen Herrn „Herr" als Mittelpunkt derselben. Sie schienen ihn interessant zu finden und den Frosthauch, der ihn umgab, zu übersehen. Einige hingen ganz demütig an seinem Munde, obgleich er wenig und nur langsam in seinem harten, herrischen Tone sprach. Ich setzte mich zu ihnen, ohne daß er mich beachtet hätte. Schellenberger hatte sich just an ihn gemacht.

„Sie sind Arzt?" holte er ihn aus.

„Wenn Sie wollen."

„Sie verstehen — ich meine — Sie kennen offenbar etwas von den menschlichen Gebrechen."

„Ja!"

Nun begann der Krankheitsvirtuos von seines Leibes Wunden und Beulen zu reden — eine Geschichte, die fast alle Anwesenden kannten.

„Herr" hörte zu und starrte ihn an.

„Sie werden einmal sterben," sagte er gleichgültig, als der Klagende zu Ende war, also daß dieser halb verblüfft, halb beleidigt sich abwandte.

„Sie sagten vorhin, Sie würden bald heimreisen," wandte „Herr" sich an den Holländer, der an seiner Seite saß und sich in seiner Gesellschaft wohl zu fühlen schien.

„Ja," gab dieser heiser zurück,

„Wir werden uns dort bald sehen, ich besuche Sie," sagte „Herr".

Das klang so selbstverständlich, als wäre die dringendste Einladung vorausgegangen. Selbst der Holländer schien befremdet. Aber wie in einem Banne führten die andern die sonderbare Unterhaltung weiter. Greiler hob den struppigen Kopf und knurrte:

„Wissen Sie mir kein Mittel gegen diese fürchterlichen Schmerzen im Kopf?"

„Doch!" gab „Herr" Bescheid.

Die ganze Gesellschaft horchte auf. Greiler erhob sich. Eine wilde Hoffnung flackerte in seinen Augen auf. Er schob sich an den andern heran, also daß sein ekler Atem ihn berühren mußte.

„Foppen Sie mich nicht! Wenn Sie von einem

Heilmittel gehört haben, das auf mein Leiden Einfluß haben könnte" — —

„Ich habe von einem solchen gehört," unterbrach „Herr" ihn frostig und bohrte seinen Blick in den des Leidenden.

Dieser bog langsam und scheu den Oberkörper zurück.

„Sie werden es mich versuchen lassen — mir sagen, was Sie wissen — einmal, wenn wir allein sind," stotterte er leiser.

„Einmal, wenn wir allein sind," wiederholte „Herr" laut, mit eigentümlicher Betonung.

Darauf wurde das Gespräch wieder allgemein, und wiederum wurde der Fremde trotz seiner Wortkargheit zum Mittelpunkt derselben. Es schien, als umschmeichelten ihn alle, die um ihn saßen. Nur der Geheimrat hockte in einer Ecke, hielt einen kleinen Spiegel in Händen und strich sich den Scheitel mit seiner Bürste glatt. In diesem Augenblick erhob sich Herr „Herr" schroff. Steif und geradeauf schritt er zu dem alten Gecken hinüber und legte die Hand unversehens über die seine.

„Ihre Bürste, Herr!"

Eine Aschenfarbe überflog des Geheimrats Züge.

„Mein Gott," stammelte er atemlos.

„Was ist Ihnen?" fragte „Herr" gleichgültig und zog seine Hand zurück.

Der Rat sah verwirrt um sich.

„Nichts — nichts — ich weiß nicht, was mich ankam!"

„Sie bangten doch nicht um Ihr Schniegelinstrument?"

Zum erstenmal teilte ein fast unmerkliches Lächeln die dünnen Lippen des Fremden; mir wurde banger hierbei als bei seinem frostigen Ernst.

„Ich sehe mir die Bürste ein andermal an, wenn Ihre Hand sie weniger fest hält!“

Damit schritt er ohne ein weiteres Zeichen urplötzlich hinweg und aus dem Saal.

Eine Wut faßte indessen den Geheimrat.

„Was wollte er, der Unverschämte? Was geht ihn meine Bürste an? Ein unleidlicher Kerl!“

Er bebte vor Entrüstung, aber ich sah ihn nachher heimlich nach der Tür schielen, als fasse ihn eine Unruhe, der Gescholtene möchte seine Worte gehört haben.

„Wer ist er denn? — Woher kommt er? — Was will er hier?“

Die Fragen schwirrten unter der Gesellschaft durcheinander. Und es begann ein langes Hinundwiederraten. Einige schüttelten sich gleich Trägern, denen schwere Lasten abgenommen wurden.

„Gott sei Dank, daß er weg ist,“ seufzte die Freifrau von Diemen, eine anfangs der Vierziger stehende, immer noch hübsche Dame. Sie hielt die eignen schlanken Finger geklemmt und streifte das Gesicht des Weißhaarigen mit einem langen zärtlichen Blick. „Mir ist schwer geworden in seiner Nähe,“ fügte sie leiser hinzu.

„Ich meine halt, 's ist einer, der da oben nicht recht ist,“ rief einer lachend. Es war Franz; er deutete auf seine eigne hohe Stirn dabei. Sein Gesicht war so sorglos und fröhlich wie je, das einzige im Kreis, darinnen kein Unbehagen über den

sonderbaren Mitgast zu lesen war. Als die Gäste sich trennten für die Nacht, waren sie fast einig geworden, „daß Herr ‚Herr' einem die Kur verleiden könnte!" Falls er länger bliebe, sollte es dem Wirte gesteckt werden, daß er jenem bedeute, doch lieber anderswo Unterkunft zu suchen. Einen — den Holländer — hörte ich neben mir murmeln:

„Er will mich besuchen — bald besuchen!" Des schwerkranken Mannes Blick ging traumverloren ins Leere.

Drittes Kapitel

Der zweite Regentag kam und der dritte. Herr „Herr" war immer noch im Hause, doch war er nicht mehr bei Tische erschienen. Frau Lina war krank und Harden und andre hatten sich gelegt. Meiner Nachbarin Stöhnen wurde unerträglich. Ich beschloß, den Wirt um ein andres Zimmer zu bitten. Zufällig wurde auf denselben Abend eines frei.

Es war längst dunkel. Die elektrischen Flammen erhellten die Korridore des Hotels, als ich meine Habseligkeiten nach meinem neuen Schlafraum brachte. Ich hatte mich über einem Schachspiel mit Franz verspätet und eilte, noch vor dem Abendessen den Umzug zu bewerkstelligen. Die Tischglocke überraschte mich bei der Arbeit. Als ich zuletzt ein paar Bücher holte, die in meinem alten Zimmer verblieben waren, waren die übrigen Gäste zur Tafel gegangen. Die Gänge waren leer und still. Ich ging rascher, griff die beiden Bände auf und trat wieder aus meiner Tür. Ein langer Schatten fiel in den Flur. Dann

sah ich „Herr“ denselben entlang kommen. Er schaute starr vor sich hin; wie zwei verborgene Lichter standen die Augen in seinem Gesicht. Er hätte mich kaum beachtet; grußlos schritt er vorüber und legte die Hand auf die Türklinke am Zimmer der Französin.

„Da wohnt die Schwerkranke,“ mahnte ich unwillkürlich.

Da wandte er mir sein Gesicht zu, und plötzlich erschien er mir von seltsamer Hoheit, und ich las eine fremde Milde in seinem Antlitz.

„Zu der will ich eben,“ sagte er ruhig und klar.

„Kennen Sie sie denn so wohl?“

„Ich werde sie kennen!“

Die Falle klirrte. Ohne ein weiteres Wort trat er ein. Ich stand und lauschte, lauschte gleich einem schlecht erzogenen Kinde. Drinnen blieb alles still. Da lief ich in großer Erregung hinweg. Wie im Traumwandel gelangte ich in mein neues Zimmer, dann hinab in den Speisesaal. Ich vermochte nicht zu essen; nur ein Glas schweren, welschen Weines stürzte ich hastig hinunter. Meine Tischnachbarn neckten mich um meiner Zerstreutheit willen. Ich atmete auf, als die Mahlzeit zu Ende war. Der Geheimrat wollte mich eben in Beschlag nehmen, als mein Blick zufällig auf den Eingang des Saales fiel. Die Wirtin stand dort und suchte mich mit den Augen. Ich las eine wichtige Nachricht in den Zügen der Mitteilungssüchtigen. Und fast wider Willen schritt ich hinüber.

„Sie können morgen Ihr früheres Zimmer wieder beziehen,“ flüsterte die Hausfrau. „Ihre Nachbarin ist erlöst!“

Da wußte ich plötzlich, daß ich die Nachricht erwartet hatte, seit ich den Fremden bei ihr hatte eintreten sehen.

„Wann starb sie?" fragte ich mechanisch.

„Vor wenigen Minuten."

Ich drehte mich von ihr ab; wie in einem Taumel ging ich wieder nach der Tiefe des Saales. Da weckte mich eine Bewegung unter den Gästen. Franz hatte eine der Verandatüren geöffnet, um nach dem Wetter zu sehen, das zum erstenmal wieder Besserung versprach. Auf ein Wort von ihm drängte die Gesellschaft an seine Seite. Unten am See ging ein kurzes Knirschen und Gieren. Dann tauchte etwas Fahles gleichsam aus dem Wasser, das blähte sich in einem leichten Luftzug und strich nach wenigen Minuten seewärts. Langsam vertrug da unten Herrs Schiff seinen seltsamen Eigner.

An dem Abend war es, als sei eine Last von den Menschen im Saale genommen; es herrschte eine an Uebermut grenzende Fröhlichkeit. Wäre die Tote nicht gewesen, von der die Kunde umging, es möchte sich alt und jung zu Spiel und Tanz verstiegen haben. Aber keiner fragte, woher ihnen die plötzliche Sorglosigkeit, der jähe Leichtsinn kam.

Folgenden Morgens stand wunderbarerweise die Sonne frühlingsgolden über den schneefarbenen Bergen. Und dann kam eine Reihe lichtvoller Tage. Es wurde eine so trauliche würzige Wärme, daß der Ort sich jäh verwandelte. Der See schimmerte in tieferem Blau als der Himmel, der wolkenlos ihn überspannte. Wie von unsichtbarer Hand getilgt, erlosch das Weiß des Schnees an den Südabhängen.

In den Gärten genasen die regenkranken Blustbäume, die Kamelien öffneten sich im Dunkel ihres Laubes, die Mimosen dufteten. Und allmählich genasen auch unsre Kranken wieder. Frau Lina war die letzte, die sich erhob. Ihr schmales Gesicht war so durchsichtig, als sie das erstemal wieder bei Tische erschien, aber in ihrem Wesen war sie verwandelt: sie freute sich wie ein Kind über die warme Sonne und redete vom Gesundwerden. Aber die Sonne war zu spät gekommen für sie. Es schien, als gehe ihre Kraft mit den Tagen, ihr freilich unbewußt. Sie freute sich über jeden und schritt im Garten unter den Blumen hin und wieder, dabei vergessend, daß ihre Kraft nicht mehr für weite Gänge reichte. Sie wähnte sich halb genesen, und eines Morgens — wir waren indessen Freunde geworden, sie und ich — legte sie, noch ehe sie mich grüßte, die Hand auf meinen Arm und sah mich mit einem Blicke an, in dem es wie nicht zu sagender Jubel lag:

„Am Sonntag kommt er mich heimholen.“

„Schon jetzt?“ entfuhr es mir. Es war gedankenlos geredet, denn ich wußte, daß der Kurarzt ihren Gatten heimlich gemahnt hatte, daß ihr nicht lange Zeit mehr zur Heimkehr bliebe. Aber sie scherzte:

„Ich habe meinem Mann so lange zugesetzt, bis er mich wieder zu sich nimmt; es ist ja auch beinahe nur noch das Heimweh zu heilen verblieben.“

An diesem Morgen erfuhr ich auch ihre Geschichte. Wir saßen beieinander in einer einsamen Laube, wo ich ihr einige Male vorgelesen hatte. Zum gleichen Zwecke waren wir hingegangen, aber als ich mein Buch aufschlagen wollte, sagte sie:

„Ich kann heute nicht zuhören; meine Gedanken sind so weit. Lassen Sie uns plaudern. Ich — ich will Ihnen von meinem Mann erzählen, damit Sie ihn schon kennen, wenn er kommt."

Da hörte ich es mit an.

Sie waren Nachbarskinder. Seiner Eltern Haus, ein alter fester Bau, wie sie der Stolz der lang eingesessenen Bürger sind, stand der Mietkaserne gegenüber, wo sie mit Mutter und Schwestern eine kleine Wohnung innehatte und um ihr tägliches Brot schaffte, seit sie der Schule entwachsen war. Obgleich sie lange gute Kameraden gewesen waren, hätte Lina sich nie geträumt, daß sie des fast fürnehmen Werdersohnes Weib würde. Nicht, daß er übermäßig reich gewesen wäre, aber sein Vater betrieb ein blühendes Geschäft und war in der Stadt ein hochangesehener Mann. Und als sie, die beiden Jungen, sich gefunden hatten, hatte das Mädchen sich tapfer von ihm lossagen wollen, derweil sie den Widerspruch seiner Eltern fürchtete. Er aber hatte ihr unverlangt sein Wort gegeben und es gehalten, innert zweier stürmischer Jahre es eingelöst. Viel war von Basen und Tanten wider sie zu Felde geführt worden, nicht zum wenigsten, daß ihr Vater an Auszehrung gestorben und sie den Keim der Krankheit in sich trage. Sie selber hatte ihn gewarnt und diese Antwort empfangen: Just weil du krank werden möchtest, will ich dich in meine Obhut nehmen! — Nach zwei Jahren war sie in seine Hut gekommen. Und — nun hob sie die Augen, die bisher an den Boden geheftet gewesen, und ich sah sie voller Tränen stehen — war es nicht ein Wunder von Glück für

sie gewesen! Ihre Mutter hätte nie die Mittel besessen, ihr diese Heilkuren zu ermöglichen. Ihm habe sie zu danken, wenn ein ihr vorausgesagtes schlimmes Geschick, jung sterben zu müssen, sich nicht erfülle. Seine Wohltaten erkauften ihr die Genesung. Freilich, sie empfinde sein Opfer, und sie habe in diesem Kurleben für ihn zu sparen gesucht, aber sie wisse, daß er freudig selbst gegen ihren Willen seine letzte Arbeitskraft und seine ganze Habe eingesetzt hätte. Welcher Segen es sei, daß er sich seinen Lohn nun selbst holen dürfe, daß er — —"

Sie stockte plötzlich. Ihr Antlitz veränderte sich und gewann einen Ausdruck bebender Angst. Sie sehe doch jetzt viel gesünder aus? Ob ich nicht auch finde, daß sie sich unter dem Einfluß des schönen Wetters sehr erholt habe?

Ich bejahte rasch und erzwang ein Lächeln. Da überkam sie eine stürmische Freude. „Wenn's doch schon Sonntag wäre!" Sie stand auf, hob die verschlungenen Finger gen Himmel gleich einem, der dem Lautwerden seiner Seligkeit kaum zu wehren weiß. Dann lief sie hinweg.

Am Sonntag kam Werder. Ein starker, hochstämmiger Mann von bäuerischen Manieren, dem man ansah, daß er sein eigen Werkzeug handhabte. Sie hatte ihn am Bahnhof holen wollen, aber der Arzt hatte es untersagt. So erwartete sie ihn im Garten.

„Bleiben Sie bei mir! Helfen Sie mir, daß die Schleichezeit vergeht," hatte sie mich in fieberhafter Erregung gebeten. So kam es, daß ich ihr Wiedersehen mit anschaute.

Er stieg rasch aus dem Hotelwagen, dessen einziger Insasse er war. Als er sie in seine Arme schloß — sie erschien noch zierlicher und zarter neben seiner mächtigen Gestalt —, da zuckte es in seinen energischen Zügen von einem wilden Leid, das er ebenso rasch verbiß, um ihr ein frohes Gesicht zu zeigen. Sie wäre wohl umgesunken, so sehr hatte die Freude ihr zugesetzt, aber sein Arm stützte sie, trug sie halb. Und sie hatte mich vergessen — miteinander schritten sie, ohne meiner zu achten, ins Haus.

Schon am folgenden Spätvormittag reisten sie ab. Frau Lina hatte mich wie andre ihrem Manne vorgestellt. Er gefiel mir so wohl, daß es mir leid tat, ihn nicht näher kennen lernen zu können. Aber er war zerstreut und hatte nur Augen und Sorge für seine Frau. Franz und ich, als Frau Linas Landsleute, begleiteten das Ehepaar zum Bahnhof; es war Sitte, daß keiner der Kurgäste ohne Geleite wegfuhr. Wir sahen sie ihre Plätze im Zug suchen und standen nach herzlichem Abschied an ihrem Wagen; vom offenen Fenster aus plauderte Frau Lina sorglos zu uns hernieder, rühmte den schönen Ort und seine Heilkraft, und Werder saß mit trüben Augen daneben. Da scholl das erste Glockenzeichen. Und plötzlich streifte ein grauer Mantel meinen Arm. Ein Mann schwang sich auf den Wagentritt und trat in die Abteilung der beiden Leute. Ich staunte hinauf und traute meinen Augen kaum. Da hörte ich die klare, markige Stimme:

„Ich fahre mit Ihnen, Frau Werder! Wir haben denselben Weg!"

Es war „Herr".

Frau Lina war zurückgefahren; die braunen Augen vergrößerten sich schreckhaft und der letzte Tropfen Blutes wich ihr aus Lippen und Wangen. Der Zug pfiff. Ich sah noch, wie Werder seine Frau umfing und sorglich in die Polster bettete. Dann rasselte die Wagenreihe vorüber.

Es war einige Tage später, daß im Hotel bekannt wurde, wie die Kranke just noch die Heimat erreicht hatte, um zu sterben.

Franz und ich waren schweigend vom Bahnhof hinweggeschritten. Eine lange Weile gingen wir so nebeneinander her.

„Wer ist der Mensch?" redete jener endlich halb zu sich selbst.

„Kein Mensch!" löste es sich mir unwillkürlich von den Lippen.

